MANNUS

1.-2. Ergänzungsband

herausgegeben von

Professor Dr. Gustaf Kossinna

Leipzig
Verlag von Curt Kabitzsch

THE LIBRARY
OF THE

PERIODICAL ROOM
CLASS 301.05
BOOK M 316
Suppl. 1-2

MANNUS

Zeitschrift für Vorgeschichte

Organ der Deutschen Gesellschaft
für Vorgeschichte

:: herausgegeben von ::

Professor Dr. Gustaf Kossinna

I. Ergänzungsband

Bericht über die I. Hauptversammlung

zu Hannover, 6. bis 9. August 1909

WÜRZBURG
Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag)
1910

U.M.I. OF MINNESOTA LIBRARY

Königl. Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Freitag, den 6. August:

Begrüssungsabend. Redner: Professor Mohrmann. 1
Festschriften 1

Sonnabend, den 7. August:

Universitätsprofessor Dr. Kossinna: Festvortrag über den „Vorgeschichtlichen Handel in Mitteleuropa“ 2
Begrüssungsreden: Landeshauptmann v. d. Wense, Professor Ross, Geheimrat Frank, Professor Mohrmann, Professor Dr. Kossinna 5
Eröffnungsreden im Provinzialmuseum: Dr. Reimers, Dr. Hahne . . 11

Wissenschaftliche Vorträge:

Dr. Reimers: Vorgeschichtsforschung und Denkmalpflege 14
Dazu: Kossinna 16
Prof. Dr. Höfer: Die Erforschung mittelalterlicher Burgen 17
Dazu: Reimers, Hahne, Wackenroder, Höfer 24
Dr. Olbricht: Das Klima der postbaltischen Zeit und die vorgeschichtliche Chronologie (mit 1 Textabb.) 26
Dazu: Korn, Olbricht, Wüst, Blanckenhorn, Olbricht 36
C. Schwantes: Slawische Skelettgräber bei Rassau, Provinz Hannover (mit 1 Textabb.) 39
Dazu: C. Schwantes, Kiekebusch, G. Schwantes, Kiekebusch 40

Festmahl:

Dichtungen von H. Hahne (mit 1 Zierleiste von Prof. B. Schulz) . . . 43

Sonntag, den 8. August:

Ausflug nach Wohlde und den Sieben Steinhäusern bei Südbostel 49
Dazu: Hahne, Kossinna 49

Montag, den 9. August:

Geschäftssitzung 50

Wissenschaftliche Vorträge:

L. Feyerabend: Die Entstehung der Schlackenwälle und die verschiedenen Typen der Burgwälle in der Oberlausitz 51
Dazu: Schmidt, Kossinna, Feyerabend, Schmidt 53
Dr. Kiekebusch: Die wichtigsten Bronzezeitfunde des Märkischen Museums der Stadt Berlin 54
Dazu: Bezzenberger, Kiekebusch, Reimers, Kossinna . . . 55
Dr. R. R. Schmidt: Die spätpaläolithischen Bestattungen der Ofnet (mit Tafel I) 56
Dazu: Bezzenberger, R. R. Schmidt, Kossinna 63

DEC 5 '27

394615

Seite

Diluvialarchäologische Konferenz (mit Tafel II): Hahne, Wüst, Hahne, Blanckenhorn, Wüst, R. R. Schmidt, Wüst, Hahne. — Blanckenhorn 63
Prof. Bruno Schulz: Das Grabmal des Theoderich zu Ravenna und seine Stellung in der Architekturgeschichte 70
Geheimrat Prof. Dr. Bezzenberger: Ostpreussische Grenzbeziehungen (mit 1 Textabb.) 72
Professor Dr. Knoke: Wanderung über das Schlachtfeld des Teutoburger Waldes 76
Dazu: Kossinna 87
Professor Dr. Kossinna: Schlusswort 88

Dienstag, den 10. August bis Donnerstag, den 12. August:
Ausflug ins Wesergebirge und in den Teutoburger Wald unter Führung von Prof. Dr. Kossinna und Prof. Dr. Knoke . . 88
Professor Dr. Kossinna: Exkurs über den Flurnamen 'Idistaviso' . 90

Freitag, den 13. August bis Montag, den 16. August:
Ausflug zum Besuch neugeordneter Sammlungen des deutschen Paläolithikums unter Führung von Dr. R. R. Schmidt 93
Dr. R. R. Schmidt: Die geologischen und archäologischen Ergebnisse meiner seit 1906 vorgenommenen Ausgrabungen in süddeutschen Höhlen 95
Dr. R. R. Schmidt: Die Epochen der parietalen Kunst in den Höhlen Südfrankreichs und Spaniens 97
Dr. R. R. Schmidt: Entwicklung der paläolithischen Steintechnik . . . 98
Geh. Rat Dr. Pfeiffer: Gebrauch und Herstellungsweise einiger paläolithischer Geräte 99
Prof. Dr. v. Koken: Funde aus dem Diluvium von Gafsa bei Tunis und vom Harzvorlande 99
Dr. R. R. Schmidt: Die diluvial-prähistorische Sammlung deutscher Funde in Tübingen 100
Verzeichnis der Teilnehmer 105
Rednerliste 107

Freitag den 6. August.

Nachmittags um 6 Uhr fand im Künstlerhause eine Sitzung des Vorstandes statt, an die sich eine Sitzung des gesamten Ausschusses anschloss.

An derselben Stelle erfolgte abends das erste gesellige Beisammensein der Tagungsgäste. Dieser Begrüssungsabend war sehr gut besucht, auch von Damen, und verlief in angeregt behaglicher Stimmung.

Geh. Baurat u. Konsistorialbaumeister Prof. Mohrmann, Hannover,

begrüsste die Teilnehmer an der Tagung seitens seiner niedersächsischen Heimat in humoristischen und gemütvollen Worten. Erfreulich war die rege Anteilnahme der Einheimischen, die sich bereits an diesem Abend zeigte.

Folgende Schriften und Andenken wurden den Teilnehmern an der Tagung überreicht:

1. Als Abzeichen für die Teilnehmer:
   Nachbildung einer Gewandhafte in Vogelform der späteren Völkerwanderungszeit, aus einem Funde von Anderlingen, Kr. Bremervörde stammend, der im Prov.-Museum aufbewahrt wird (vgl. Jahrbuch des Prov.-Mus. zu Hannover für 1907/8).
2. Die Festschrift enthält folgende Arbeiten:
   1. Dir. Dr. Reimers: Einleitung (Jahresbericht 1908/9 für das Provinzialmuseum).
   2. Dr. Hahne: Zur Ausgestaltung der vorgeschichtlichen Slg. des Provinzial-Museums zu Hannover als Hauptstelle für vorgeschichtliche Landesforschung in der Provinz Hannover.
   3. Ders. Bericht über die Ausgrabung von Hügeln bei Wohlde, Kr. Celle.
   4. Ders. Bericht über Ausgrabungen bei Hoya.
   5. Ders. Vier Serien Steingeräte der Eingeborenen von Australien.
   6. Ders. Eine Holzkeule der Eingeborenen von Australien mit bildlichen Darstellungen.
3. Bericht über die Ausgrabungen des Lüneburger Altertumsmuseums von M. M. Lienau.
4. Kurze Übersicht der wichtigsten Literatur der Vorgeschichte Mitteleuropas zusammengestellt von E. Wahle, revidiert und ergänzt von Gustaf Kossinna.

5. Kurzer Wegweiser durch die vorgeschichtliche Sammlung des Provinzial-Museums zu Hannover (Hahne).
6. Führer durch die Stadt Hannover.
7. Präsenzliste usw.
8. Für die Teilnehmer an der diluvialarchäologischen Konferenz: Serien von lithographierten Postkarten, die Ausgrabungen und Funde O. Hausers im Vezèretal zeigend.

Sonnabend den 7. August.

Kgl. Technische Hochschule.

Vorm. 9 Uhr. Die Tagung wird eröffnet durch einen mit 80 Lichtbildern ausgestatteten Festvortrag von

Universitätsprofessor Dr. Kossinna, Berlin:

Vorgeschichtlicher Handel in Mitteleuropa.

(Kurzer Auszug) [1])

Was wissen wir von dem Handel der Vorzeit? Noch vor wenigen Jahrzehnten waren selbst Fachleute geneigt, alle vorgeschichtlichen Gegenstände unseres Landes von besserem Aussehen für Handelsware aus Südeuropa her anzusehen. Heute, wo die Vorgeschichtsforschung aus Stoff, Form und Stil der Altertümer genau ihren Ursprung, ihre Heimat und Entstehungszeit kennt, weiss man, wie gering der Anteil der Importware ist gegenüber der einheimischen Fabrikation jeder Gegend. Die wichtigste Frage für den Handel sind die Handelswege. Die Beförderungsart der Waren in der Vorzeit selbst bis in die Steinzeit hinein war im Grunde keine andere und keine viel schlechtere als wie sie vor 100 Jahren, d. h. vor dem Aufkommen der Dampffahrzeuge üblich war, nämlich auf Pferde- und Rindergespannen oder auf dem Rücken von Saumtieren. Für Reiten und Fahren haben wir Beweise in der Steinzeit. Viel wichtiger noch war der Wasserweg. Bereits in der Steinzeit wurden fernliegende Inseln, wie Helgoland, Bornholm, Gotland, vom Festlande aus besiedelt. Kulturverbindungen zwischen Pommern und Südschweden ohne den Anteil Dänemarks, (Steinhämmer), desgleichen von Südschweden nach England ohne den Anteil von Dänemark und Nordwestdeutschland (Steinkisten mit Loch), desgleichen von Irland und Dänemark (Goldene Halskragen) ohne Nordwestdeutschland zeigen den Verkehr über die hohe See. Dieser Seeverkehr geschah in riesenhaften geruderten Einbäumen, die bald durch aufgesetzte Bordflanken und eingefügte Querhölzer (Spanten) verbessert wurden. Sicherer war der Binnenverkehr auf Flüssen.

Die wichtigste Verkehrsader mit grosser Einheitlichkeit der Kultur und der Bevölkerung, wie auch der Importartikel war das Donaugebiet, namentlich in der Zeit der Spiralkeramik, wo aus dem Roten Meer und dem östlichen Mittelmeer die purpurne Spondylusmuschel und

[1]) Der vollständige Vortrag wird erscheinen als Sonderheft der Darstellungen über früh- und vorgeschichtliche Kultur-, Kunst- und Völkerentwicklung, herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna. Würzburg, C. Kabitzsch.

die Dentaliummuschel bis an die oberste Donau heraufkam, bis Oberschlesien wenigstens der Obsidiangebrauch. Keineswegs so einheitlich ist das Rheingebiet, wo in der Schweiz und am Oberrhein das Pfahlbauvolk südeuropäischen Charakters den frühesten Getreidebau nach Mitteleuropa bringt und die Prunkbeile aus Halbedelgestein wie Nephrit, Jadeit und Chloromelanit über Mitteleuropa und weiter hinaus verbreitet. Die mit dieser Pfahlbaubevölkerung am Mittelrhein zusammenstossenden donauländischen Südindogermanen verbreiten gewisse teils schmale, hochgewölbte, teils breite, flachgewölbte steinerne Hacken (Ackerbaugeräte) und grosse querdurchlochte steinerne Pflugscharen über Norddeutschland, d. h. zu den Nordindogermanen, die ihrerseits herrlich geschliffene Feuersteinbeile, aufs schmuckste zugeschlagene Lanzenspitzen und Dolche südwärts bis ins Alpengebiet versandten.

Der Haupthandelsartikel der Nordindogermanen war der Bernsteinschmuck, dessen Rohmaterial ihnen in Jütland und Ostpreussen (Menschen- und Tieridole) in so reicher Weise zur Verfügung stand. Dieser Bernsteinhandel hielt sich während der Steinzeit streng innerhalb des Gebietes der Nordindogermanen, doch führten sie ihn bei ihrer Ausbreitung im Westen bis zur Schweiz, im Osten bis nach Ostgalizien mit sich. Erst als sie nach Südeuropa vordrangen, mit Beginn der Bronzezeit, finden wir auch dort Bernsteinschmuck.

Die norddeutschen Ströme, selbst Elbe mit Saale, und die Weichsel waren mehr Wegweiser für die südliche Ausbreitung der Nordindogermanen als wie für das Eindringen südlichen Importes nach dem Norden. Eine Ausnahme macht das Wesertal in der älteren Bronzezeit, wo einerseits die Nordwestdeutschland nunmehr besetzenden Germanen Bernsteinschmuck und gewisse Formen des Bronzeschmucks (gerippte Halskragen) an die mittlere und obere Weser, ins Maingebiet und nach Süddeutschland abgeben, anderseits die in den genannten Gegenden sich jetzt konsolidierende keltische Bevölkerung wiederum besondere Bronzeschmuckformen, worunter die Radnadel hervorragt, den germanisch gewordenen hannoverschen Landen und den Nachbarprovinzen zuführt. So müssen wir bei den Kulturwanderungen und im Verkehr der Vorzeit viererlei unterscheiden:

1. Ausbreitung der Kultur durch Ausbreiten der Bevölkerung,
2. Einzelimport fremder Ware,
3. einheimische genaue Nachahmung der Fremdware,
4. selbständige Weiterbildung eingeführter Warentypen.

Mit Einsetzen der Bronzezeit setzt sich die Elbstrasse nicht nur zur Donau fort, sondern geht weiter südwärts direkt über die Alpen nach Italien. Zum ersten Male dringt die Bevölkerung ins Hochgebirge. In der Benutzung der Pässe steht noch wie heute obenan der Brenner, über den die Früherzeugnisse der italischen Bronzezeit nach Norden wandern, ein Verkehr, der aber bald abbricht. Das Aufkommen gehämmerter Bronzeblechwaren mit getriebenen Verzierungen in der mittleren Bronzezeit Südeuropas eröffnet einen neuen Zustrom italischer Ware nach Mitteleuropa (während Westeuropa ganz zurücksteht, auch in einheimischer Technik), der bis zur römischen Kaiserzeit unter langsamer Steigerung sich anhaltend fortsetzt. Gleichzeitig mit der getriebenen Ware beginnt auch die Einfuhr ägyptischen Glasschmucks.

Fragen wir nach der Art des Handels, so war seine älteste Form ein reiner Tauschhandel, wie er schon in paläolithischer Zeit nachweisbar ist; desgleichen in neolithischer Zeit. Doch kommt zu dieser Zeit als Folge der Rinderzucht die Berechnung nach Stückvieh oder Rinderhäuten als Werteinheit auf. Man besass dadurch eine Geldart: das „Viehgeld". Das Aufkommen des Metalls brachte dem Handel ein neues, verbessertes Zahlungsmittel: zunächst das Kupfer und das Gold, bald auch die Bronze. Im Süden war Cypern, in Mitteleuropa Ungarn ein hervorragendes Gebiet der Kupfergewinnung. Gold wurde in Irland und besonders in Siebenbürgen produziert, von wo wir — wenigstens in Ostdeutschland — nachweislich auch die Bronzemischung bezogen. Blieb das Metall in unregelmässiger Form, so musste es abgewogen werden, und die dazu nötigen Wagen, wenn auch aus Holz, hat es sicher schon zur Kupferzeit bei uns gegeben. Bequemer war es, das Metall zu Barren von bestimmtem Gewicht zu formen. Derartige Barren wurden gern in Form von bestimmten Geräten oder von Schmuck gegossen, jedoch ihrem Zweck entsprechend in sehr plumper, massiger Weise, z. B. in Form von Halsringen, Armringen, Flachbeilen und besonders auch kupfernen Doppeläxten in Form der Amazonenaxt. Diese Art der Äxte war zugleich ein Symbol des Blitzes und des Himmelsgottes, auf Kreta zugleich Hoheitsmarke und Handelsmarke. Ihre Verbreitung in Mitteleuropa scheint auf Herkunft aus Südfrankreich und weiter über See aus Kreta zu sprechen. Dazu stimmt, dass die meisten deutschen Stücke dieser Art nach der Kretischen Mine von 618 Gramm abgewogen sind, wenige nur nach der älteren ägyptischen, eines nur nach der babylonischen Urmine. Sind diese Stücke aber abgewogen verhandelt worden, so muss es auch Gewichte gegeben haben und solche hat dann auch kürzlich der Strassburger Vorgeschichtsforscher FORRER aus Schweizer Pfahlbauten nachgewiesen, die auf die drei genannten und auf die seit der Eisenzeit zur Herrschaft gelangte phönikische Mine abgeformt sind. Er hat auch gezeigt, dass ein grosser Teil der Bronzegeräte und des Bronzeschmucks der Bronzezeit in bewundernswerter Technik so modelliert worden ist, dass er fertig gegossen ein bestimmt gewolltes Gewicht besass. Bezahlt wurden die erhandelten Waren teils mit sogen. Bronze-Ringgeld, teils mit Bruch-Bronze. Von abgewogenen, gestempelten Metallbarren bis zur geprägten und staatlich garantierten Münze war dann ein Schritt, den die Griechen vollzogen, deren Münzprägung von den Kelten in Frankreich wie in Mitteleuropa aufgenommen wurde. Das geschah in der Latène-Zeit, dem Höhepunkt der vorrömischen Eisenkultur. Unser Wort Eisen selbst stammt aus dem Keltischen. Verhandelt wurde Roheisen in doppelpyramidenförmigen Barren („Luppen"). Nur die britischen Kelten benutzten meisselförmige Eisenbarren zugleich als Zahlmittel. Den Germanen brachte die Latène-Zeit eine reichlichere Zufuhr von Glasperlen, die Kunst der Emaillierung und neuen Anteil an dem durch einige Jahrhunderte unterbrochenen Ankauf italischen Bronzegeschirrs.

Nunmehr erfolgten im reichgeschmückten Lichthofe der Hochschule die Begrüssungsansprachen.

Landeshauptmann v. d. Wense

begrüsst die Tagung im Namen der Provinzialverwaltung, die von jeher der Vorgeschichtsforschung ihr Interesse zugewandt hätte, da sie ja im Provinzialmuseum eine grosse und wertvolle vorgeschichtliche Sammlung besässe und zu pflegen hätte und das Land Hannover besonders reich an vorgeschichtlichen Bodenaltertümern sei.

Mit Genugtuung habe daher die Provinzialverwaltung die moderne Entwicklung der Vorgeschichtswissenschaft verfolgt, die ja Jeden mit Befriedigung erfüllen müsse, der Verständnis für das wichtige Arbeitsgebiet dieser Forschungen habe. Die Eroberung eines akademischen Lehrstuhles und die Begründung der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte seien hocherfreuliche Stufen zu kräftiger Weiterentwicklung der deutschen Vorgeschichtswissenschaft.

Die Provinzialverwaltung habe ihre Teilnahme an den modernen vorgeschichtlichen Forschungen auch dadurch gezeigt, dass sie einen Schüler KOSSINNA's, Herrn Dr. HAHNE, berufen habe zur Neuordnung und weiteren wissenschaftlichen Bearbeitung der vorgeschichtlichen Sammlung des Provinzialmuseums. Dass die deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte Hannover als Ort ihrer ersten Tagung gewählt habe, darin erblicke die Provinzialverwaltung eine besondere Wertung für diese Sammlung und die übrigen vorgeschichtlichen Schätze der hannoverschen Heimat, deren Pflege sich die Provinzialverwaltung immer angelegen sein lassen würde.

Hochschulprofessor Ross, Hannover,

als Vertreter des Rektors der Kgl. Technischen Hochschule:

Hochansehnliche Versammlung!
Meine Damen und Herren!

Ich habe die Ehre, im Namen Sr. Magnifizenz des Herrn Rektor Sie hier willkommen zu heissen, und ich tue dies mit ganz besonderer Freude, da Sie ja gewissermassen unsere Gäste geworden sind, dadurch, dass Sie Ihre Tagung in den Räumen der Hochschule abhalten. Es ist aber mehr als diese rein äusserliche Beziehung, worauf ich hier hinweisen möchte. Die technischen Hochschulen machen gegenwärtig eine Wandlung durch in der Richtung ihrer geistigen Betätigung. Noch vor wenigen Jahrzehnten stürmten, geblendet durch die namenlosen Erfolge, die technischen Wissenschaften und mit ihnen die Hochschulen etwas wild ins Leben hinaus; jetzt ist eine gewisse Beruhigung eingetreten und die Hochschulen fangen im Genusse ihrer grossen Erfolge an, sich darauf zu besinnen, dass auch die Technik einen Kulturbildner darstellt und den Zusammenhang mit den allgemeinen Zielen der Menschheit nicht entbehren kann. Während früher in der Bezeichnung „Technische Hochschule" mehr das Wort technisch betont wurde, wird gegenwärtig der Hauptnachdruck auf das Wort „Hochschule" gelegt, und eben dadurch sind die technischen Hochschulen auf dem Wege, an den allgemeinen Kulturaufgaben der Zeit tätig mitzuarbeiten.

Es hat deshalb gerade unsere Hochschule seit einigen Jahren grossen Wert darauf gelegt, Fächer zu pflegen, die den allgemeinen Geisteswissenschaften angehören, um bei den vielfachen, bedeutenden, aber rein materiellen Einzelergebnissen der Technik ein geistiges Gegengewicht zu haben in diesen mehr idealen und philosophisch zusammenfassenden Gebieten, die unmittelbar an die menschliche Geistestätigkeit anschliessen. Denn alle Kulturaufgaben führen in letzter Linie auf den Menschen zurück, und immer und immer wieder führen hierher auch die Wissenschaften der Vorgeschichte, die Sie insbesondere pflegen und die bei Ihrer Tagung hier zur besonderen Geltung kommen sollen. Unter diesem Gesichtspunkt der Menschheits-Wissenschaften berühren sich also ihrer innersten Natur nach die Gebiete, in denen Sie tätig sind, mit den Bestrebungen der Hochschule.

Ausserdem aber spreche ich hier als Vertreter der hiesigen Abteilung für Baukunst und darf in deren Namen Ihnen einen ganz besonders herzlichen Willkommengruss bieten. Denn uns von der Abteilung für Architektur verbinden mit Ihnen schon seit längerer Zeit vielfache Fäden. Nachdem vor einigen Jahren bereits Adolf MICHAELIS es ausgesprochen hatte, dass die klassische Archäologie sich mit der prähistorischen Forschung in Fühlung gesetzt habe, ist es neuerdings immer klarer und deutlicher hervorgetreten, dass für die kunstwissenschaftliche Betrachtung der deutschen mittelalterlichen und der frühen germanischen Kunst die deutsche Vorgeschichtswissenschaft unentbehrlich ist. Es hat sich dann auch auf diesem Gebiet eine wesentliche Wandlung vollzogen, und während man vor einigen Jahrzehnten noch alle Hände voll zu tun hatte, die einzelnen Werke zu erforschen und sie möglichst genau zu datieren, sucht man jetzt hinter diesen Werken die schaffenden Energieen der einzelnen Epochen zu erkennen und sucht in letzter Linie ihre Eigentümlichkeiten zu erklären durch das, was hinter jedem Kunstwerk steckt, nämlich durch die Eigenschaften des an ihm tätigen Menschen. Wie aber überall das fertige Naturprodukt und auch das fertige Kunstwerk einzeln und für sich betrachtet, vollzusitzen scheint voll unlösbarer Rätsel, treten bei der Verfolgung des Einzelnen in der Entwicklungsgeschichte einer ganzen Reihe immer mehr und mehr die grossen Werte hervor, die gerade am deutlichsten in den primitiven Stufen vorhanden sind, und deshalb wenden sich die kunstgeschichtlichen Bestrebungen gegenwärtig so gern den ganz frühen Epochen zu, wo in der Vorgeschichtszeit die einzelnen Völker mit ihren Stammes-Eigentümlichkeiten entstehen und zum ersten Male beginnen, ihre Sinnesart in einfachen Geräten und in einfachen Kunstformen zu äussern.

Es hat deshalb unsere Abteilung für Baukunst mit grosser Freude begrüsst, dass es vor einiger Zeit ihr möglich war, einen Forscher aus Ihren Reihen sich anzugliedern, nämlich den Privatdozenten Dr. HAHNE. Es sind trotz der Kürze der Zeit aus der gemeinsamen Arbeit schon allerlei nützliche Ergebnisse hervorgetreten und wir haben die Hoffnung, dass es uns gelingen wird, auf diesem Wege fortschreitend unsere Beziehungen noch inniger zu gestalten.

Aus diesen Darlegungen mögen Sie aber ersehen, dass es tatsächlich nicht nur der Zufall der Räumlichkeiten ist, der uns hier zusammenführt, sondern dass zwischen der Technischen Hochschule im allgemeinen, der

Abteilung für Baukunst im besonderen, und Ihrer Vorgeschichtswissenschaft eine ganze Reihe von gemeinsamen Berührungspunkten vorhanden ist, und ich darf deshalb wohl sagen, dass Sie nicht nur unsere Gäste hier in den Räumen der Hochschule sind, sondern dass ich Sie hier als unsere Freunde begrüssen darf, und mit diesem Gruss verbinde ich den Wunsch, dass Ihre Tagung hier für Ihre Wissenschaft erfolgreich, für unsere gemeinsamen Bestrebungen erspriesslich und für die Stadt Hannover ehrenvoll sein möge.

Geh. Rat Frank war erschienen im Namen des durch eine Dienstreise unerwartet ferngehaltenen Stadtdirektors und seines durch Erkrankung ebenfalls im letzten Augenblick verhinderten Vertreters Senator Dr. Mertens.

Geh. Baurat und Konsistorialbaumeister Professor K. Mohrmann:

Meine Herren!

Im Namen des Heimatbundes Niedersachsen heisse ich Sie herzlich willkommen, indem ich der Freude Ausdruck verleihe, dass Sie die erste deutsche Tagung für Vorgeschichte in unser altes Sachsenland verlegt haben, dieses für die Forschung wichtige Gebiet unseres Vaterlandes, das die Völkerbrücke bildete zwischen Nord- und Südgermanen und das deutsche Ausfallstor, aus dem Sachsen und verwandte Stämme hinauszogen nach England und weiter nach der neuen Welt, andrerseits weit nach dem Osten in die baltischen Lande, überall deutsche Art und deutsche Kraft verbreitend. Hier sind wir in einer modernen Grossstadt, aber nur wenige Meilen brauchen wir hinauszuziehen — und wir wollens morgen tun —, dann umschliessen uns die schöne Heide und das weite Land, auf dem wie vor Jahrtausenden die Langschädel wohnen, wenig gewandelt nach Brauch und Sprache, nach Sitte und Sage und wenn wir an den Hünengräben stehen, dann haben wir das Gefühl „hier sind tausend Jahre wie ein Tag".

Hier binden uns noch feste unzerfaserte Seile mit der Vorzeit zusammen, hier ist die Vorgeschichte keine weltfremde Wissenschaft, kann sie Hand in Hand gehen mit Heimatforschung und Heimatpflege.

Mit dem Wunsche, dass Vorgeschichte und Heimatforschung zart verbunden durch Heimatliebe Seite an Seite zu hohen Zielen wandern, rufe ich Ihnen nochmals herzlich zu: Willkommen im Sachsenlande.

Begrüssungsschreiben waren eingelaufen vom Oberpräsidenten und vom Konsistorium der Prov. Hannover, sowie vom Präsidenten der Société préhistorique de France, Herrn Professor Dr. A. Guébhard in Paris.

Universitätsprofessor Dr. Kossinna:

Ich habe zunächst unsere grosse Freude auszusprechen über den regen Anteil, den die Bestrebungen unserer Gesellschaft hier zu Lande und besonders in dieser Haupt- und Residenzstadt Hannover finden und der in der grossen Zahl warmer Begrüssungsansprachen zum Ausdruck gekommen ist.

In erster Linie gebührt dieser Dank der Landesverwaltung, deren Gruss ich mit besonders warmen Gefühlen erwidere. Denn wenn wir heute hier unsere Tagung, die erste unserer jungen Gesellschaft, in so schönen Formen vollziehen können, so ist die Provinz daran die Hauptschuldige. Zunächst durch die Verhältnisse, die sie der Vorgeschichtsforschung geboten hat: ich meine nicht den wunderbaren Reichtum des Bodens an Altertümern, der dies Land zu einem der ergiebigsten Forschungsgebiete Norddeutschlands in indogermanischer wie in germanischer Vorzeit macht, sondern ich denke dabei an die Organisation der Arbeit, um diese Schätze des Bodens zu heben, zu konservieren und für die grossen Fragen unserer Wissenschaft zu verwerten. Zur Zeit des Königreichs Hannover gab es schon viel hochinteressierte, arbeitsame Einzelforscher in diesem Lande, ich nenne den Grafen Münster-Langenlage, v. Estorff, den berühmten englischen Gelehrten Kemble. Sie alle erfreuten sich der königlichen Gunst und Förderung, aber erst als Hannover Provinz wurde, bekam es sein Provinzialmuseum und damit eine Vereinigung der bisherigen Privatsammlungen zu einem Landesmuseum. Und wie dies Provinzialmuseum ausgestattet ist, davon uns durch den Augenschein zu überzeugen, werden wir hier alsbald Gelegenheit haben. Genau wie ein königliches Museum! Keine preussische Provinz hat dem etwas Gleichwertiges an die Seite zu stellen. Ganz besonders aber danke ich der Provinz für die Freigebigkeit, mit der sie unsere schöne nationale Wissenschaft bedenkt, dass sie zeigt, nicht bloss in Babylon und Ägypten seien Aufgaben zu lösen, die grosse Summen deutschen Geldes verschlingen, sondern dass auch in unserem Vaterlande für die heimischen grossen archäologischen Aufgaben, die ebenfalls nur gelöst werden können, wenn viel Geld zur Verfügung steht, — dieses Geld da ist und gern hingegeben wird. Möchte dieser Sinn für die heimische Forschung an den massgebenden Stellen der Provinz nie eine Minderung erfahren! Wir danken der Provinz, dass sie den ersten Schritt getan hat, um unserer Wissenschaft hier die Gewähr der Dauer und einer steten Tradition für die Zukunft zu sichern, indem sie einen wirklichen Fachmann der Vorgeschichtlichen Abteilung zum Leiter gab, einen unserer tüchtigsten jüngeren Forscher, einen Mann, der „von der Pike auf" als Prähistoriker gedient hat.

Weiter habe ich der Technischen Hochschule von ganzem Herzen zu danken schon für das hohe Verständnis, das sie im allgemeinen unserer Wissenschaft entgegenbringt. Hier in Hannover ist zum ersten Male erkannt worden, dass die deutsche Kunst, auch die Baukunst, im karolingischen Zeitalter nicht wie Minerva aus dem Haupte des Zeus hervorspringt, sondern dass sie grossenteils in der weiter zurückliegenden deutschen Vorzeit ihre Wurzeln hat, die nur der Vorgeschichtsforscher bloslegen kann. Die Hochschule hat dieser Erkenntnis mutig die notwendige Tat folgen lassen und einen Prähistoriker in die Reihen ihrer Lehrer aufgenommen. Hoffentlich findet sie hierin baldigste Nachfolge bei den Schwesteranstalten. — Im besonderen habe ich aber der Hochschule zu danken für uns so ehrende lebhafte Teilnahme an unserer Tagung, namentlich für die gütige Bewilligung dieser fürstlichen Räume zu unseren Vorträgen, wodurch unsere Tagung von vornherein einen äusseren Glanz erhält, dem wir eine entsprechende

innere Bedeutung unserer Tagung an die Seite zu stellen uns heiss und hoffentlich nicht ohne Erfolg bemühen werden.

Und nun das Provinzialmuseum! Seine Begrüssung unserer Tagung haben wir alsbald noch zu erwarten. Aber ich darf unsere hohe Dankespflicht gegen diese Behörde wohl schon jetzt hervorheben. Die Leitung dieses Museums, vor allem mein hochverehrter Freund Direktor Dr. Reimers, hat sich ja von Beginn an die grössten Verdienste erworben um unsere junge Gesellschaft. Darum kamen wir auch freudigen Herzens zu diesem Ehrentage des Provinzialmuseums und nahmen es dankbar an, wenn wir mit der Feier des Museums unsere eigene Feier verbinden durften. Niemals wird es in den Jahrbüchern unserer Wissenschaft vergessen werden können, dass der jetzige hohe Aufschwung der Vorgeschichte in dieser Provinz wesentlich dem tatkräftigen Vorgehen des Museumsdirektors Reimers zu danken ist, der es erreichte, der Vorgeschichtsforschung im Museum und damit in der Provinz eine selbständige Stellung zu schaffen.

Auch der Stadt Hannover danken wir für die leider nur schriftlich möglich gewordene Begrüssung. Wie gern kommt nicht jedermann nach Hannover; und wie besonders gern wir Archäologen. Denn eine Stadt, die ein Provinzialmuseum in ihren Mauern birgt und dann es noch für geboten hält, vier weitere Museen selbst einzurichten und zu unterhalten, das Kästnermuseum, das Kunstgewerbemuseum, das Vaterländische Museum, und schliesslich noch das Schulmuseum: eine solche Stadt hat es uns angetan. Wenn ich bei dieser Gelegenheit einen Wunsch an die Stadtverwaltung richten darf, so wäre es der, dass diese Museen mit dem Provinzialmuseum Hand in Hand gehen möchten, um jedwede Konkurrenz zu vermeiden, die nur zu einer Abschwächung ihrer segensreichen Tätigkeit beitragen könnte.

Ich danke auch der hohen Staatsregierung für Ihre Teilnahme, die sie durch Abordnung eines Vertreters des Herrn Oberpräsidenten zu unserer Tagung bekundet hat.

Ich danke endlich auch den wissenschaftlichen Vereinen, die uns begrüsst haben, insonderheit unserem hochverehrten Herrn Professor Mohrmann als Vorsitzender des Heimatbundes. Gibt es doch kaum eine Wissenschaft — oder ein ganzer Kranz von Wissenschaften muss man sagen, wie er sich im Namen Heimatbund zusammenfindet —, die unseren Bestrebungen gleich nahe steht und der wir mit solcher Sympathie gegenüberstehen, wie eben gerade Volkskunde und Heimatforschung. Niedersachsen ist der gegebene Boden für Heimatforschung wie für Vorgeschichte; darum wiederhole ich freudig den Wunsch des Herrn Professor Mohrmann: mögen beide hier stets Hand in Hand ihre hohen völkischen Ziele verfolgen.

Ich darf hier vielleicht das Begrüssungsschreiben eines unserer eifrigsten und wackersten Mitglieder vorlesen, des Herrn Theobald Bieder in Hamburg, der zu seinem grossen Leidwesen hier zu erscheinen verhindert ist; er weist mit Recht auf die hohe Stellung hin, die Leibniz in der Vorgeschichtsforschung einnimmt:

„Sich der Urgeschichtsforscher zu erinnern, die vor uns die Wege der Forschung bereiten halfen, gehört zu den natürlichen Dankespflichten.

So darf auch die Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte, die sich Hannover für ihre erste Tagung erwählt hat, nicht an einem Manne vorübergehen, der vor 200 Jahren an gleicher Stätte gewirkt und wie kaum ein anderer seiner Zeit sich der Erforschung der Urgeschichte gewidmet hat. Ich meine Gottfried Wilhelm von Leibniz.

Zweierlei muss dabei im Voraus erwähnt werden: 1. Es liegt im Charakter jener Zeit begründet, dass Leibniz die Urzeit weniger vom kulturgeschichtlichen Standpunkte aus — wie wir es uns zur Aufgabe gestellt haben — als vom naturwissenschaftlichen aus sondiert hat; 2. hat Leibniz sich nicht auf ein Gebiet ausschliesslich konzentriert, sondern hat sich mit gleicher Liebe der Erforschung der natürlichen Urgeschichte, der Wanderungswege unserer Vorfahren und der Sprachgeschichte gewidmet. Wenn es aber wahr ist, dass Eccards 1750 erschienenes Werk „de origine Germanorum" auf Leibnizens Einfluss zurückzuführen ist, so muss er auch der ältesten Kulturgeschichte seine Aufmerksamkeit zugewandt haben.

Auf diesem Gebiete hat uns Leibniz reiches Material hinterlassen. Erwähnt seien ausser seiner erst 1749 erschienenen „Protagaea" namentlich die kurz nach seinem Tode von Eccard herausgegebenen „Collectanea etymologica", die sehr wertvollen „Unvorgreiflichen Gedanken" enthaltend, und die erst vor sechs Jahrzehnten von G. H. Pertz veröffentlichten und mit grosser — aber wohl nicht andauernder — Freude begrüssten „Geschichtlichen Aufsätze", deren letzter (vierter) Band den wertvollen „Entwurf der welfischen Geschichte" enthält. Gerade dieser zeigt, wie sehr Leibniz bestrebt war, seinen Stoff wie man sagt ab ovo zu entwickeln.

Zwar schliesst sich Leibniz bei Ergründung der Wanderwege der Germanen denen an, die für eine ursprünglich asiatische, dann skythische Heimat derselben eintreten; in seinen Sprachforschungen, deren Resultate die Unvorgreiflichen Gedanken bieten, hat er aber einen durchaus germanozentrischen Standpunkt herausgearbeitet. „Die Untersuchung der deutschen Sprache", heisst es da, „würde nicht nur ganz Deutschland, sondern auch zugleich ganz Europa aufklären". Übertragen wir diesen Gedanken auch auf die kulturgeschichtlichen Erscheinungen, so dürfte das uns vorschwebende Bild in sich abgeschlossen sein.

Bekanntlich verdankt die Philosophie Leibniz den Begriff der „praestabilierten Harmonie". Da wäre es vielleicht nicht unzeitgemäss zu untersuchen, inwieweit diese Auffassung mit dem eben gekennzeichneten germanozentrischen Standpunkte zusammenhängt. Denn Leibniz war ein Mann, in dem Wissenschaft Leben und Weltanschauung wurde. Nichts ist da von einander zu trennen. Und wenn wir Leibniz ein unvergängliches Denkmal in uns errichten wollen, so gelingt uns das am besten, wenn wir in seinem Geiste wirken und erkennen, dass Wissenschaft, Leben und Weltanschauung zu einer wundervollen Harmonie sich zusammenfügen müssen.

Hierauf wurde bei herrlichstem Wetter das Frühstück auf der Gartenterrasse der Kgl. Technischen Hochschule eingenommen, sodann die Fahrt durch die Stadt nach dem Provinzialmuseum angetreten, woselbst in der grossen Kuppelhalle die Begrüssungsansprachen von Seiten der Leiter des Provinzialmuseums und der sofort zu eröffnenden, neugeordneten Vorgeschichtlichen Abteilung desselben stattfanden.

Museumsdirektor Dr. Reimers:

Zu der Wiedereröffnung unserer vor- und frühgeschichtlichen Sammlung heisse ich Sie in den Räumen unseres Museums herzlich willkommen. Wir empfinden es als eine besondere Ehrung, dass die Wiedereröffnung unserer vorgeschichtlichen Sammlung sich vollziehen darf in Gegenwart und unter den prüfenden Augen der berufensten Vertreter der vorgeschichtlichen Wissenschaft. Wer eine Antwort sucht auf alle die Fragen, warum eine solche hervorragende Sammlung, wie die unsrige, so wenig bekannt gegeben ist, warum das reiche Material nicht schon längst durch Publikationen der Wissenschaft, mehr als es geschehen ist, zugänglich gemacht wurde, der wird eine zutreffende Antwort nur finden können, wenn er einen Blick wirft auf die Entwicklung unseres ganzen Museums, dessen Geschick von denselben Bedingungen abhängig war, wie dasjenige unserer vorgeschichtlichen Sammlung. Unser Museum ist aus dem Zusammenschluss dreier Vereinssammlungen im Jahre 1853 als Museum für Kunst und Wissenschaft entstanden und bestand aus den Sammlungen des historischen Vereins für Niedersachsen, zu der die vorgeschichtliche Sammlung gehörte, sowie aus den Sammlungen des Vereins für die öffentliche Kunstsammlung und der naturhistorischen Gesellschaft in Hannover. Das Museum war ein auf Aktien gegründetes Privatunternehmen und blieb es bis nach den Ereignissen von 1866 die Vereine nicht mehr im stande waren, die finanziellen Lasten der Weiterführung der Sammlungen zu tragen. Da trat die Provinzial-Verwaltung helfend ein dadurch, dass sie 1870 die Lasten übernahm, ohne an der Organisation und dem Betriebe durch die Vereinstätigkeit etwas zu ändern. Nur an Stelle des Namens, Museum für Kunst und Wissenschaft trat dann der Name Provinzial-Museum. Im Jahre 1886 übernahm dann die Provinz auch die Gebäude und das Grundstück des Museums an der Sophienstrasse, sowie die gesamte Aktienschuld. Eine wesentliche Änderung trat dann im Jahre 1890 ein als mit der Anstellung eines Direktors systematische Museumsarbeit ermöglicht wurde, gegen die naturgemäss die Tätigkeit der Vereine allmählich zurücktreten musste, bis die Sammlungen vor wenigen Jahren durch Kauf ganz in den Besitz der Provinz übergingen. Diese Entwicklungsgeschichte ist deutlich auch in der Entwicklung der vorgeschichtlichen Sammlung zu erkennen. War es nun möglich, auf den Gebieten der Naturkunde und der Kunst immer mehr Fachkräfte in den Dienst des Museums zu stellen, so war es doch noch nicht möglich, für die Bearbeitung der vorgeschichtlichen Sammlung einen Prähistoriker von Beruf heranzuziehen. Solange dieses nicht geschehen konnte, habe ich mich darauf beschränken müssen, Unheil zu verhüten und nach Möglichkeit die durch Dilettantismus und Händlertum bedingte Schädigung abzuwenden, bis wir dann vor etwa drei Jahren in Herrn Dr. HAHNE einen Fachmann gewannen, der

die Sammlungen neu ordnen, neu bestimmen und wissenschaftlich bearbeiten konnte. Das Resultat der Wirksamkeit des Herrn Dr. HAHNE wird Ihnen heute vorgeführt, aber nicht vorgeführt kann Ihnen werden die ungeheure Arbeit, die damit verbunden war, eine seit 50 Jahren zusammengetragene Sammlung, der jede wissenschaftliche Behandlung gefehlt hatte, auf den Boden gesicherter Nachrichten zu stellen. Und wenn es auch dem historischen Vereine für Niedersachsen naturgemäss nicht möglich war, eine wissenschaftliche Bearbeitung eintreten zu lassen, so wollen wir ihm doch heute danken, dass er den Grundstock zu unserer hervorragenden Sammlung gelegt hat. Danken wollen wir am heutigen Tage allen denen, die in selbstloser Hingabe an den Sammlungen gearbeitet haben, wir wollen besonders dankbar eines Mannes gedenken, den uns im Mai d. J. der Tod zu früh genommen hat. Die Arbeit aber, die Herr RUNDE unserer vorgeschichtlichen Sammlung geleistet hat, und der geradezu monumentale Katalog derselben, den er gearbeitet hat, werden seinen Namen für immer mit der Sammlung verknüpfen. Und vor allen Dingen auch wollen wir der Provinzial-Verwaltung danken, die in nie versagender Bereitwilligkeit durch Bereitstellung von Mitteln uns das Vorwärtskommen ermöglicht hat. Welche aussergewöhnliche Schwierigkeiten zu überwinden waren, wissenschaftliche Ordnung in unsere vorgeschichtliche Sammlung hineinzubringen und welche aussergewöhnliche Arbeitsleistung aufgewendet werden musste und aufgewendet worden ist, bevor Ihnen heute die Sammlung vorgeführt werden konnte, das werden Sie jetzt am besten und zuverlässigsten aus dem Munde des Herrn Dr. HAHNE erfahren, der diese Schwierigkeiten zu bewältigen hatte und diese Arbeit geleistet hat, für die ihm lebhafte Anerkennung und Dank am heutigen Tage gebührt.

Privatdozent Dr. H. Hahne:

Von froher Bedeutung ist der heutige Tag für mich, an dem ich den ersten Teil des schönen Auftrages abschliessen kann, eine der ältesten und reichst vorgeschichtlichen Sammlungen Deutschlands so herzurichten und zu bearbeiten, dass sie künftig vollwertiges wissenschaftliches Material für unsere Forschung darstellt.

Bei Beginn der Arbeit im Mai 1907 schien die Durchführung der mir aufgetragenen „Neu-Aufstellung der — allerdings 17000 Nummern starken — Sammlung nach modernen Grundsätzen" ein Leichtes an der Hand des erwähnten Kataloges von RUNDE; sie war auf etwa ½ Jahr geschätzt worden.

Die eingehende Vergleichung von Katalog und Material erledigte sich schnell, auch der Zusammenstellung der Funde nach Fundarten war vorgearbeitet durch einen bereits weit geförderten Zettel-Auszug aus den Hauptkatalogen.

Bei der Zusammenstellung geschlossener Funde nach dem Hauptkatalog aber zeigten sich so viele bedenkliche Angaben und völlige Unmöglichkeiten, die gerade die alten schönen Materialien betrafen, dass eine Nachprüfung an der Hand von Literatur und Fundprotokollen Erfordernis wurde, sollte nicht die Zahl der „gesicherten Funde" gar zu sehr einschrumpfen. Originalpapiere, besonders Fundprotokolle, lagen aber besonders zu älteren Funden fast gar nicht

vor, in den alten Jahrgängen der „Nachrichten" und der „Zeitschrift" des historischen Vereins für Niedersachsen ist mancher Fundbericht über Materialien der alten Sammlung des Vereins, wenn auch meist in sehr kurzer Form niedergelegt.

Die Sorgsamkeit der Wenigen, die gute vorgeschichtliche Ausgrabungen und Veröffentlichungen gemacht haben, hat aber keinen dauernden Einfluss auf die weitere Behandlung dieser Funde ausüben können! Typisch für die frühere Bewertung vorgeschichtlicher Forschung. Und dieser Mangel betrifft in unserem Falle noch die Materialien der 80er Jahre!

Die Literaturvergleichung brachte über eine Reihe fraglicher Funde Aufklärung, dafür aber für viele gesichert scheinende neue Fragezeichen. Die Angaben in LINDENSCHMIT's „Altertümern" u. a. erwiesen sich danach zum grossen Teil als unsicher. Es zeigte sich schliesslich auch noch, dass die Angaben der älteren Katalogserien, auf denen der RUNDE'sche Katalog beruht, bereits unzuverlässig sind, und aus einer Reihe Stichproben wurde klar, dass nur mit einer Durcharbeitung von Grund auf mit unserer vorgeschichtlichen Sammlung etwas zu machen sein würde. Es galt vor allem die Originalfundberichte aufzufinden und zu verarbeiten und die ältesten Kataloge und Eingangsjournale, vor allem auch die Originalkataloge der alten grossen Sammlungen, die ja als Ganzes s. Z. in die Sammlung des historischen Vereines und die Fideikommissgalerie des Gesamthauses Braunschweig-Lüneburg übernommen worden sind, und somit den alten reichen Stamm unserer Sammlung bilden. Der Erfolg eines Versuches an der Sammlung v. ESTORFF und v. MÜNSTER zeigte, dass diese wesentliche Erweiterung der Arbeit sich lohnen würde; so trat an die Stelle einer Neu-Aufstellung eine Art Neu-Ausgrabung, und diese Arbeit war vom Glück begünstigt! Vor allem haben sich die Originalkataloge und wertvolle Notizen zu fast allen alten Sammlungsbeständen gefunden und hunderte von Fundberichten und gleichwertigen Papieren. Die Fundgeschichte mancher dieser „Wertpapiere" ist recht interessant (s. den 2. Aufsatz in der Festschrift für die Tagung: H. HAHNE „zur Ausgestaltung der vorg. Sammlung des Prov.-Mus. zu Hannover zur Hauptstelle für vorg. Landesforschung" — gleichlautend den im Jahrbuch d. Prov.-Mus. zu Hannover 1808/09). Reichliche Abbildungen in allen diesen Schriftstücken haben die zweifellose Wiederentdeckung manches alten und neueren schönen wichtigen Fundes gewährleistet.

Die Ergebnisse dieser Arbeiten sind der Grundstock geworden für ein „Archiv für vorgeschichtliche Landesforschung in der Provinz Hannover", das der vorgeschichtlichen Landes-Sammlung des Provinzialmuseums angegliedert ist; und weiter ergab sich nun die Möglichkeit, dass eine seit langem bestehende Absicht der Provinzialverwaltung zur Ausführung gelangen kann: Das Material der vorgeschichtlichen Landes-Sammlung zu veröffentlichen und ein Inventar der vorgeschichtlichen Denkmäler der Provinz im Stil der Kunstdenkmäler-Inventare und somit die Bearbeitung der archäologischen Karte der Provinz in Angriff zu nehmen. — Das wird die Arbeit der nächsten Jahre sein. Unsere Ende 1908 begründete Museenvereinigung für vorgeschichtliche Landesforschung in der Provinz

Hannover" und der in diesen Tagen zu gründende „Landesverein f. v. L. i. d. P. H." (am 7. VIII. 09 begründet) sollen im engen Zusammenschluss mit der vorgeschichtlichen Landessammlung im Provinzialmuseum und dem „Archiv f. v. L. i. d. P. H." die Förderung unserer Wissenschaft in einheitliche Bahnen leiten und ihr frisches Aufblühen gewährleisten.

Die erste sichtbarste Frucht der geschilderten umfangreichen und oft recht schwierigen Vorarbeiten für unsere Ziele ist aber die Neuordnung und Neuaufstellung der vorgeschichtlichen Landessammlung im Provinzial-Museum. Hemmender und drückender Raum- und Lichtmangel und das Missverhältnis zwischen den Ansprüchen, die unsere Forschung auf Grund ihrer in den letzten Jahrzehnten schnell erworbenen Mündigkeit machen möchte und der Möglichkeit, Erfüllung dieser Ansprüche in Form von reichlicheren Mitteln, Räumen und Hilfskräften zu erlangen, lassen als Stückwerk erscheinen, was wir Ihnen heute zeigen können!

Es ist mir eine besondere Genugtuung, dass die Wiedereröffnung der Sammlung geschieht unter den gestrengen Augen meines dankbar verehrten Lehrers KOSSINNA und bei Gelegenheit der ersten Tagung der „Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte", deren Begründung den Abschluss des Teiles seiner Lebensarbeit bedeutet, an dem ich teilnehmen durfte. Ganz besonders freue ich mich, bei dieser feierlichen Gelegenheit an dieser Stelle meinem lebhaftesten Danke Ausdruck geben zu können, den ich seit den ersten Tagen meiner Arbeit in diesem schönen Hause immer gefühlt habe gegen einen Vorgesetzten und eine Verwaltung, die mit hervorragender verständnisvoller Freigiebigkeit den verwickelten Arbeitsgang einer Aufgabe erleichterten, deren Erfüllung unserer Wissenschaft zum Heile gereichen möge!

Die hier anschliessende Führung durch die von Dr. Hahne mit grösstem Fleiss, findigstem Spürsinn und gediegenstem Wissen neugeordnete Vorgeschichtliche Abteilung zeigte in auffälligster Weise, wie allein durch strengste wissenschaftliche Durcharbeitung aus einem zwar reichen, aber bisher noch rohen und ungeordneten Materiale ganz von selbst lichtvolle Entwicklungsstufen der Kultur aufgebaut werden können.

Nachm. 4 Uhr. Kgl. Technische Hochschule.

Vorsitz: Universitätsprofessor Dr. Kossinna.

Provinzialmuseumsdirektor Dr. Reimers, Hannover:

Vorgeschichtsforschung und Denkmalpflege.

Wenn wir von Denkmälern reden, von Denkmalschutz und Fürsorge, dann müssen wir zunächst uns klar machen, was ein Denkmal ist. Der Begriff des Denkmals kann nicht definiert werden. D. h. es können keine Merkmale angegeben werden, die allein auf den Begriff Denkmal und nicht auch auf andere Begriffe anwendbar wären. Es kann daher auch der Begriff Denkmal nicht gesetzlich festgelegt werden. In der preussischen Verwaltung gilt ein Gegenstand dann als ein Denkmal, wenn er der Vergangenheit angehört und von künstlerischem, kunstgeschichtlichem und geschichtlichem Interesse ist. Daraus

folgt ohne weiteres, dass zu den Denkmälern nicht Kunstdenkmäler, wie kirchliche und profane Bauten, Bilder und Statuen allein gehören, sondern, dass zu ihnen auch Archivalien, ältere Drucke, Siegel und Wappen zu zählen sind. Und ebenso unzweifelhaft ist es, dass alle Gegenstände der Vorgeschichte, Gräber, Grabfunde, Wohnstätten und Einzelfunde zu den Denkmälern gerechnet werden müssen, die Anspruch auf Schutz und Fürsorge haben, welche den Denkmälern gewährt werden muss. Wenn dies auch in dem trefflichen Buche von LEZIUS: „Das Recht der Denkmalpflege in Preussen" anerkannt ist, so ist doch diese Gleichberechtigung von historischen und vorhistorischen Denkmälern in das Bewusstsein der Allgemeinheit nicht eingedrungen. Es weiss ein jeder, wenn er von einem Hause ein Holzrelief entfernt, wenn er aus einer Kirche einen Kommunionkelch mitnimmt, wenn er in einem Museum eine Statue vom Postament stürzt, oder ein Bild aus dem Rahmen schneidet, dass er dann wegen Diebstahl oder Sachbeschädigung schwer zur Verantwortung gezogen wird; er weiss aber nicht, dass er desselben Vergehens sich schuldig macht, wenn er auf fremden Grund und Boden einen vorhistorischen Hügel angräbt, und hat kein Empfinden dafür, dass er mit der leicht erbeuteten Urne ein geschlossenes, der Wissenschaft wertvolles Kulturbild der Vergangenheit zerstört hat.

Es weiss ein jeder, dass für jeden ein auf Universitätsstudium gegründetes Wissen notwendig ist, wenn er in einer Wissenschaft zu Worte kommen will, er weiss, dass er sich dem Fluche der Lächerlichkeit aussetzen würde, wenn er ohne ein solches Wissen in Fragen etwa der klassischen Archäologie mitreden wollte, aber er glaubt sich für einen berufenen Vertreter prähistorischer Wissenschaft halten zu dürfen, wenn er seinen Kaminsims mit leicht erbeuteten vorgeschichtlichen Urnen schmückt und sie nach einem Handbuche chronologisch aneinander gereiht, seinen staunenden Freunden vor Augen führt. Die Minderschätzung vorhistorischer Denkmäler und Wissenschaft wird weiter beleuchtet durch folgenden Umstand. Als im Jahre 1900 der erste Denkmaltag in Dresden tagte, an dem das hessische Denkmalschutzgesetz aus der Taufe gehoben wurde, da ist es erst einem dreimal von mir erneutem Antrage gelungen, dass in den Endresolutionen dieser zweitägigen Beratungen, auch die vorhistorischen Denkmäler aufgenommen wurden. Wenn aber auch ein grosses preussisches Denkmalschutzgesetz aus verschiedenen Gründen nicht zustande gekommen ist, so sind doch im Ministerium die Nöte der vorgeschichtlichen Denkmäler nicht aus den Augen verloren. Die Beratungen über Schutzmassnahmen werden dort eifrig fortgesetzt und voraussichtlich bald zum Abschluss gelangen und dem preussischen Landtage vorgelegt werden können. Wenn nun auch gesetzliche Schutzmassnahmen mit grosser Freude begrüsst werden müssen, so ist doch auch ebenso notwendig, dass die Ursachen der Minderschätzung der Prähistorie beseitigt werden. Eine der wesentlichen Ursachen dieser Minderschätzung ist die präponderierende Stellung der klassischen Archäologie und der Umstand, dass die prähistorische Wissenschaft bis vor kurzem keine selbständige Stellung hatte, sondern als geduldetes Anhängsel bei der klassischen Archäologie und der Anthropologie ein Unterkommen suchen musste. Die präponderierende Stellung der klassischen Archäologie hat ihren wesentlichen Grund in

der Erziehung unserer Jugend. Von Jugend auf werden wir mit klassischen Geiste getränkt, wird uns Begeisterung eingeflösst für Hellas und Rom, und wohl uns, dass es so ist. — Wer zum ersten Male die Siebenhügelstadt betreten, wer durch die Strassen Pompejis gewandert, wer die Tempel von Pästum, Segesta, Selinunt und Agrigent gesehen, dem gehen Schauer der Ehrfurcht durch die Brust. Und wer vom Kolonos neben den Denkmälern von Karl Ottfried Müller und Charles Lenormand die Augen erhebt zur marmorschimmernden Pracht der Akropolis von Athen, vor dessen geistigem Auge steigen die Gestalten der homerischen Welt empor. — Und wer in Tiryns oder Mykenai eine Gefässscherbe vom Boden erhebt, der nimmt dieselbe mit heim und hält sie wie ein Heiligtum, während ihm eine gleiche Scherbe in der Haide der Heimat eine Scherbe unter wertlosen Scherben bleibt. Dichter und Historiker haben der klassischen Archäologie den Weg gewiesen und in ihrem Rat wagt kein Unberufener zu sprechen, und diese Ehrfurcht vor dem klassischen Altertum und diese Hochschätzung ihrer Vertreter, dieser gewaltige Vorsprung lässt sich nach so langer Vernachlässigung nicht ohne weiteres einholen, auch nicht durch Gesetze. Aber auf den Denkmaltagen, von denen in diesem Jahre der zehnte in Trier stattfinden wird, haben bis jetzt die berufenen Vertreter der Prähistorie gefehlt. Und wenn die vorgeschichtliche Wissenschaft die Ungleichheit in der Wertschätzung der historischen und vorhistorischen Denkmäler aufheben will, dann müssen auch die Prähistoriker auf den Denkmaltagen erscheinen und ihre Stimme erheben dort, wo über Schutz und Fürsorge für die Denkmäler verhandelt wird. Hellas und Rom bedürfen keines äusseren Schutzes, sie sind geheiligt in der Anschauung der ganzen gesitteten Welt. Die Lehre von Hellas und Rom ist seit WINCKELMANN nur von berufenen Priestern verkündet worden. Und wenn es bereits gelungen ist, die vorgeschichtliche Wissenschaft ebenbürtig in die Reihe der Geisteswissenschaften eintreten zu lassen, dann wird es auch mit Hilfe der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte gelingen, zu erreichen, dass nur Männer der Wissenschaft als berufene Forscher der Vorgeschichte angesehen werden, dass unserer Jugend Begeisterung eingeflösst wird für unsere eigene Vergangenheit und dass die Hinterlassenschaft unserer eigenen Heimat gleichgeachtet wird dem Erbe antiker Welt. Und wenn wir so schwinden sehen werden den Unterschied zwischen historischen und vorhistorischen Denkmälern, wenn ihnen gleiche Wertschätzung, gleicher Schutz und gleiche Fürsorge gewährt wird, dann auch wird der Prähistorie lächeln die Sonne Homers.

Univ.-Professor Dr. Kossinna

spricht seinen lebhaften Dank aus für den Vortrag, er teilt die Hoffnung des Vortragenden, dass die strenge Vorgeschichtswissenschaft bald eine gewichtigere Stimme erhalten werde bei den Denkmalschutz-Beratungen; er bittet endlich Herrn Museumsdirektor Dr. Reimers für diesen Nachmittag den Vorsitz übernehmen zu wollen.

Vorsitz: Museumsdirektor Dr. Reimers.

Professor Dr. Höfer, Wernigerode:

Die Erforschung frühmittelalterlicher Burgen.

Die vorgeschichtliche Wissenschaft hat den Kulturnachlass derjenigen Generationen zu studieren, welche ausserhalb unserer geschichtlichen Kenntnis fallen, sie ist die Wissenschaft von den Anfängen und der Entwickelung menschlicher Kultur in vorgeschichtlicher Zeit. Sie hat es sich Jahrzehnte lang sauer werden lassen, in die dunkeln und verworrenen Reste, die der Erdboden hergab, Licht und Ordnung zu bringen, bis sich durch das Zusammenwirken vieler, durch sorgfältiges Vergleichen und scharfsinniges Schliessen die Reihenfolge der Kulturerscheinungen ergab, die Ursprungsländer und die Einwirkungen von Land zu Land immer deutlicher erkannt wurden.

So gewann man eine Vorkulturgeschichte. Sie wissen, dass Forschertrieb und scharfsinnige Kombination sich damit nicht beruhigt hat. Man lernte Kulturkomplexe unterscheiden, die gleichzeitig nebeneinander bestanden, ohne sich untereinander zu vermischen, und erschloss Völkerunterschiede und Völkergrenzen, auch Völkerwanderungen, periodisches Leerstehen und Neubesiedelung von Gebieten, zugleich die Herkunft der Neusiedler. KOSSINNA lehrte die allmähliche Verbreitung der Germanen in Deutschland und die archäologische Unterscheidung der Ostgermanen von den Westgermanen. Von der Vorkulturgeschichte gelangte man so — erst in neuester Zeit — zur Vorgeschichte und begann Lichtstrahlen in das Dunkel zu werfen, das bisher überall die ersten Kapitel der Geschichtsschreibung umgeben hatte.

Von dieser grossartigen Ergänzung der Geschichte durch die Vorgeschichte, an welcher nur wenige Forscher sich beteiligen können, weil sie die umfassendste Kenntnis der Funde, genaueste Beobachtung des Einzelnen und grössten Scharfsinn des Urteils verlangt, möchte ich Sie jetzt auf eine andere, weniger glänzende, aber immerhin sehr nützliche Ergänzung hinweisen, welche die vorgeschichtliche Forschung der Geschichtsforschung leisten kann in denjenigen Gebieten die zwar schon von geschriebenen Nachrichten berührt und erhellt werden, die aber in den Einzelheiten so wenig aufgeklärt sind, dass die Geschichtsschreibung nur ahnen lassen kann, wie die Dinge im einzelnen sich zugetragen haben mögen.

Aber gerade auf diesen ahnungsvollen Gebieten ist gewöhnlich der Phantasterei und luftigen Mutmassungen ein weiter und bequemer Spielraum geöffnet, und hier ist es allein die Methode der vorgeschichtlichen Forschung, welche mit ihrer kritischen Sonde dem Spiel ein Ende macht und die Spekulanten zum Schweigen bringt, dafür aber durch langsame und mühevolle Forscherarbeit im einzelnen aus dem Erdboden die gültigen Beweise hervorholt für das, was in Wirklichkeit geschehen ist, und so die geschriebenen Quellen ergänzt an denjenigen Stellen, wo jene uns im Ungewissen lassen.

Die deutsche Geschichte beginnt mit dem Zusammenstoss der germanischen Völker mit den Römern; römische und einige griechische Schriftsteller sind die Quellen; aber von diesen ist leider soviel ver-

loren gegangen, und das Erhaltene ist in den Einzelheiten und namentlich in allem Topographischen so wenig genau, dass von jeher die Richtung der Feldzüge, die Örtlichkeit der Schlachten, die Lage der Festungen durch Kombination ergänzt werden musste und dadurch zu einem lebhaften Streit der Meinungen Gelegenheit gegeben war. Solange man glaubte, aus der regelmässigen Form mancher Verschanzungen auf römische Entstehung schliessen zu dürfen, konnte es nicht fehlen, dass man römische Kastelle und Standlager längs der vermuteten Strassenzüge auffand und mit diesen Funden wieder die Meinungen über Richtung und Ausdehnung der römischen Feldzüge in Deutschland stützte, bis eines Tages bei der Erklärung eines solchen Römerlagers vor einer Versammlung von Urgeschichtsforschern der Ruf laut wurde: „Wo sind die römischen Funde?" — Seit diesem Rufe war es mit dem Hypothesenspiele vorbei. Die ernste Methode der Vorgeschichtsforschung, die ihre Schlüsse nur auf tatsächliche Funde und gut beobachtete Fundverhältnisse aufbauen kann und in zäher und mühsamer Arbeit aufgebaut hat, protestierte gegen das irreführende Spiel mit Möglichkeiten und Einfällen, das durch Ausdeutung von Schriftstellern, eigene Kombinationen und äusserliche Betrachtung des Bodens Erkenntnisse gewinnen wollte, die nur durch Eindringen in den Boden und Beobachtung der dort aufbewahrten Reste errungen werden können. — Seitdem sind viele vermeintlich römische Lager und Festen dahingesunken; der regelmässige Grundriss wurde in mehreren Fällen als Werk der Franken erkannt, die ihn von den Römern gelernt hatten, wie diese ihn einst von den Etruskern übernommen haben. Dafür sind zwei wirklich römische Festungen als Stützpunkte römischer Feldzüge in Niederdeutschland durch die Funde erwiesen und datiert: Haltern und Oberaden, und können Ausgangspunkte zu weiteren geschichtlichen Erkenntnissen werden.

Ein anderer durch die Geschichtsquellen nur angedeuteter Vorgang ist das Vordringen der Slawen in Deutschland; wie diese Bewegung durch die Bodenforschung erhellt werden kann, wird noch ein späterer Vortrag des heutigen Tages an einem Beispiele lehren.

Ob es gelingen wird, die in den Geschichtsquellen fast ganz verschwiegene Ausbreitung der Sachsen über Nordwestdeutschland durch die Mittel der Vorgeschichtsforschung in ihren einzelnen Phasen nachzuweisen, steht noch dahin; bis jetzt haben wir noch keine Kriterien erlangt, haben uns wohl auch noch nicht genügend bemüht, um unter den Bestattungen der Völkerwanderungszeit die sächsischen von denen der älteren Völker, Chauken, Langobarden, Angrivarier, Cherusker, Brukterer zu unterscheiden. Meines Erachtens müssten die Urnengräber des 3. und 4. Jahrhunderts in den Museen von Hannover, Braunschweig, Altmark, Magdeburg, Lippe, Westfalen auf einen derartigen Unterschied hin studiert werden.

Viel heller als die Sachsen sind die Franken und ihre Taten durch das Licht der Geschichte bestrahlt. Seit dem 6. Jahrhundert hat dieses Volk seine eigenen Geschichtsschreiber hervorgebracht, und Karls des Grossen Herrschertätigkeit wird nicht nur durch verschiedene Annalisten, sondern auch durch die Sammlung seiner Gesetze und Kapitularien, seiner Briefe und Urkunden unserer Kenntnis erschlossen. Aber das Einzelne seiner Massregeln, namentlich das Topographische, die Anlegung

der Heerstrassen und Marken, die Einsetzung seiner Vasallen auf Königsländerei, die Königshöfe und Königsburgen, selbst die Sitze der Gaugrafen werden nicht genannt, denn die fränkischen Annalisten berichten nur die Hauptsachen, die Ursachen und Erfolge der Feldzüge; die örtlichen Massregeln bleiben ihnen unbekannt, wie die Geographie von Nord- und Mitteldeutschland überhaupt.

So kommt es, dass wir über den Ursprung wichtiger Burgplätze, aus denen später Städte geworden sind, nichts erfahren. Bei den sächsischen Schriftstellern und in den Urkunden des 10. Jahrhunderts werden viele von ihnen als vorhanden und als Herrensitze genannt, ihre Entstehung aber bleibt in Dunkel gehüllt, wenn wir auch bei vielen aus ihrer Eigenschaft als Reichsgut, Bischofs- und Grafenbesitz auf fränkische Gründung schliessen. — Ausser diesen später reich entwickelten Anlagen finden wir aber in manchen Gegenden, namentlich in der Nähe alter Strassen Reste von früh verfallenen Befestigungen, die in der geschriebenen Überlieferung nicht erwähnt, oder höchstens als verödet genannt werden; sie sind älter als die Zeit der Urkunden, Schenkungen und Verlehnungen; öfter finden sich derartige Umwallungen auf Anhöhen, und enthalten die Reste einer Kapelle zum Beweise, dass es sich um frühchristliche Anlagen handelt. Treffen wir derartige Stätten im Harz, der erst in karolingischer Zeit, durch fränkische Massregeln aus einem wilden Gebirgswalde in königlichen Forst verwandelt und mit den ersten Ansiedelungen versehen ist, so haben wir ganz besonderen Grund, sie für fränkisch zu halten. Die Erforschung solcher Anlagen und ihrer Verbindung mit den ältesten Wegen des Harzes würde ganz besonders imstande sein, uns über die Methode fränkischer Besitzergreifung, Aufschliessung und Besiedelung des herrenlosen Urwaldes aufzuklären.

Es sind also hauptsächlich Fragen der Lokalgeschichte, die hier unsere Wissbegier reizen und auf Antwort harren, Fragen, deren Beantwortung aber auch für das Verständnis der grossen geschichtlichen Vorgänge von Bedeutung und Wert sind; die Geschichtsquellen können sie nicht lösen, auch die Urkunden reichen für die nordharzischen Gebiete nicht soweit zurück; so sind wir denn, um Sicherheit zu erlangen, auf die Bodenforschung angewiesen.

Sehr leicht wäre nun diese Forschung, wenn wir über den Nachlass der frühmittelalterlichen Jahrhunderte, besonders über die Tongefässe ebensogut unterrichtet wären, wie über Geräte und Gefässe der vorgeschichtlichen Perioden. Aber hier fehlen uns ja die wichtigen Aufbewahrungsstätten der verschiedenzeitlichen Kulturprodukte, die wir aus den vorgeschichtlichen Zeiten bis in die frühfränkische Periode besitzen: die mit Beigaben ausgestatteten Gräber.

Mit der Zeit Karls d. Gr. hört die Sitte auf, die noch in merovingischer Zeit herrschte, den Toten Schmuck, Geräte und Gefässe beizugeben. Auch die rheinischen Forscher müssen ihre Kenntnis der karolingischen und spätkarolingischen Keramik den Baufundamenten, Töpfereien oder Wohnstätten entnehmen. Bei uns sind die Steinbauten, in deren Fundamente man die Bauopfer barg, erheblich jünger und schwer datierbar; Tongefässe sind auch bei uns in Nischen der Fundamente gefunden worden, sie gehören meines Wissens immer der mittel-

alterlichen, hartgebrannten, grauschwarzen Ware an. Von Töpfereien so früher Zeit wie die von Meckenheim bei Bonn oder Pingsdorf bei Köln (— 881) ist bei uns bisher kaum eine bekannt geworden. Die Wohnstättenfunde, welche gewiss vielfach Scherben des karolingischen oder spätkarolingischen Alters enthalten, sind meist unsicher und bestritten, weil der Platz auch in späteren Jahrhunderten bewohnt gewesen ist und durch die verschiedenen Aufräumungs- und Fundierungsarbeiten, auch noch durch das Grabenziehen bei Ausgrabungen die Reste durcheinander gewühlt, öfter sogar die älteren über den jüngeren zu liegen gekommen sind.

Dennoch müssen wir Mittel und Wege suchen um festzustellen, wie bei uns — ich meine im inneren Deutschland — die Töpferware im 8. und 9. Jahrhundert beschaffen war, d. h. in der Zeit, ehe vom Westen her durch den Einfluss der Franken und der christlichen Stiftungen der steinzeugartige Ton und der schärfere Brand in Brennöfen eingeführt wurde.

Bei einer Anzahl fränkischer Burgen oder Höfe in Hannover und Westfalen, die SCHUCHHARDT ausgegraben hat, ist die Zeitbestimmung ganz besonders durch den Umstand gesichert worden, dass sich darin gelbweissliche, hartgebrannte Scherben, mit braunroten Tupfen und Bändern grob bemalt, befanden, eine Topfware, die am Rhein als spätkarolingisch mit Sicherheit bestimmt ist und nach dem Hauptfundorte Pingsdorfer Ware genannt wird [1]).

Solche Scherben fanden sich z. B. auf der Aseburg bei Herzlake an der Hase, in der curtis Altschieder [2]), in der curtis Bossendorf bei Haltern [3]), in Dolberg und der Bumannsburg an der Lippe [4]), in der Hünenburg bei Rinteln, der Pipinsburg bei Sievern und andern Orten des nordwestlichen Deutschlands. Es ist selbstverständlich, dass die Bewohner der genannten Orte zu keiner Zeit sich ausschliesslich der Pingsdorfer Topfware bedient haben, die vielleicht nur als Prunkgeschirr dorthin gekommen ist. Die grosse Masse der gefundenen Scherben gehörte zum Teil einer groben, schwarzbraunen Topfware an, die ohne Drehscheibe hergestellt und schlecht gebrannt war, deren Rand schräg aufwärts gerichtet ohne Verdickung abschloss; zum andern Teil stammten sie von etwas dünneren und auch schärfer gebrannten Gefässen, die auf der Scheibe gedreht waren und einen ebenfalls schräg aufwärts gerichteten, aber an der Lippe verdickten und schärfer profilierten Rand hatten. Neben diesem immerhin groben Geschirr fand sich auch schon jene harte dem Steinzeug ähnliche Topfware, die aussen dunkelgrau, im Bruch hellgrau, immer auf der Töpferscheibe hergestellt ist, die am Rande feinere Profile und auf dem Oberkörper oft schon die horizontalen Reifelungen zeigt, die auf unsern mittelalterlichen Gefässen Jahrhunderte lang angewendet worden sind.

---

[1]) Vgl. Const. KOENEN, Bonner Jahrb., 103 S. 125 ff. Taf. VI.

[2]) Vgl. C. SCHUCHHARDT, Neue Jahrbb. für d. klass. Altert., Gesch. u. deutsche Literatur, Jahrg. III, 1900, Abt. I, S. 107 u. 111, und Atlas vorgeschichtl. Befest. VII, 1902, S. 70.

[3]) Vestische Zeitschr. Bd. XIV, Jahrg. 1904, S. 5.

[4]) Mitt. der Westfäl. Altertumskommission, H. I, 1899.

Von der groben Ware kommen auch Stücke vor, die aussen oder innen oder beiderseits einen roten Überzug haben (vielleicht Rötung des Tons durch Hitze?).

Diese drei Sorten von Scherben sind auf allen karolingischen Plätzen, die SCHUCHHARDT untersucht hat, zusammen mit den Pingsdorfer Scherben vorgekommen, er bezeichnet sie deshalb mit Recht als zusammengehörig und karolingisch. Wollte man einen Teil als jünger und aus späteren Zeiten der Bewohnung stammend ansehen, so könnte dafür nur die harte, steinzeugartige Sorte in Betracht kommen. Aber in den Scherbenhaufen von Pingsdorf fanden sich in den höheren Lagen besonders häufig die Reste von blauschwarzen, harten Kugeltöpfen; diese Sorte hat sich also, auch wenn sie etwas jünger ist, doch unmittelbar an die bemalte gelblichweisse Sorte angeschlossen.

An diese Beobachtungen haben wir uns bei unseren Untersuchungen zu halten. Auf Pingsdorfer Scherben haben wir um so weniger zu rechnen, je weiter wir vom Rhein entfernt sind; dagegen muss uns die grobe, lockere und schlecht gebrannte Topfware ein Fingerzeig sein, dass wir Reste des 8. und 9. Jahrhunderts vor uns haben. Auf der Uferbefestigung von Höbeck bei Gartow an der Elbe, die durch Karl d. Gr. aus Holzbalken, Flechtwerk und Erde 806 errichtet ist, fand sich jene Topfware in Menge. Zu bemerken ist übrigens noch, dass an den Pingsdorfer Gefässen auch rundstabförmige Randverstärkungen und auswärts gebogene Lippen vorkommen; ausserdem auch zylindrische oder konisch sich erweiternde Ausgussröhren; derartige Randbildungen und Ausgussröhren sind demnach auch bei der groben, schwarzbraunen Topfware der spätkarolingischen Zeit nicht ausgeschlossen.

Diese aus dem Westen Deutschlands gewonnene Datierung der groben, braunschwarzen Topfware wird in unseren Gegenden häufig, besonders durch Laienmund, bestritten, nicht etwa dadurch, dass man die Beweise obiger Datierung widerlegt — denn diese sind gewöhnlich unbekannt —, sondern durch die Einwendung, dass Leute späterer Jahrhunderte doch immer noch solche grobe und schlechte Ware erzeugt und benutzt haben könnten, auch wenn die gutgeschlemmte und gutgebrannte Tonware seit dem 10. Jahrhundert bekannt und gebraucht war. Da diese groben Scherben auch auf Burgen gefunden werden, die nach den Geschichtsquellen erst im 12. Jahrhundert erbaut sind, so, meint man, sei der Beweis erbracht, dass dergl. Topfware noch im 12. Jahrhundert hergestellt und gebraucht sei.

Es ist nun zwar schwerlich anzunehmen, dass eine Industrie noch Jahrhunderte lang ein uraltes Verfahren mit schlechtem Erfolge angewendet habe, nachdem ein weit besseres Verfahren längst bekannt und verbreitet war, dass Töpfer, die geeignete Brennöfen hatten, trotzdem noch am offenen Feuer oder in schlechten Öfen eine schlechtere Ware herstellten, die keinesfalls billiger, aber viel zerbrechlicher war als die hartgebrannte, und zu längerer Bewahrung von Flüssigkeiten kaum brauchbar. Deshalb geht die Meinung gewöhnlich dahin, dass die altertümlichen schlechten Gefässe nicht von Berufstöpfern, sondern von den kleinen Leuten selbst hergestellt seien entweder weil in der Gegend Töpfereien fehlten, oder weil man der Ersparnis wegen sich mit Schlechterem behalf. — Hiergegen spricht nun wieder die grosse Gleichför-

migkeit der Ware z. B. in der Bildung des Randes, die man als Stil bezeichnen kann.

Mit allem Nachdruck aber muss ich mich gegen die Meinung wenden, dass man aus dem Vorkommen der verschiedenartigen Scherben auf demselben Burgplatze auf Gleichaltrigkeit derselben schliessen müsse, oder dass alle dort gefundenen Scherben nicht älter sein könnten als die Entstehung der Burg, deren Erbauung uns zufällig durch geschichtliche Angaben bekannt ist. Denn ehe die uns bekannte Burg gebaut worden ist, hat auf demselben Platze oft schon etwas anderes gestanden, wovon Geschichtsquellen nichts melden, wovon nur wenige Fundamente zeugen, wenn man sie findet, oder auch nur schwer zu erkennende Pfostenlöcher, wenn nicht diese Spuren dürftiger Holzhäuser schon in frühen Zeiten mit dem Boden weggeräumt sind. In solchen Fällen könnten die verschiedenzeitlichen Scherben Zeugnis von den verschiedenen Bebauungsperioden abgeben; aber Gleichzeitigkeit derselben kann durch das Vorkommen auf demselben Burgplatze nicht bewiesen werden.

Ich erinnere an die geschichtlich bekannte Burg auf dem Sachsenstein bei Sachsa am Südharz, die Heinrich IV. 1072—1074 erbauen liess; bei der Ausgrabung erkannte Geh. Baurat BRINCKMANN an dem Mauerwerk und an der Bauart noch zwei ältere Bauperioden, sodass der Platz schon viel früher bebaut gewesen war, als die Nachricht Lamberts von Hersfeld ahnen liess.

Ähnlich steht es mit der Hasenburg am Südharz.

Auch auf der Burg Anhalt im Harz sind bei der Ausgrabung verschiedene und verschiedenartige Fundamente gefunden worden, auch Scherben der verschiedensten Art, besonders auch die oben beschriebenen groben Sorten, sind aufgelesen; nach Angabe der Arbeiter sollen sie durcheinander gelegen haben, die groben Stücke wohl auch oben, was bei der vielfachen Umwühlung und Wegräumung des Bodens nichts beweisen würde. Auch ich habe nahe vor dem Burgtore am Berghange Erdhaufen gesehen, aus deren Oberfläche grobe Scherben hervorragten, also ganz oben liegend; aber diese Haufen waren angeschüttet, sie enthielten offenbar Abraum vom Burgplateau, der bei irgend welchen Neubauten aufgegraben, weggekarrt und hierher geschüttet war; auch am grossen Turm fand ich grobe Scherben an der Oberfläche liegend; auch dort muss einst der Boden tief herausgegraben sein, als man den Turm fundamendierte, ganz abgesehen von den Bodenbewegungen bei der letzten Ausgrabung.

Lassen wir die groben Scherben mal ganz bei Seite, so giebt uns gerade die Burg Anhalt auch noch andere deutliche Mahnungen, dass wir die Bodenfunde aus Burgplätzen nicht nach dem Datum eines Burgenbaus, der geschichtlich bekannt ist, beurteilen sollen:

Unter den Scherben fielen mir 3 auf, die ganz anders als die übrigen, lockere wie feste, hergestellt waren; sie sind sehr dünn, nur 2 mm stark, von feingeschlämmter Masse und fast durchgebrannt, aussen und innen gelbrotbraun, nur in der Mitte des Bruchs zeigt eine graue Linie die ursprüngliche Farbe des Tons. Aussen zeigen sich schwache horizontale Reifelungen, die noch durch schwach eingedrückte Verzierungsbänder belebt werden. Diese Verzierungsbänder der 3 Scherben sind einander ähnlich, aber nicht gleich und unterscheiden sich durchaus von

den kräftigen, aus senkrechten Kerben gebildeten Zierbändern der hartgebrannten Töpfe. Sie sind mit dem Rädchen eingedrückt und ihre Muster haben ihre Parallelen in rädchenverzierten Gefässen der Franken, die uns aus Belgien bekannt sind. Scherbe 1 hat dasselbe Rädchenmuster wie ein Gefäss des fränkischen Friedhofs von Harmignies [1]), Scherbe 2 das gleiche wie ein Gefäss von Orp le Grand bei Namur und ein anderes von Anderlecht bei Brüssel [2]), Scherbe 3 hat grosse Ähnlichkeit mit zwei Mustern von Limet bei Namur [3]). Diese belgischen Friedhöfe gehören der Merovingischen Zeit an.

Ähnlich steht es mit einem andern Fundstück der Burg Anhalt, einem tönernen Gefässdeckel von hellroter Farbe, die durch radial gezogene weisse Streifen belebt wird. Der Deckel ist durch eingedrückte runde Stempel verziert, wie sie sich an fränkischen Gefässen des 7. Jahrhunderts in den Reihengräbern Westdeutschlands, aber auch bei Erfurt und Aschersleben gefunden haben. Das Aschersleber Grab (bei Westdorf) war ausser mit 2 Gefässen auch mit einer Franziska ausgestattet, einer Waffe, die den Franken vom 5. bis 7. Jahrhundert eigen war [4]).

Die Stempel auf unserm Tongerät sind Kreise mit 2 sich kreuzenden Durchmessern. Merkwürdigerweise befindet sich unter den eisernen Fundsachen derselben Burg ein Instrument, das unten eine in 4 Viertel zerspaltene Kreisplatte bildet und zur Herstellung solcher Stempel geeignet ist.

Das Vorkommen dieser Stücke im Boden der Burg Anhalt giebt gewiss zum Nachdenken Anlass.

Die Stempeleindrücke erinnern an die Aufdeckung eines Töpferofens in Wienrode bei Blankenburg (1897); denn dieser enthielt u. a. das Fragment eines Topfdeckels mit 2 runden Stempeleindrücken, die durch ein Gittermuster gefüllt waren; im übrigen 2 fast vollständige Kugelgefässe, eine mit der Hand gemachte zylindrische Ausgussröhre und Bruchstücke von 95 Gefässen, die alle kugelförmigen Bauch und den „kragen- oder trichterförmigen Rand" aufwiesen, wie die früher beschriebenen rohen Topfscherben; auch den grobkörnigen Stoff, die Handarbeit, die schwarzbraune und blaugraue Farbe haben sie mit jenen gemein, dagegen ist der Brand besser und hat bei manchen Stücken schon klingende Härte hervorgebracht. Wir dürfen hier den Übergang zur hartgebrannten blauschwarzen Töpferware erkennen und den Ofen dem 9. Jahrhundert zuweisen.

Durch einige rohgeformte zylindrische Ausgussröhren erinnert er an den Töpferofen vom Stukenberge bei Wernigerode und die zahlreichen Herdstellen an demselben Platze und auf dem benachbarten Köhlerbrink, welche, 1867 und 68 aufgedeckt, ausser der rohen Tonware mit kragenförmigen Rändern, darunter 2 Stücke mit Ausgussröhren, auch

---

[1]) van BASTELAER, Les vases de formes purement franques et les ornements à la roulette, 4me Mémoire, 1895, Pl. III, Fig. 186.

[2]) van BASTELAER, 5me Mémoire, 1897, Fig. 225 und 229.

[3]) van BASTELAER, 4me Mémoire, 1895, Fig. 171 und 181.

[4]) Abbildungen der 3 im Skelettgrab von Westdorf gefundenen Beigaben s. in GÖTZE, HÖFER, ZSCHIESCHE, Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens, Fig. 312, 316, 324. Über den Gebrauch des fränkischen Wurfbeils s. AGATHIAS, Historiarum II, 5 und lib. hist. Francorum, M. G. Merov. II, p. 252 u. 253.

eine karolingische Scheibenfibel mit 4 symmetrischen Figuren, aus erhabenen Linien bestehend, geliefert haben.

Bei Günthersberge im Harz an einer sehr alten Harzstrasse wartet eine sehr altertümliche, in schriftlichen Quellen nicht erwähnte Befestigung auf genauere Untersuchung und Datierung. Die bisherige, vorläufige Grabung hat fast ausschliesslich die oft genannte grobe Topfware und mit Lehm gebundene Mauern ans Licht gebracht. Auch diese sehr wünschenswerte Untersuchung, ebenso wie die der Alten Burg von Aschersleben, die man jetzt durchaus zu einer mittelalterlichen Warte degradieren will, die ich aber für die alte Grafenburg des Schwabengaus halte, und manche andere Ausgrabung von Resten der mittelalterlichen Frühzeit werden nicht zu sichern Ergebnissen durchgeführt werden können, solange wir nicht mit aller Bestimmtheit wissen, wie bei uns die Gefässe und Scherben der karolingischen Zeit beschaffen waren. Wir müssten also zunächst eine Burgstätte genau untersuchen, die schon Funde karolingischer Zeit ergeben hat und auch sonst in ihrer Anlage dem bisher ermittelten Charakter karolingischer Befestigungen entspricht, die aber in späterer Zeit nicht weiter benutzt worden ist.

Als eine solche Burgstätte schlage ich u. a. die Struvenburg bei Benzingerode vor, die aus 2 rechteckigen Umwallungen auf dem schmalen Rücken eines Bergkammes besteht; in dem Walle sind Pfostenlöcher gefunden, ferner 2 lanzettförmige eiserne Pfeilspitzen und ein bronzener fein profilierter Sporn mit eiserner kurzer Spitze, von einer Art, wie sie nur aus der Zeit bis zum 8. Jahrhundert bekannt ist; am Fusse des Berges aber ist eine Scheibenfibel, mit Zellenschmelz (émail cloisonné) verziert, aufgehoben worden. In Urkunden wird der Ort nur als wüst erwähnt. — Ein anderes geeignetes Objekt für eine solche Belehrungs-Ausgrabung sehe ich in den Harzburgen bei Ilfeld, 2 Bergkuppen, deren jede mit einem ovalen Wall umgeben ist. Während die Burg Ilfeld über dem Bährethale erst um 1100 gebaut und schon 1170 abgerissen ist, der Name des Ortes aber eine Gründung in der ersten Besiedelungsperiode d. h. in karolingischer Zeit voraussetzt, dürfen wir diese primitiven Befestigungen, deren Umgebung noch 1189 Reichswald war, für den karolingischen Jagdhof Ilfeld halten. Gefässcherben von dort bestehen aus feingeschlämmten Ton, sind aber nur schwach gebrannt; darunter befindet sich wieder die ungeschickt hergestellte zylindrische Ausgussröhre, wie sie im Töpferofen von Wienrode und in den primitiven Wohnstätten am Stukenberg und Köhlerbrink (auch auf der karolingischen curtis Heisterburg am Deister) gefunden worden ist. — Es ist dringend zu wünschen, dass keine Ausgrabung wieder vorgenommen wird, in der nicht die Funde, besonders auch die Scherben, auf das sorgfältigste beobachtet, gesammelt und mit Vermerk der Fundstelle versehen werden.

Dr. Reimers

stimmt den Anregungen des Vortragenden lebhaft bei und erwähnt, dass seitens des Provinzialmuseums in neuester Zeit begonnen sei, frühmittelalterliche Burgreste systematisch zu untersuchen.

Privatdozent Dr. Hahne:

Die Kulturreste des früheren Mittelalters sind bis heute Stiefkinder der Forschung, wenigstens soweit sie nicht durch Kunstwert den Kunsthistoriker interessieren. — Welche öffentliche Sammlung zeigt die Keramik jener Jahrhunderte in systematischer Weise? — Auch die Aufdeckung der frühmittelalterlichen Burgstätten und sonstigen Siedlungen ist bis heute nicht offizielle Aufgabe irgend eines wissenschaftlichen Institutes. Die wichtigen Ergebnisse der von Professor Höfer geschilderten Forschung sind seither meist — nicht immer glückliche — Erfolge privater Arbeit oder doch der Arbeit einzelner Forscher und gelehrter Gesellschaften oder Vereine.

Neuerdings bricht sich aber doch die Erkenntnis Bahn, dass jene frühmittelalterlichen Reste von ganz besonderer Bedeutung sind als Bindeglieder zwischen historischer und prähistorischer Zeit. Die Forschungsmethoden der modernen Vorgeschichtswissenschaft sind es aber, die berufen scheinen, auch die Reste dieser Übergangszeit aufzuarbeiten. Die vorgeschichtliche Abteilung des hiesigen Provinzialmuseums hat sich zur Aufgabe gemacht, diese Forschungen für die Provinz Hannover in die Wege zu leiten, wie sie auch die frühmittelalterlichen Funde in ihr Sammel- und Arbeitsgebiet aufgenommen hat. Manche unserer Schloss- und Burgstätten tragen unter modernen und frühgeschichtlichen Bauten sicher auch noch vorgeschichtliche Reste; hoffentlich finden wir bald ein deutsches Troja und Myken! — Mit der Untersuchung der „Burg" bei Königsdahlum haben wir den Anfang unserer derartigen Untersuchungen gemacht. Herr Dr. Wackenroder leitet die Ausgrabung und wird Ihnen über die Ergebnisse berichten können. Die „Burg" bei Königsdahlum ist die wüste Stätte eines durch Chroniken seit dem XIII. Jahrhundert bezeugten Schlosses (castillum) aus dem Besitz der Ottonen. — Seit dem XIII. Jahrhundert wird nur noch eine Marienkapelle erwähnt, der Burgberg dient seitdem als Steinbruch. Von jeher sind Mauerreste, auch Gräber, Gefässscherben, Estrichböden und Metallteile beim Steinbruchbetriebe gefunden, aber nie war seither ein systematische Grabung oder sonstige Aufnahme ausgeführt. Vor Kurzem haben wir eine solche begonnen. Die noch vorhandenen letzten Reste der Anlage sollen nun eingehend untersucht werden.

In Königsdahlum liegen die Verhältnisse insofern günstig, als die Burgstätte seit dem Mittelalter nicht wieder bebaut wurde. Wir hoffen auch bald auf heute noch bebauten Siedelungs- bezw. Schlosstätten Untersuchungen ausführen zu können.

Dr. Wackenroder-Hannover

bemerkt zu dem Vortrage Prof. Höfers, dass das auf der Burg Anhalt (wird z. Z. publiziert von Dr. W.) gefundene keramische Material, das z. Z. publiziert werden solle, nach seiner Meinung dem XII. und XIII. Jahrhundert angehöre und dass auch die sonstigen Funde keinen Anlass geben, eine karolingische Besiedelung anzunehmen, wie vielleicht die Gelegenheitsfunde von der Fikenburg (Museum in Wernigerode). — Über die Ergebnisse der kürzlich (im Juli) erst in Angriff genommenen Ausgrabungen bei Königsdahlum ist bis jetzt noch nicht viel zu be-

richten: Blosgelegt sind Reste einer mittelalterlichen kirchlichen Anlage und eine Anzahl Gräber, ausserdem wahrscheinlich aus zwei verschiedenen und zwar älteren Bauperioden stammende Mauerreste. Das bisher aufgefundene Scherbenmaterial gehört nach Dr. Wackenroder's Ansicht dem XII. und XIII. Jahrhundert an.

Professor Dr. Höfer:

Wie ich schon vorher erwähnt habe, sind ausser der mittelalterlichen, hartgebrannten, steinzeugartigen Topfware, die schwarzgrau oder blaugrau, im Bruche aber hellgrau aussieht und die mannigfache Verzierungen aufweist, in grosser Menge auch die grobkörnige, schlechtgeschlemmte und schlechtgebrannte Topfware, die im Bruche schwarz aussieht und regelmässig unverziert ist, gefunden worden. Beide Sorten lassen sich sehr leicht unterscheiden; aber auch zu feineren Unterscheidungen bieten die Scherben der Burg Anhalt interessantes Material. Da dasselbe hier nicht vorliegt, ist eine Demonstration unmöglich.

Dr. Konrad Olbricht, Lüneburg:

Das Klima der postbaltischen Zeit und die vorgeschichtliche Chronologie.

Mit 1 Textabbildung.

Der heutige Mensch versucht es mit Erfolg immer mehr, sich von Klimaschwankungen unabhängig zu machen. Diesen Zweck verfolgten zum Teil schon die grossen Bewässerungswerke, die wir von den Kulturvölkern des Altertums her kennen und die heute unter europäischem Einfluss in Agypten und Mesopotamien wieder aufleben. Aber noch heute zeigen uns die grossen Hungersnöte in Vorderindien und China, dass auch bei hochentwickelten Völkern der Kampf gegen die Verheerungen nur kurzer Trockenzeiten nicht immer ein siegreicher ist. Um wie viel mehr muss der primitive Mensch von den viel grösseren Klimaschwankungen der jüngsten geologischen Vergangenheit abhängig gewesen sein. Manche noch heute rätselhaften Wanderungen der vorgeschichtlichen Zeit werden uns unter ganz neuer Beleuchtung erscheinen, wenn wir sie nicht auf blosse Launen der jeweiligen Völker zurückführen, sondern bedenken, dass auch hier Klimaveränderungen eine Hauptrolle spielen, dass sie die Physiographie grosser Landschaften verändern und darum oft den von den Naturschätzen abhängigen Menschen zur Auswanderung zwangen. Aber die Veränderung der Physiographie eines Gebietes unter dem Einfluss variierender Klimate prägt auch den Kulturen gewisse Eigentümlichkeiten auf, wenn wir auch hier erst im Anfange unserer Erkenntnis stehen. Darum wollen wir heute einige dieser Fragen betrachten, um so zu weiterer eingehender Berücksichtigung dieser Verhältnisse den Ansporn zu geben.

Wir geben zuerst einen Überblick der Klimaschwankungen des Eiszeitalters und fragen uns dann, ob wir schon jetzt imstande sind, gewisse Beziehungen zwischen Kulturentwicklungen und Klimaschwankungen festzustellen. Wenn wir einmal bestimmte Kulturstufen mit bestimmten

Klimaschwankungen identifiziert haben und für das Ausmass der letzteren Zahlenwerte erhalten, werden wir imstande sein, die Chronologie der menschlichen Kulturentwicklung für Zeiten festzustellen, deren Altersbestimmungen bisher ganz vage und hypothetisch waren.

I.

Nicht zum mindesten unter dem Einflusse des epochemachenden Werkes von PENCK und BRÜCKNER „Die Alpen im Eiszeitalter" haben sich in unserer Auffassung der klimatischen Verhältnisse dieser eigenartigen Zeit grosse Änderungen vollzogen. Einerseits ist es uns zu ziemlicher Gewissheit geworden, dass die Eiszeiten sich über die ganze Erde verfolgen lassen und überall eine gleichmässig erfolgende Depression der heutigen Schneegrenze darstellen (soweit nicht jüngere Krustenbewegungen diese Harmonie gestört haben). Damit fallen schon eine Reihe von Theorien für die Entstehung der Eiszeit weg, so die CROLLsche Theorie, nach der die Eiszeiten alternierend auftreten und die bekannte Pendulationstheorie, nach der Polschwankungen die Hauptrolle spielen. Indem sich uns zugleich immer deutlicher die Zusammenhänge zwischen Faltungen, Meeresregressionen und Eiszeiten zeigen, ahnen wir, dass diese nicht kosmisch bedingt sind, sondern sich als Folgeerscheinungen gewisser uns noch unbekannter Störungen des Erdinneren, die in seltsamer Periodizität eintreten, erklären lassen.

Den wichtigsten Fortschritt der Eiszeitforschung stellt das Auffinden der Beweise für lange Interglazialzeiten dar, in denen es stellenweise wärmer war als heute und das mediterrane Klimagebiet sich bis nach Deutschland hinein erstreckte, erkenntlich an seinen rötlichen Verwitterungsrinden.

PENCK und BRÜCKNER unterscheiden neuerdings vier Eiszeiten, die sie nach Flüssen im Alpenvorlande Günz-, Mindel-, Riss- und Würmeiszeit genannt haben. Aus den beiden älteren Eiszeiten stammt der Deckenschotter, aus den jüngeren der Hoch- und Niederterrassenschotter. Doch macht es PENCK auch wahrscheinlich, dass wir noch ältere Eiszeiten haben, deren Spuren nur verwischt sind, einerseits durch die starke Abtragung in den Interglazialzeiten, anderseits durch jüngere Eiszeiten, die ihr Abtragungsgebiet bis in das Ablagerungsgebiet älterer Gletscher ausdehnten. Gerade die Lösse der mittelrheinischen Tiefebene scheinen für diese Frage sehr bedeutungsvoll zu werden. In den Alpen ist die Risseiszeit die ausgedehnteste, während in Norddeutschland diese Stellung der Mindeleiszeit zukommt.

Dieses Missverhältnis erklärt sich daraus, dass in den Alpen während des Eiszeitalters eine starke Hebung einsetzte und so die jeweiligen Schneegrenzen der verschiedenen Eiszeiten wesentlich modifiziert wurden, indem einerseits die Schneegrenzen älterer Eiszeiten verbogen wurden, anderseits infolge der stetigen Hebung leicht die Gletscher jüngerer Eiszeiten weiter vorrücken konnten, als diejenigen älterer Eiszeiten, die in anderen Gebieten am ausgedehntesten waren. So sehen wir in den Südalpen gerade die Gletscher der Würmvereisung am weitesten ins Alpenvorland stossen und hier die mächtigen Moränenwälle aufbauen, die Ihnen ja aus der Literatur genügsam bekannt sein dürfen.

So wird es uns sehr erschwert, aus dem vorhandenen Material die Bedeutung der einzelnen Eiszeiten zu ermessen, da immer — auch bei uns in Norddeutschland — tektonische Faktoren das einfache Bild gestört haben.

Ebenso sind wir auch nicht imstande aus den uns bekannten Ablagerungen der Zwischeneiszeiten zwingende Schlüsse auf die relative Länge dieser Zeiten zu ziehen.

Die Interglazialzeiten zeichnen sich durch warme Floren und Faunen, limnische Ablagerungen, mächtige Lösse und starke Verwitterungsrinden aus, von denen die letzteren um so wichtiger sind, als sie die von Gegnern der Interglazialzeiten bei den übrigen Funden entgegengehaltene Theorie von blossen Gletscheroszillationen entgiltig abweisen. Die neuesten Funde machen es zugleich wahrscheinlich, dass Steppenzeiten mit ausgedehnter Lössbildung die Höchstphase einer Zwischeneiszeit einnehmen und sich an diese Mediterranzeiten anschliessen, die ihrerseits wieder von Waldphasen begleitet werden. Dies zeigen nicht nur die schönen Profile, die Ew. WUST aus Taubach aufgenommen hat, sondern auch die Tatsache, dass an vielen Stellen die interglazialen limnischen Ablagerungen in der Lüneburger Heide durch eisenschüssige Sande unterbrochen werden, die im Maximalstande der Zwischeneiszeit ein arides Klima anzeigen, das nicht nur eine starke Abtragung, sondern zugleich die Bildung eisenschüssiger Sedimente förderte.

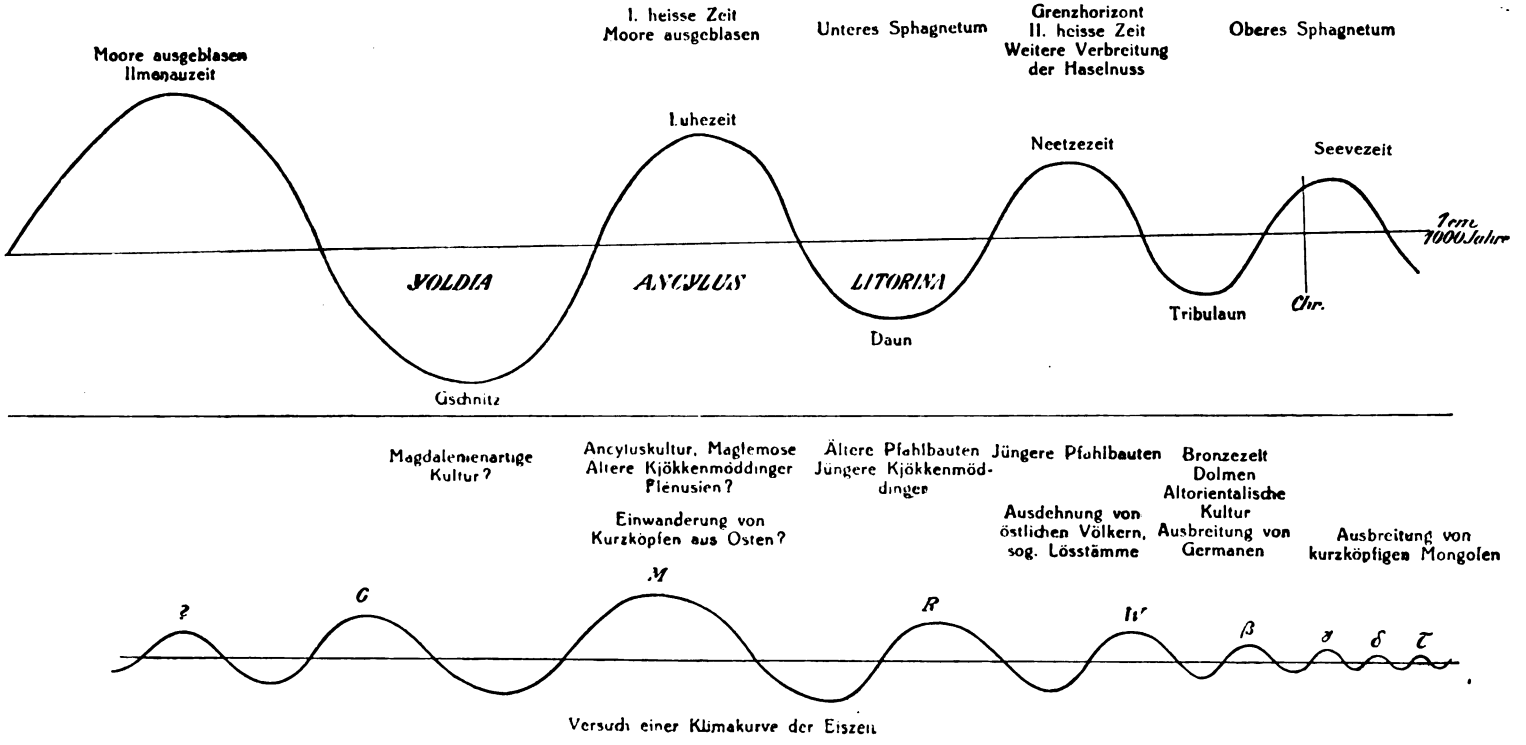
Die Interglazialzeiten sind nun nicht nur von verschiedener Länge, sondern auch von verschiedener Intensität der in ihnen wirksamen klimatischen Faktoren, denn wenn gerade eisenschüssige Bildungen in älteren Interglazialzeiten überwiegen, so ersehen wir daraus, dass damals die mediterranen und subtropischen ariden Gebiete weiter nach Norden vorrückten, als in älteren oder jüngeren Interglazialzeiten. Insbesondere hängt die Verwitterung wesentlich mehr von der Intensität der klimatischen Faktoren, als von der Länge der Zeiträume ab [1]). Wenn sich die Verwitterungsrinden der Mindel-Riss-Interglazialzeit und die der Riss-Würm-Interglazialzeit wie 12 zu 3 verhalten, so können wir daraus noch keine absolut giltigen Schlüsse auf die Längen dieser Zeiten ziehen, da doch die Verwitterung eine Kombination der Arbeit darstellt, die Zeitlänge und Klimaintensität zusammen leisten.

Von Wichtigkeit ist die Klimakurve der Postwürmzeit. Nach einer längeren Zeit der Achenschwankung rückten in den Alpen die Gletscher noch einmal vor. Das ist der Bühlvorstoss, dessen Moränen man neuerdings immer mehr ins Alpenvorland vorschiebt. Ihm entspricht in Norddeutschland der jüngere Vorstoss, der bis an die baltische Endmoräne reicht, den ich daher baltischen Vorstoss genannt habe, um so seine Identität mit dem Bühlvorstoss noch nicht unbedingt auszusprechen, obwohl eigentlich gewichtige Zweifel dagegen nicht mehr bestehen.

Wichtig ist es, dass wir in Norddeutschland an vielen Stellen auf die Dauer und klimatischen Verhältnisse der baltischen Schwankung schliessen können, die ich mit der alpinen Achenschwankung identifiziere.

---

[1]) Wir erinnern hier nur an die starke Lösungskraft der grosse tiefgründige Verwitterungsböden schaffenden warmen tropischen und subtropischen Regen im Gegensatz zu den kühlen Regen unserer Zonen.



Versuch einer Klimakurve der Eiszeit

Wir ersehen aus ihnen, dass in die baltische Schwankung nicht nur die Bildung ausgedehnter Lösse und lössartiger Bildungen fällt, sondern zugleich auch die Täler stark ausgetieft wurden, stellenweise sogar ganze Talsysteme sich erst bildeten [1]).

Auf den baltischen Vorstoss folgt die postbaltische Zeit. In sie fallen nicht nur die Gschnitz, Daun und Tribulaunmoränen der Alpen, sondern auch mächtige jüngere Sande in Norddeutschland, vielleicht hier sogar auch lössartige Bildungen.

Die alpinen Moränen zeigen uns, dass dreimal nach dem Bühlvorstoss die Alpengletscher noch weiter vorrückten, als heute und zwar nehmen diese Vorstösse an Ausmass allmählich ab, ihre Schneegrenzen verhalten sich wie 600 : 400 : 200. An vielen Stellen zeigen Lösse und warmtemperierte Floren auch im Alpengebiet an, dass zwischen den Gletschervorstössen Zeiten lagen, in denen das Klima jedenfalls erheblich wärmer war als heute, aber diese Funde sind vereinzelt, da sie zum Teil durch die jüngeren Gletschervorstösse, zum Teil durch fluviatile Erosion abgetragen wurden. Ebenso zeigen auch die mächtigen heute bewachsenen Schuttkegel an, dass in der Postbühlzeit das Klima mindestens einmal wesentlich wärmer und trockener war, als heute.

In Norddeutschland haben zwei von ganz verschiedenen Voraussetzungen ausgehende Untersuchungen für die postbaltische Zeit das Alternieren von Regen- und Trockenzeiten erwiesen. Einerseits die Untersuchungen von Professor SCHULZ in Halle, dessen Ergebnisse Sie auf der Ihnen vorgelegten Tabelle ersehen. Sodann meine eigenen Aufnahmen im unteren Ilmenautal, aus denen sich vier postbühle Trockenzeiten [2]) ergeben, die sich durch Verschüttung des Tales mit Sand auszeichnen, deren Intensität sich aus der Mächtigkeit der aufgeschütteten Sande ungefähr errechnen lässt und auffallenderweise in demselben Masse nach der Jetztzeit zu abnimmt, wie die der alpinen Vorstösse. So sehen wir, dass diese alpinen Vorstösse und die norddeutschen Terrassen Wellentälern und Wellenbergen einer einheitlichen Klimakurve entsprechen, die wir so aus den in verschiedenen Gebieten gemachten Erfahrungen herleiten können. Ich habe diese Steppenzeiten nach den Heideflüssen, die ins Elbtal münden, Ilmenauzeit, Luhezeit, Neetzezeit und Seevezeit genannt, und werde mich ihrer einstweilen auch bedienen, so lange wir keine bessere Bezeichnung finden.

Wichtig ist auch die Parallelisierung mit den Ablagerungen der norddeutschen Moore, die wir besonders SCHULZ verdanken. Die Moore wurden in der sehr trockenen Ilmenauzeit und Luhezeit ganz ausgeblasen. In der Daunzeit bildete sich der untere Sphagnetumtorf, in der Neetzezeit der Grenzhorizont und in der Tribulaunzeit der obere Sphagnetumtorf, dessen Bildung noch heute andauert und durch die

[1]) Nach meinen neuesten Aufnahmen haben wir lössartige Bildungen in der Lüneburger Heide sogar noch in der Gschnitz-Bühlzeit.

[2]) Die Teilnehmer an dem Ausfluge in die Lüneburger Heide im Anschluss an die erste Hauptversammlung unserer Gesellschaft haben gesehen, wie heute die dichte Pflanzendecke die Abtragung verhindert und starke Abtragungen nur einsetzen können, wenn bei Trockenzeiten die Pflanzendecke weitständig wird und stellenweise sogar ganz fehlt.

kurze Seevezeit anscheinend nicht erheblich unterbrochen wurde. Wenigstens kennen wir nicht die Spuren einer derartigen Unterbrechung.

Diese Worte zur kurzen Orientierung. Heben wir als besonders wichtig noch einmal hervor, dass die postbaltischen Klimawellen nicht etwa Oberschwingungen der grossen glazialen Klimawellen darstellen, sondern in gewissem Sinne diesen gleichwertig sind und nur das allmähliche Ausklingen des an klimatischen Gegensätzen reichen Eiszeitalters nach der Jetztzeit zu darstellen. Wir gehen also nicht etwa einer neuen Interglazialzeit, sondern anscheinend einer neuen Tertiärzeit entgegen und wenn unser Klima sich von dem tertiären so erheblich unterscheidet, so liegt dies an der ganz andersartigen Verteilung von Wasser und Land. Aber es erscheint als ein eigenartiges Zusammentreffen, dass unser Menschengeschlecht erst in unserer Zeit seine grosse Kulturhöhe erreichte, wo keine neue Eiszeit diese mehr zu vernichten vermag.

Die absolute Dauer des Eiszeitalters ist zurzeit noch nicht genauer zu bestimmen. Die bisherigen Forschungen schwanken zwischen 1/4 Million und einer Million Jahren. Diese grossen Gegensätze erklären sich daraus, dass man wohl an der Erosionsarbeit von Flüssen einige Anhaltspunkte für das Postglazial hatte, aber nicht imstande war, die postglazialen mit den glazialen Klimawellen in irgend welche Beziehungen zu setzen. Sie sehen aber, dass dies auf Grund der von mir aufgestellten Klimakurve schon ermöglicht wird [1]). Nehmen wir für die postbaltische Zeit als rohen Durchschnittswert rund 30 000 Jahre an, welche Zahl wir aus dem Rückschreiten mancher Wasserfälle und dem Wachsen einiger alpinen Deltas entnehmen, so bekommen wir für das gesamte Eiszeitalter rund 250 000 Jahre. Diese Zahl nähert sich auffallend den Schätzungen von HESS und MORTILLET. Wir werden ihr um so mehr ein gewisses Vertrauen schenken können, zumal wir noch sehen werden, dass gerade beim Annähern an die jüngste Geschichte manche Kulturstufen sich auffallend mit dem Alter decken, das ihnen aus anderen Gründen der Historiker gibt. Dies gilt insbesondere von der alten ägyptischen Geschichte.

Aber abgesehen davon, dass sich viele historisch festgelegte Daten so auffallend mit den von uns gewonnenen decken, sprechen noch andere Gründe für eine gewisse Wahrscheinlichkeit unserer Zahlen.

Der von uns angenommene Zeitraum genügt vollkommen, um aus den Eolithen sich die moderne Kultur entwickeln zu lassen, zumal unsere neuesten Forschungen darzulegen scheinen, dass das Strépyien mit seinem plötzlichen Kulturaufschwung in den Anfang der Eiszeit zu stellen ist und die Stufen des Reutelien, Mesvinien und Mafflien mit ihrer erstaunlichen Persistenz noch dem Pliozän angehören. Wir kommen hiermit zum zweiten Teile unseres Vortrages, indem wir einige wichtige Zusammenhänge zwischen Klimaschwankungen und Kulturentwicklung kurz darlegen wollen.

---

[1]) Diese Klimakurve entstand durch Fortsetzung der postbaltischen Klimakurve, für die wir schon viel Anhalt haben, nach rückwärts und stellt natürlich auch nur einen Versuch dar. Einige Herren haben sich an der auffallenden Harmonie dieser Kurve gestört, ich werde deshalb gelegentlich zeigen, weshalb ich mir den Verlauf gerade so vorstellen möchte.

II.

Noch wissen wir nicht mit Sicherheit, an welcher Stelle sich zum ersten Male aus uns noch unbekannten Vorfahren ein menschenartiges Wesen entwickelte. „Ex oriente lux" gilt noch heute für den Historiker, wie noch kürzlich Eduard MEYER in seinem interessanten Vortrage über „Alte Geschichte und Prähistorie" dargelegt hat. Wir können diese Anschauung nicht beweisen, bekommen aber immer mehr Anhaltspunkte dafür, dass seit einer gewissen uns noch unbekannten Phase des Eiszeitalters Mitteleuropa im weitesten Sinne der Entwicklungsherd der Menschen wurde und sich diese hier unter dem Einfluss des ständig wechselnden Klimas, der ständig sich verschiebenden bewohnbaren Gebiete und der immer variierenden Lebensbedingungen weiter entwickelten. Wie sich die Wanderungen während des Eiszeitalters verhalten haben, wissen wir noch nicht, da das vorliegende Material zur Beantwortung dieser wichtigen Fragen noch nicht ausreicht. Auch ein kühler werdendes Klima des baltischen Schildes wird den Menschen zur Auswanderung zwingen und es ist ersichtlich, dass solche nordsüdlich gerichtete Wanderungen um so häufiger eintreten werden, je stärker die Besiedelung Skandinaviens geworden ist. Gerade für die Bronzezeit scheinen derartige Wanderungen charakteristisch zu sein. Dieser Art von Wanderungen bedingt durch ein kühler werdendes Klima und angedeutet durch eine Expansion nordeuropäischer Stämme steht eine andere Art von Wanderungen gegenüber, die gerade durch ein trockener werdendes Klima angedeutet wird. Wenn in kühleren regenreicheren Zeiten die Menschen die Steppengebiete besiedeln, so werden sie aus diesen bei trockenen Zeiten vertrieben und so werden Wanderungen von Osten nach Westen — aus Innerasien nach Europa, aber auch nach China, Turan und Vorderindien — stattfinden, die um so häufiger werden, je zahlreicher der Mensch diese trockenen Gebiete besiedelt. Derartige Wanderungen werden dann ein Einschieben von Halbkulturen in höher entwickelte Kulturen bedeuten und so Erscheinungen erklären, die wir etwa als „Kulturverarmungen" bezeichnen können. Derartige Wanderungen von Osten her scheinen tatsächlich eine grosse Rolle zu spielen — neolithische Wanderungen von Lössstämmen, Mongolenwanderungen des Mittelalters — und so wird die Frage zu beantworten sein, in wie weit nicht manche eigentümlichen Kulturen des Paläolithikums, die periodisch wechseln [1]), so zu erklären sind, vielleicht fällt hierdurch auch neues Licht auf die Verbreitung der Rundköpfe. Expansionen innerasiatischer Stämme in trockenen Zeiten und Expansionen europäischer — in jüngster Zeit germanischer — Stämme in kühlen regenreichen Zeiten wechseln also periodisch miteinander ab und ergeben das bunte Bild der Wanderungen und Kulturumformungen, dessen Deutung eines der Hauptziele der Forschung kommender Zeiten sein dürfte. Jetzt sind wir allerdings noch weit von diesem Ziel entfernt.

Im Anschluss hieran wollen wir noch einige weitere Punkte hervorheben, die für die Erforschung der Vorgeschichte von Bedeutung sind,

[1]) Auf diesen wichtigen Punkt scheinen auch Untersuchungen von Herrn WÜST hinzuzielen, die leider wegen Kürze der Zeit in der paläolithischen Konferenz nicht mehr zum Ausspruche kamen.

nämlich die Veränderungen der Pflanzendecke bei variierenden Klimaten und die dadurch bedingten Verschiedenheiten im Auffinden von Bodenschätzen sowohl, wie in der Wahl und Beschaffenheit der Wohnplätze. Steppenzeiten zeichnen sich durch eine spärliche Bewachsung aus; der Boden steht an vielen Stellen an: so ist der Mensch leicht imstande, Bodenschätze zu entdecken, die sonst unter der dichten Pflanzendecke verborgen liegen. So ist es leicht, etwaige Tonlager auszubeuten und Töpfergeräte anzufertigen. Vielleicht spielt auch hierbei die starke Besonnung während des heissen trockenen Sommers eine Rolle. Wir erinnern nur an das Auffinden von Jadeit und Nephrit. In trockenen Zeiten finden wir starke periodische Wolkenbrüche, die dann die Täler mit Sand verschütten. So wird der Mensch in solchen Zeiten gezwungen, seine Wohnstätten auf hohe Terrassen am Flussrande zu verlegen. Auch das ist charakteristisch für die Lage mancher Kulturen (z. B. Wohnsitze mit Bandkeramikfunden aus der Wetterau).

In einem feuchten regenreichen Klima bedeckt umgekehrt ein dichter Pflanzenwuchs die Gegend und das Auffinden von Bodenschätzen wird dem primitiven Menschen, dem z. B. eiserne Grabwerkzeuge fehlen, sehr erschwert. Solche Zeiten werden dann unter Umständen eine Töpferkunst erschweren.

Auch die Frage der Wohngruben scheint hierher zu gehören. Bei unserem rezenten regenreichen Klima ist der Boden stark durchnässt und manche Wohngruben würden tage- oder wochenlang unter Wasser stehen.

Bei einem kontinentalen Klima hingegen folgt heftigen Wolkenbrüchen meist eine schnelle Austrocknung durch die brennende Sonne. Zugleich ist der Winter kalt und so bieten die Wohngruben besseren Schutz, als über dem Boden sich erhebende Wohnungen.

Auf das Verbreitungsgebiet der megalithischen Denkmäler fällt ebenfalls Licht, wenn wir geographische Momente berücksichtigen. Zwei Faktoren bedingen die starke Entwicklung derartiger Denkmäler, einmal das Vorhandensein von geeigneten Blöcken, sodann aber die Möglichkeit, diese ohne Schwierigkeiten aufzufinden. So beschränken sich einmal die megalithischen Denkmäler nur auf diejenigen Flächen Westeuropas, wo ältere von Graniten (mit ihrer typischen Wollsack- und Blockverwitterung) durchsetzte Formationen über mesozoische lockere Sedimente tauchen (Bretagne, Südengland, Gebiete mit nordischen Findlingen), treten aber wieder in diesen Gebieten nur dort auf, wo kein undurchdringlicher Wald diese Gesteine verhüllt, sondern wo diese mit Heidekrautflächen bewachsen sind, oder auch mit anderen kraut- und grasartigen Beständen, aus denen sich die grossen Blöcke deutlich erkennbar erheben und so zur Benutzung anlocken. (Vgl. die Heiden Frankreichs, Englands und die Lüneburger Heide gegenüber den bewaldeten deutschen Mittelgebirgen.) Hieraus können wir umgekehrt wieder schliessen, dass manche Heidegebiete schon seit dem Neolithikum ihren heutigen Vegetationscharakter besessen haben.

Wir dürfen überhaupt die grossen Hindernisse, die der dichte Wald dem primitiven Menschen entgegenstellt, nicht zu gering schätzen.

Noch auf einen wichtigen Punkt wollen wir hinweisen, nämlich auf die bekannten Ausbrüche des Vernagtferners. Es ist wahrscheinlich, dass

die Gletscher, welche in postbühlen regenreichen Zeiten weit in die Täler hinabreichten, an vielen Seiten Nebentäler absperrten und sich so Stauseen von nicht geringem Ausmasse bildeten. Dadurch ist uns die Frage nahe gelegt, ob nicht Gletscherausbrüche in solchen Zeiten eine grosse Rolle spielten, ob diese nicht zeitweise viele Alpentäler unbewohnbar machten und die Bevölkerung zwangen, sich an geeigneten Stellen zusammenzudrängen. Als solche Stellen sind, zumal ein dichter Wald das Gebiet bedeckte, die blauen Spiegel der Seen recht geeignet. So finden wir gerade in den Alpen die Pfahlbauten hoch entwickelt, diese fehlen aber auch an anderen Stellen nicht, wo Seebecken in dichte Wälder eingeschaltet sind. (Holstein, Teile Dänemarks.)

So sehen wir hier manche Probleme auftauchen, die zur Beurteilung vorgeschichtlicher Kulturen von Bedeutung sind, die aber nur durch ein Zusammenarbeiten von Gelehrten der verschiedensten Richtungen geklärt werden können. Auch bei der Chronologisierung der postbaltischen Stadien der Ostsee müssen wir von neuen Gesichtspunkten ausgehen. Ich kann leider diesen Punkt nur flüchtig streifen und erwähne als besonders wichtig die pflanzengeographischen Untersuchungen von SCHULZ[1]). Das Yoldiameer entsteht im Anschluss an das Abschmelzen der Gschnitzgletscher, die ein kleines Inlandeis bildeten, in der folgenden trockenen Zeit verschwindet die Ostsee bis auf einige Salzpfannen und in einer jüngeren Zeit senkt sich das Gebiet, so dass die Fluten der Nordsee wieder eindringen und zugleich die Salzpfannen lösen. Nur so erklärt sich der auffallend grosse Salzgehalt des Litorinameeres[2]).

Überblicken wir nun noch kurz einige postbaltische Kulturen. Auf ein detailliertes Eingehen verzichte ich ausdrücklich, da erst die Forschung der nächsten Jahre hier einiges Licht bringen dürfte.

Wir bemerkten schon, dass das Jungneolithikum mit seiner auffallenden Stagnanz der Kulturen noch dem Pliozän angehören dürfte und erst mit dem Strépyien mit seinem merkwürdigen Aufschwung das Eiszeitalter einsetzt. Die zwei Jahrhunderttausende, die wir nach unserer Kurve gern als Dauer des Paläolithikums annehmen möchten genügen, um aus dem Strépyien das Magdalénien sich entwickeln zu lassen. Schon beim Paläolithikum haben wir keine allmähliche Weiterentwicklung, sondern ein periodisches Wiederkehren mancher Kulturen, wie Ihnen Herr Dr. WÜST berichten wird[3]). Mit dem Magdalénien beginnt die postbaltische Zeit, deren Klima wir schon charakterisiert haben.

Die ersten 16000 Jahre dieser Zeit nehmen die transneolithischen Kulturen ein[4]). Ich habe in der Tabelle den undankbaren Versuch gemacht einige dieser Kulturen zu parallelisieren und möchte mir einige kurze Bemerkungen dazu gestatten. Ich kenne nicht Kulturen, die ich mit Bestimmtheit in die Ilmenauzeit und die Gschnitzzeit setzen möchte, der folgenden Luhezeit gehört meiner Meinung nach die Ancyluskultur an, sowie die älteren Kjökkenmöddinger. Aus dieser Zeit finden wir gerade

---

[1]) SCHULZ, Die Verbreitung und Geschichte einiger phaneroganer Arten in Deutschland usw. Zeitschrift für Naturwissenschaften 1909. S. 53—175.

[2]) Dieses fällt nach pflanzlichen Resten in die kühle regenreiche Daunzeit.

[3]) Wegen mangelnder Zeit ist dieser sehr wichtige Bericht ausgefallen.

[4]) Vergleiche dazu die an Tatsachenmaterial reiche Darstellung von G. KOSSINNA über den „Ursprung der Urfinnen usw.", Mannus I, Heft 1 2.

überwiegend Andeutungen einer Kiefernflora in Gebieten, wo diese heute wegen des zu feuchten Klimas nicht mehr vorkommt. Schon daraus können wir schliessen, dass damals nicht nur ein kontinentales Klima bis nach Dänemark und Schleswig-Holstein herrschte, sondern dass vielleicht damals auch grosse Teile der Nordsee landfest waren. In diese trockene Zeit fällt auch das Tardenoisien, das ich in gewisse Zusammenhänge mit den jüngeren Aufschüttungsterrassen der Ilmenau bei Lüneburg bringen konnte. Die tardenoisienartigen Kulturen bei Lüneburg vermeiden die jüngeren Ilmenauterrassen und zeigen an, dass anscheinend in der Luhezeit das Tardenoisien seine Hauptentfaltung hatte. Es ist eine ausgeprägte Steppenkultur. Der Mensch siedelt auf den hohen Heidehügeln, die als waldbedeckte Regeninseln über die Steppen der niedriger gelegenen Gebiete ragten. Den Boden bedeckte nicht das festigende Heidekraut. Steinpflasterungen schützten ihn vor zu starker Verwehung. Der Mensch siedelt auf Terrassen am Rande der Täler, die bei den häufigen Platzregen oft unter Wasser gesetzt und mit Sand verschüttet wurden. Der Habitus der Artefakte zeigt, dass ein Nomadenvolk schnell wanderte und nur vorübergehend Halt machte, um seinen Wasservorrat zu ergänzen.

Nunmehr beginnt das Neolithikum mit seiner sorgfältigen Bearbeitung der Steine und dem Anbau des Getreides. Die jüngeren Kjökkenmöddinger, sowie die Pfahlbauten sprechen für ein kühles regenreiches Klima mit starker Bewaldung. Gleichzeitig mit der Periode der älteren Pfahlbauten ist die mittelrheinische Tiefebene reich besiedelt, was meiner Meinung nach auf eine regenreiche Zeit hinweist, da dieses ausgesprochene Regenschattengebiet in trockenen Zeiten sicher einen Ackerbau des primitiven Menschen recht erschwerte. In der jüngeren Periode der Pfahlbauten, die wir vielleicht als geographische Verbreitung klimatisch bedingter Formen ansehen können, beginnt eine deutlich erkennbare Wanderung von Lösstämmen, das scheint auf ein trockenes Klima hinzuweisen, auch die an vielen Stellen sehr hoch entwickelte Keramik dürfte dafür sprechen.

In der Metallzeit entstehen wahrscheinlich die meisten der megalithischen Denkmäler, zugleich begegnen uns zum ersten Male deutlich erkennbare Nordsüdwanderungen germanenartiger Stämme, die für ein kühles regenreiches Klima bezeichnend sind.

Es ist von Wichtigkeit nunmehr unsere Chronologie auf ihre Richtigkeit zu prüfen, da jetzt auch die Weltgeschichte des Historikers beginnt. Wir finden da seltsame Übereinstimmungen. Ägyptische Inschriften deuten an, dass 2000 vor Chr. in der heutigen Wüste Nomaden Viehzucht trieben, das spricht für eine regenreiche Zeit. Es beginnt die hohe Kulturentwicklung Ägyptens, Mesopotamiens und die mykenische Kultur, die sich vom Historiker chronologisch fixieren lassen. Sie alle fallen dann in die letzte regenreiche Zeit unserer Tabelle, womit angedeutet ist, dass auch die Blütezeit dieser alten Kultur z. T. klimatisch bedingt ist. In dieselbe Zeit fällt auch die grosse Expansion der Indogermanen (Arier) bis nach Turan und Vorderindien. Inwieweit der Einschlag indogermanischer Elemente auch die vorderasiatischen Kulturen mitbedingt hat, vermögen wir nicht zu sagen. Rassen- und Kulturherde.

Schon einige Jahrhunderte vor Christus beginnt die Völkerwanderung

mit dem Ostwestwandern skythischer Stämme (a. 700). Diese Zeit ist ausgezeichnet durch eine gewaltige Expansion mongolischer Stämme und den dadurch mitbedingten Verfall mancher Kulturen. In Europa schieben sich die Mongolen anscheinend gerade in den Gebieten am weitesten nach W. vor, wo wir auch in den älteren Zeiten Andeutungen ausgedehnter Ostwestwanderungen haben. Alles Andeutungen einer heissen Zeit mit kalten Wintern und heissen trockenen Sommern. Jetzt werden manche stark bevölkerte Gebiete, die zugleich Regenschattengebiete sind, zu kleinen Zentren, die ständig Völkerwellen aussenden, so z. B. die Lüneburger Heide. Diese trockene Seevezeit scheint bis zum Ausgange des Mittelalters angedauert zu haben, nun beginnt eine neue kühle Zeit mit starker Kulturentwicklung und Expansion der Germanen in weitestem Sinne. Leider muss ich wegen mangelnder Zeit darauf verzichten, mehrere Beweise dafür anzugeben.

Mit Absicht habe ich mich bemüht, diesen Vortrag nicht mit Einzelheiten zu überladen, zumal die Beherrschung des inzwischen gesammelten Materials die Arbeitskraft eines einzelnen bei weitem übersteigt. Ich wollte nur einige neue Gesichtspunkte andeuten, um zu zeigen, wie notwendig ein Zusammenarbeiten der verschiedensten Arbeitskräfte ist, um eine Einseitigkeit zu vermeiden. Besonders wird es für den Historiker von Bedeutung sein, die Abhängigkeit des Menschen von der Natur noch mehr zu betonen als bisher [1]). Dann wird sich immer mehr die Kluft ausfüllen, die noch heute Vorgeschichte und Geschichte trennt und der Historiker wird erkennen, dass die letzten 5000 Jahre, die er stolz „Weltgeschichte" nennt, nur zu erklären sind durch jene zehntausende von Jahren, seit denen der Mensch seine Kultur, Intellekt und Religion besitzt.

Zugleich möchte ich auch bemerken, dass die in diesem Vortrage entwickelten Anschauungen nur die Quintessenz eines von mir schon während langer Zeit gesammelten Arbeitsmateriales sind, dessen ausführliche Darstellung und Begründung ich hoffentlich in Zukunft einmal bringen kann.

Landesgeologe Dr. Korn-Berlin

erklärt, dass er „als Vertreter der kgl. geol. Landesanstalt" den Ausführungen O.'s entgegentreten müsse. Auf Grund der bisherigen Ergebnisse der preussischen Landesaufnahme glaube er, dass die Altersansetzung der Ilmenauterrassen nicht richtig sei, dass es sich vielmehr um Talsandterrassen aus . . . . . handele. Auf die Parallelisierung des norddeutschen mit dem alpinen Quartär müsse man zurzeit überhaupt noch verzichten, daher auch auf Aufstellung von allgemeinen Klimakurven des Quartärs. Wir müssen abwarten, bis die Landesaufnahme die verglichenen Gebiete durch Kartierung verbindet. — Die Lösse sind ein zu unsicheres Hilfsmittel. — Das Eis, das fast bis Halle gereicht hat, ist nicht mit Sicherheit als Riss-Vergletscherung zu bezeichnen.

---

[1]) Wir wollen durchaus nicht bestreiten, dass grosse Männer immer leitend in die Weltgeschichte eingegriffen haben, aber sie lösten dann nur Spannungen aus, deren Ausgleich auf natürlichem Wege doch auch erfolgt wäre.

Dr. Olbricht:

Es scheint mir voreilig und durchaus ungerechtfertigt, alle Talsandterrassen Norddeutschlands auf Grund einer Schablone erklären zu wollen. Für die Ilmenauterrassen passt sie jedenfalls nicht. Sie entstanden nachweislich erst lange nach dem Abschmelzen der Gletscher im Anschlusse an grosse Schuttkegel, welche die Heideflüsse ins Elbtal geschoben haben. Diese Schuttkegel wurden, wie ich demnächst eingehender nachweisen werde, in regenarmen Zeiten aufgeschüttet, wie sich dies aus einer Betrachtung der Abtragungsverhältnisse ergibt. Meine Anschauungen sind als sehr unbequem schon von vielen Seiten bekämpft worden; doch hoffe ich, dass eine sachliche Diskussion nach Erscheinen meiner Arbeit — die in den Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde erscheint und zwar gegen Weihnachten — hier manches klären wird.

Privatdozent Dr. Wüst-Halle:

Wenn hier eben Herr Dr. Korn als Vertreter der kgl. Preuss. Geologischen Landesanstalt sich Herrn Dr. Olbricht gegenüber prinzipiell gegen Versuche, die norddeutschen Quartärbildungen mit den alpinen zu parallelisieren, ausgesprochen hat, so möchte ich demgegenüber betonen, dass es auch nicht wenige Geologen gibt, die sich nicht damit begnügen können, die Quartärgliederungen der verschiedenen Gebiete unverbunden nebeneinander zu stellen, sondern vielmehr das wissenschaftlich durchaus berechtigte, ja notwendige Bedürfnis empfinden, diese verschiedenen Gliederungen mit einander zu parallelisieren. Für solche Parallelisierungsversuche haben sich gerade die Lössbildungen als ein ausserordentlich wichtiges, vielleicht als das wichtigste Hilfsmittel erwiesen, das in besonders grosszügiger Weise von Steinmann verwendet worden ist. Wenn sich, wie Herr Dr. Korn sagt, die kgl. Preuss. Geologische Landesanstalt gerade gegenüber der Verwendung der Lössbildungen zu Parallelisierungszwecken ablehnend verhält, so darf man bei der Beurteilung dieses Umstandes nicht übersehen, dass die glänzenden Ergebnisse der modernen Lössforschung, wie sie sich besonders in der oberrheinischen Tiefebene seit den grundlegenden Arbeiten Schumacher's entfaltet hat, bei der genannten Anstalt vielfach nicht genügend beachtet oder verstanden worden sind, wie beispielsweise ein Blick auf die Behandlung der Lössbildungen selbst noch in der neuesten, erst in diesem Jahre erschienenen Auflage von Wahnschaffe's Buche über die Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes zeigt. Und gerade eine Beachtung der Lössverhältnisse zeigt, dass Herr Dr. Olbricht vollkommen recht hat, wenn er, was Herr Dr. Korn beanstandet, die Vereisung, welche bis etwas südlich von Halle gereicht hat, der Würm-Eiszeit zuschreibt, denn das Gebiet dieser Vereisung und das Verbreitungsgebiet des Jüngeren oder Riss-Würm-Lösses schliessen sich gegenseitig ziemlich genau aus, wie das zu erwarten ist, wenn die in Rede stehende Vereisung der Würm-Eiszeit angehört.

Prof. Dr. Blanckenhorn-Berlin:

Auch ich habe diesen recht interessanten, aber zugleich etwas phantasievollen Darstellungen gegenüber einige Bedenken auszusprechen.

Besonders die hier aufgezeichneten zuletzt erläuterten Klimakurven erscheinen mir etwas zu ideal, zu schön, als dass sie der Wirklichkeit gut entsprechen könnten; es liegt in diesen Linien zu viel Regelmässigkeit. Solche Regelmässigkeit gibt es kaum in der Natur.

Auch ich habe mich gerade vor kurzem mit der Zeichnung von Klimakurven der Diluvialzeit beschäftigt und in der Junisitzung der Deutschen geologischen Gesellschaft zu Berlin eine solche Kurve besprochen, wie sie sich als Resultat aus meinen schon vor 15 Jahren begonnenen Studien über das Diluvium in Palästina und Ägypten ergab. Da waren Gegensätze zwischen allen Perioden in Bezug auf die Intensität der ehemaligen Niederschläge, namentlich aber auch in Bezug auf ihre Dauer vorhanden. Diese unabhängig aus meinen eigenen Studien gewonnene Kurve stimmte im grossen Ganzen mit derjenigen von Penck-Brückner überein, d. h. sie zeigt in den wesentlichsten Punkten damit eine gewisse Parallelität, wenn sie auch ihre für jene Gegenden geltenden Eigentümlichkeiten aufwies. Aber regelmässig war diese Kurve nicht. Ich bin der Meinung, dass jede Gegend ihre eigene von der anderer entfernter Gebiete etwas verschiedene Klimakurve der Vergangenheit haben wird, aber eine gewisse Parallelität oder Übereinstimmung speziell in Bezug auf die Dauer der Perioden muss vorhanden sein.

Auf sonstige Einzelheiten aus dem inhaltreichen Vortrage, die mir ebenfalls bedenklich erscheinen, näher einzugehen, würde hier die Zeit nicht ausreichen.

Dr. Olbricht:

Der Ausdruck Phantasiegebäude entspricht keineswegs der wissenschaftlichen Würde dieser Versammlung. Jede Klimakurve der Eiszeit beruht z. Zt. auf hypothetischen Voraussetzungen und die Art ihrer Konstruktion hängt nicht zum mindesten von den Gründen ab, die man als Ursachen der Klimaschwankungen des Eiszeitalters ansieht. Die Klimakurve von Herrn Frdh. Blanckenhorn beruht augenscheinlich auf den Terrassenfunden im Mittelmeer. Hierbei tauchen mehrere Fragen auf, die sich um so schwieriger gestalten, als einmal wir seltsamerweise noch recht wenig von der Stärke der Abtragung unter den verschiedenen Klimaten wissen, sodann aber gerade im Mittelmeergebiet der Mensch die Physiographie grosser Gebiete durch Entwaldung ganz und gar verändert hat. Terrassen als Abtragungsprodukte brauchen nicht immer unter gleichen klimatischen Verhältnissen entstanden zu sein, zumal wenn sie in so eigenartigen klimatischen Zonen liegen, wie sie das Mittelmeergebiet aufweist. Sodann spielen hier aber auch tektonische Faktoren eine Rolle, die einmal die Abtragung variieren, zugleich aber auch Terrassen verbiegen können. Erst nach Ausscheidung dieser Faktoren erhalten wir ein klares Bild. Ich glaube aber nicht, dass wir so weit schon sind. Jedenfalls ist es voreilig, andere Anschauungen a priori deshalb zu verwerfen, weil sie mit eigenen nicht harmonieren.

Curt Schwantes, Hamburg:

Slawische Skelettgräber bei Rassau, Prov. Hannover.

Mit 1 Textabbildung.

Rassau liegt im Kreis Ülzen, damit im alten Bardengau. Da es zugleich nahe der Grenze des hannöverschen Wendlandes liegt, so gehört es zu dem vielumstrittenen Grenzgebiete der Barden und Drewanen.

Eine besondere Eigenart des Fundplatzes ist die, dass die jüngeren slawischen Skelette in einen alteisenzeitlichen Urnenfriedhof eingebettet worden waren. Dadurch waren die alten Urnengräber zum grossen Teil zerstört worden. Die Grabung ergab an slawischen Funden 48 Skelette. Dieselben lagen zerstreut, nicht in Reihen, in der Richtung W-O, waren aber zum grossen Teil sehr zerfallen. In vielen Gräbern deutete nur eine schwärzliche Färbung der Füllerde auf das frühere Vorhandensein eines Skeletts. Die Tiefe der Gruben schwankte zwischen 0,45—1 m. Bei einigen Skeletten konnten Spuren eines Holzsarges nachgewiesen werden; Sargnägel wurden nicht gefunden. Manche Skelette lagen unter Steinpackungen, bei anderen fanden sich nur wenige Steine auf dem Körper; noch andere lagen frei in der Erde. Von den 48 Skeletten waren 38 ohne Beigaben. Auch die übrigen 10 waren zum Teil nur spärlich mit Beigaben bedacht worden. Es fehlte jede Spur von slawischem Tongerät. In 6 Gräbern fand sich je eine Silbermünze, und zwar sind es nach der gütigen Bestimmung von Herrn Prof. MENADIER-Berlin:

N. 1—3: Braunschweigisch-Lüneburger Löwenpfennig aus dem letzten Viertel des 13. Jahrh. [N. 2: Mitte des 13. Jahrh.]

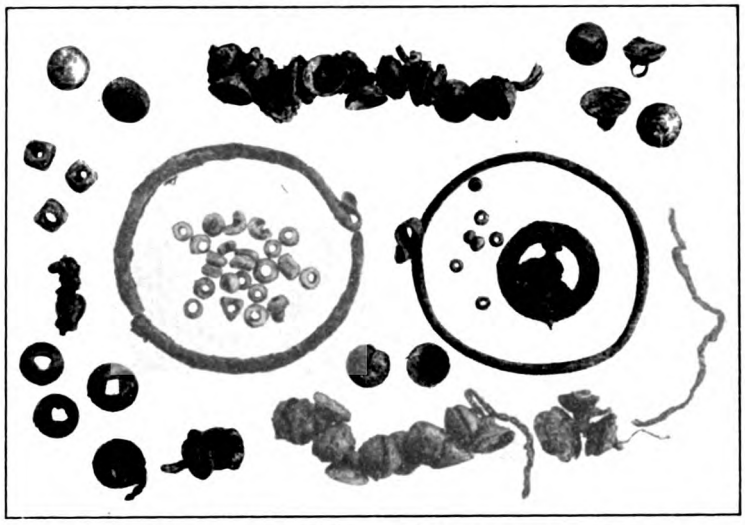
Nr. 4: Markgräflich Brandenburger Pfennig aus Salzwedel mit dem Kopf des Markgrafen über dem Schlüssel aus der 2. Hälfte des 13. Jahrh.

Nr. 5: Mecklenburger Stierkopfpfennig mit Kreuz zwischen den Hörnern vom Ende des 13. Jahrh.

Nr. 6: Bruchstück eines Brandenburg. Denars aus der 2. Hälfte des 13. Jahrh. Bahrfeldt Nr. 363.

Von den sonstigen Beigaben sind von besonderer Wichtigkeit zwei im Durchmesser 6 cm grosse hohle Schläfenringe aus Bronzeblech. Die typische S-förmige Schleife lässt sofort den slawischen Charakter erkennen. Ausser diesen fanden sich noch mehrere bronzene Kopfringe ohne Schleife oder Biegung, ferner Fingerringe und ein eigenartiger Schmuck, aus 3 bronzenen Hohlkörpern bestehend, die an einem Bronzedraht aufgereiht waren. Dieser Schmuck, aus anderen slawischen Fundplätzen Europas als Ohrgehänge bekannt, scheint bei seiner häufigen Wiederkehr in derselben charakteristischen Gestalt geeignet zu sein, als Kennzeichen slawischer Gräber den Schläfenringen an die Seite gestellt zu werden. Auch in der Provinz Hannover sind schon früher sehr ähnliche Bronzegehänge in Skelettgräbern gefunden worden, ohne dass man sie als slawisch erkannte. Vor allen Dingen gehören als solche erwähnt zu werden die bronzenen „Perlen"-Gehänge, die v. ESTORFF unter so eigenartigen Umständen bei späteren Skelettbeisetzungen innerhalb eines Steinzeitgrabes bei Klein-Prezier, Kreis Ülzen fand. Zwei Skelette

von Rassau zeichneten sich durch einen grossen Halsschmuck aus, der aus zahlreichen an Wollfäden aufgereihten weissen und blauen Schmelzperlen und bronzenen Hohlkörpern bestand. Ferner seien eine Reihe



Beigaben eines weiblichen Skeletts von Rassau.

In der Mitte zwei bronzene Schläfenringe; der linke umschliesst Glasperlen, der rechte Schmelzperlen und eine bronzene Schnalle, die an der rechten Schulter lag. Die die Ringe umgebenden Glasperlen, bronzenen Hohlkörper und Anhängsel gehören wie die in den Ringen liegenden Perlen zum Halsschmuck.

bronzener und eiserner Schnallen erwähnt, von denen die feineren, kleineren Bronzeschnallen zur Befestigung des Gewandes gedient, während die massigen Eisenschnallen vielleicht an einem Gürtel gesessen haben. Besonderen Wert dürften noch vorzüglich erhaltene Tuchreste haben, die ein geköpertes Wollgewebe mit deutlichen Webekanten erkennen lassen.

Ein Teilnehmer:

Die Gräber seien wahrscheinlich deutsch, nicht slawisch.

C. Schwantes:

Dass das Slawentum sich in der Rassauer Gegend lange erhalten, ist durch Urkunden bis 1289 festgelegt. Auch das lange Festhalten an den Landwehren, die gegen die Slawen errichtet waren und die noch 1392 auf ausdrücklichen Wunsch der „Ritter, Knechte und Erben" des Fürstentums Lüneburg gebessert und gefestigt werden sollten, beweisen, wie kräftig und drohend die wendische Nachbarschaft noch damals war.

Vollends bewiesen wird aber der slawische Charakter der Gräber durch die in jeder Hinsicht typischen Schläfenringe, die in ihrer Gestalt und auch in ihrer Befestigung (sie lagen je an einer Schläfe) durchaus slawischem Gebrauch entsprechen. Für slawische Kultur spricht auch das erwähnte Gehänge aus Bronzedraht mit den drei bronzenen Hohlkörpern.

Derselbe Teilnehmer:

Die Schläfenringe seien zu gross, um slawisch sein zu können.

C. Schwantes:

Dieser Einwand ist durchaus hinfällig. Denn auch Beltz berichtet (Wend. Altert. S. 218) von zwei hohlen Schläfenringen aus Bartelsdorf in Mecklenburg, deren Durchmesser 6 cm beträgt; ebenfalls erwähnt Koehler aus Posen (Zeitschr. f. Ethn. 1896, S. 246—251) einen Schläfenring von 5,5 cm Durchm. aus Slaboszewo, zwei Ringe aus Czerlin von 14,5 und 15 cm Umfang, aus Buszkowo sogar Ringe von 6—8 cm Durchm.

Dr. Kiekebusch-Berlin:

Die verzierten Ohrgehänge kommen nicht nur — wie Herr Schwantes meinte — in Thüringen und Dalmatien vor. Sie sind eine häufige, weitverbreitete Begleiterscheinung der Hacksilberfunde und finden sich z. B. auch in der Mark.

Weit mehr aber interessiert mich eine andere Frage. Herr Schwantes gab an, dass die Skelettgräber von Rassau innerhalb eines älteren Friedhofes aus der Hallstattzeit liegen. Als ich vor zwei Jahren den Spuren römischer Kultur auf norddeutschem Boden nachging, kam ich auch nach Rassau und lernte dort Funde aus einem Latène-Gräberfelde kennen, die sich teils in der Sammlung des Herrn A. Jenge-Ülzen, teils auch sonst in Privathänden befanden. Ich habe diese Funde in meiner Dissertation (Einfluss der römischen Kultur auf die germanische im Spiegel der Hügelgräber des Niederrheins. Stuttgart, Strecker u. Schröder 1908, S. 48 u. Anm. 256) erwähnt. Handelt es sich bei dem von Herrn Schwantes besprochenen älteren Friedhof aus der „Hallstattzeit" um den von mir als Latène-Gräberfeld bezeichneten oder um einen ganz anderen, also um einen dritten Friedhof bei Rassau?

Lehrer G. Schwantes-Hamburg:

Wenn auch die Rassauer Urnengräber einer Kulturstufe angehören, die zeitlich südlichem Latène entspricht (1.—2. Stufe P. Reineckes), so dürfen wir den Namen Latène hier doch nicht verwenden, weil der Inhalt jener Kultur noch keine Beeinflussung durch die Latène-Kultur zeigt. Die Urnengräber gehören m. E. vielmehr einer Kultur an, die, im nördlichen, germanischen Gebiet entstanden, der Latène-Kultur gegenübergestellt werden muss. Sie entwickelt sich vornehmlich aus der Hallstattkultur. Erst um 300 v. Chr. traten bei uns Latèneeinflüsse stärker hervor, es entsteht eine Mischkultur aus Latène-Elementen und der nordischen Hallstattkultur, und erst im Spät-Latène ist das einheimische Element so gut wie ganz verdrängt. Ich hoffe, Ihnen diese Ansicht in einer demnächst erscheinenden Arbeit eingehender entwickeln zu dürfen.

Dr. Kiekebusch:

Mir sind derartige Gedankengänge, wie sie Herr G. Schwantes eben entwickelte, durchaus nicht ganz fremd und neu. Ich selber habe ja nachgewiesen, dass die Hügelgräber am Niederrhein mit ihrer Hallstattkultur bis in die römische Kaiserzeit hineinreichen. Ja, ich habe sogar ganz deutlich ausgesprochen, dass wir selbst in Norddeutschland noch während der Kaiserzeit Nachwirkungen der „Hallstattkultur" verspüren (a. a. O. S. 30 u. S. 55). Die Gefässe von Darzau im Provinzialmuseum zu Hannover bildeten geradezu den Ausgangspunkt für diese meine Beobachtungen. — Um so dringender aber möchte ich davor warnen, derartige Erscheinungen ohne zwingende Gründe zu verallgemeinern und dadurch die chronologischen Begriffe zu verwirren. Das könnte unserer jungen Wissenschaft, die sich während der letzten Jahrzehnte erst aus so schweren Krisen emporgerungen hat, unendlich schaden.

Am Niederrhein gibt es überhaupt keine Latène-Kultur. Da liegt die Sache also ganz anders. Gewiss sind hier in Norddeutschland gerade bezüglich der frühen Eisenzeit die Dinge noch nicht ganz geklärt. Ich bestreite auch gar nicht, dass auf dem Rassauer Friedhofe auch Hallstattsachen vorkommen können. Ich habe aber noch keine gesehen. Was ich sah, das waren Funde, die durchaus Latène-Charakter aufwiesen, und solche Funde dürfen wir doch nicht — mindestens doch wohl nicht ohne weiteres — der „Hallstattzeit" zuschreiben. Ganz entschieden aber muss ich mich dagegen aussprechen, die „norddeutsche Hallstattzeit" bis an den Beginn unserer Zeitrechnung oder gar darüber hinaus dauern zu lassen. Die Begriffe Kultur und Zeit können nicht streng und scharf genug auseinander gehalten werden.

Festmahl.

Ein Festmahl stand nicht auf der Tagesordnung; aber das gemeinsame Essen am Abend des 7. August wurde zu einem fröhlichen Feste durch strahlenden Frohsinn und Humor, der alle die fast 100 Teilnehmer bei guter Verpflegung in den vornehmen Räumen des Künstlerhauses beherrschte, und der sich in vielen Tischreden ernster und heiterer Art äusserte und noch erhöht wurde durch einige Erscheinungen auf der Bühne, über die in folgendem auf vielfachen Wunsch gewissenhafter Bericht erstattet werde![1])

Festprolog.

Auf des Sinnbergsspitze sitzt die Wala, gekleidet als Weib der Germanen der zweiten Bronzezeitperiode. Sie liest von drachenköpfigem Brett die Runen des Schicksals der europäischen Menschen. Die Sonne steht im blauen Himmel über ihr in der Form der Scheibe von Tründholm auf Seeland.

Rhapsodisch-Seherisch hebt sie bei den Klängen des „Feuerzaubers" aus der Richard Wagner „Walküre" also an:

Eiswogen drängen zum grünen Strand,
Winterriesen droh'n Erda's Ende:
Keimen und Hoffen,
Werden und Blühen,
Welken und Tod —
Ewige Not!
Da lodert's vom ragenden Fels,
Sein gleissendes Schwert
Schmiedet Baldur, der Held! —
Durch Eis und Nacht
Loht siegende Glut,
Tausendstimmig jubelts zum Lichte, zum Leben. —
So einst, wie heute!
Es rinnt die Zeit
Von der kreisenden Spindel der Ewigkeit.

Und über die Erde
Wandern der Menschen Geschlechter —,
Werden und blühen und welken:
Unter Haide und Moos

[1]) Die Zierleiste zeichnete Prof. B. Schulz-Hannover. Die „Dichtungen" entstammen einer schwachen Stunde Hahnes.

Rasten Helden vom Kampf,
Rosten strahlende Schwerter,
Ruhen tausend Herzen vom Hoffen. —
Über der schlummernden Stätte
Schreiten die Enkel,
Schwingen eigene Schwerter,
Hoffen eigenes Hoffes!

Gestern und Heute:
Einer Sonne Glut, —
Ahnen und Enkel;
Eines Stammes Blut!

Ihr vom leuchtenden Heute,
Richtet rückwärts den forschenden Blick!
Wisst Ihr der Vorzeit Denken,
Eurer Ahnen Not und Glück?
Unter Moos und Haide
Ruht manch' scharfes Schwert,
Ruht manch' helles Geschmeide,
— Ruht manches Wissen wert:
Kennt Ihr die Art der Ahnen,
Kennt Ihr Euer eignes Geschick! —
Ihr vom leuchtenden Heute,
Richtet rückwärts den forschenden Blick! –

Tastendes Werden von Tier zu Mensch,
Weltsieges Beginn!
Wunsch und Wille drängen, die Erde zu meistern;
Zur Herrschaft hob sie die Tat,
Als sich das spähende Auge verband
Mit der fassenden, formenden Hand.

Wandern und Kämpfen —
Stolzer hebt sich der Gang,
Freier der Blick;
Wissendes Tun wählt frei der eigenen Sippe Gesetze.
Norden und Süden! —
Durch Fernen geschieden
Der Länder und Menschen
Wesen und Art:
Südliches Glühen,
Blendendes Blühen —
Nordisches Wesen trotzig und hart.

Zu eng wird das Land:
Die Waffen zur Hand!
Es wandern vom Norden
Reisige Horden. —

Ihr von dem Stamme des Nordens,
Der sich weithin die Länder errang,
Bis von Weltmeer zu Weltmeer

Herrschend die Sprache der Heimat klang:
Frei von fremden Gewalten,
Treu der eigenen Art!
— Habt Ihr die Treue gehalten,
Habt Ihr die Freiheit bewahrt?

Indogermanen! — —
Schimmernd in Ganges Fluten
Spiegeln sich stolzen Geistes hohe Bauten,
Ewiger Schönheit Wunder
Im Meere von Hellas:
Aller Erbe erringt
Weltmächtig Rom! —
Jenseits der Alpen in rauhen Zonen
Grünet mächtig der alte Stamm
In namenloser Völker stillem Werden!
Vergessen ist längst des Blutes Band,
Das den stolzen Süden dem Norden verband! —
An Germanias Grenzen kraftlos sinkt
Der sieggewohnte Adler römischer Legionen.
Blonder Barbaren
Verwegene Scharen
Schützen vor Schande den heimischen Herd:
Tollkühn' Beginnen,
Die Welt zu gewinnen
Hat sie der mächtige Feind gelehrt!
Blutig bahnt sich zum Süden
Noch einmal der Norden den Weg,
Donnernd brechen die Tore des Weltreichs
Wandernder Völker brandende Wogen:
Der Germanen Geschick wird die Geschichte der Welt.

Ihr vom leuchtenden Heute,
Wendet rückwärts den forschenden Blick:
Euer Tun und Denken
Ruht auf der Ahnen Not und Glück!
— Unter Moos und Haide
Ruht manch' scharfes Schwert,
Ruht manch' helles Geschmeide
Ruht manches Wissen wert!
Was die Ahnen geschaffen
Ward Euch Wissenschaft:
Auf Eurer Vorzeit Waffen
Glänzt die Siegesrune der Kraft!

Damen-Toast.

Ein vollgewaffneter römischer Legionär, die Hildesheimer Athenaschale gefüllt mit Wein emporhebend, redet in 'thiudisker' Sprache, wie folgt:

Rom grüsst Germania libera!

Den rauhen Norden haben wir Euch nie geneidet!
Viel herrlicher als Eure sturmgepeitschten Meere
Ist uns're blaue Adria;
— Nur Euren schönen grünen Rhein,
Den musstet Ihr uns geben:
Wir gaben Euch dafür die gottgeschaff'nen Reben
Und manche Kunst und manches Wissen habt Ihr uns zu danken! —
Die Waffenmacht: Dass die Euch längst zu eigen,
Als wir Euch forderten zum blutigen Reigen,
Das wussten wir seit Kimbern und Teutonen!
Und dass der edelste von allen Erdenschätzen
In reicher stolzer Fülle Euer Eigen ist,
Das hat von uns schon mancher Euch gesungen,
Der wie Ausonius, es selbst erfuhr:

Der Lilie Weiss,
Der Rose zarte Glut,
Der Sonne Gold,
Des Himmels strahlend Blau:
Herrlich geeint seh' ich's
In der german'schen Frau!

Vom edelsten Weine einen tiefen Zug: Heil Euren Frauen!
Wie herrlich steh'n sie da: Erhalterinnen der Germania libera!!

Die beiden Moorleichen.

Mitternachtspuk mit Gesang und Tanz.

Ort: Vorgeschichtliche Sammlung des Provinzialmuseums zu Hannover. Im Hintergrunde nebeneinander zwei Schränke, über ihnen grosse Schilde:

Links:	A „Muhmie" aus Gross-Fullen Neuerwerbung!	Rechts:	B „Moorleiche von Etzel"

in ihnen je eine Moorleiche, furchtbar echt.

Zeit: Um Mitternacht.

Die Nachtwache macht die Runde; in fröhlichster Stimmung plaudert sie mit sich von den Erlebnissen des Tages: von dem unbegreiflichen, unvernünftigen, sinnlosen Eifer, mit dem der „Herr wissenschaftliche Hilfsarbeiter" jetzt alles umkramt hier unten im „prähistorischen Keller" — von der grossen Weisheit mancher Besucher, so des Herrn Professors aus Berlin mit dem unbehaltbaren nicht niedersächsischen Namen, — von der wunderbaren Auffindung der neuen „Torf-Muhmie" — dabei entschlüpfen ihm einige despektierliche Ausdrücke über den ideellen und ästhetischen Wert des edlen Paares — es schlägt gerade zwölf Uhr und mit sehr echtem Barditus fahren die Köpfe der lebendig gewordenen Moorleichen durch die Glasscheiben.

Unter den Klängen der „Prügelszene" entflieht das Menschlein und die Geister haben das Wort nach der schönen Melodie „Wir tanzen Ringelreih'n" (Dollarprinzessin):

I.

Jeder für sich:

A: Thonars Wetter breche Dir die Knochen! —
Nicht 'mal Nachts ist man hier ungestört!
B: War das der neue Nachbar der gesprochen?
Mir ist als hätt' ich lautverschiebungsfreies Deutsch gehört! —
A: Wie eine Wurst im Rauchfang, aufgebaumelt,
Wie ein achtbein'ges Kalb begafft von aller Welt, —
B: Vor Freude mir das Herz im Busen taumelt:
Da hat man einen Zeitgenossen neben mich gestellt!
A: — Wie ahnungslos sie Alle sind,
Wenn sie die Köpfe sich um uns zerbrechen,
Von wo, von wann, weshalb und was wir sind,
Und schiesslich ratlos jammern:
„Könnten die doch sprechen! —"
B: Was Tacitus verraten hat,
Das ist das Einz'ge, was sie wissen:
Dass wir ob irgendeiner Missetat,
Vor langer Zeit ins
Moor geschmissen!
A u. B zus.: Eins - zwei - drei: schwubbdiwupp,
Hinein ins Moor!
Bald guckt kein Zipfel mehr von uns
Daraus hervor:
Das Torfmoos nistet uns in Haar und Flaus,
[: Und als Moorleichen
Buddelt uns die Nachwelt aus :]

II.

(Auch die Arme fahren durch die Scheiben:)

A: Ich muss Dich einmal 'was fragen,
Ach es lässt mir keine Ruh!
B: Sollst Dich nicht mit Zweifeln plagen;
Frag' nur, liebe „Muhmie", frag' zu!
A: Wir sind uns doch schon einmal wo begegnet?
Dein edles Antlitz ist mir wohlbekannt!
B: Als Hiebe es im Teutoburger Wald geregnet,
Sind wir zusammen durchgebrannt!!
A: Arminius sprach: „nun nicht gemuckt!
Nun feste auf die röm'schen Banden!" —
(fassen sich bei den Händen)
Und als er einmal weggeguckt,
Da waren wir nicht mehr vorhanden. —
B: Wir wollten lieber nur von ferne seh'n
Die blutige Affäre,
Doch ein Schersant hat uns geseh'n,
Da kamen wir in die Misère:
A u. B zus.: Eins, zwei, drei:
(sie springen aus den Schränken und tanzen nach dem schönen „Ringelreih'n")
Schwubbdiwupp . . . . . u. s. w.

III.

A: Futschikato ist der Kalk aus allen Knochen
Rock und Hose, wie auf einem Rohrgestell! —
B: Zur Strafe hat für das, was wir verbrochen
Das Moor uns windelweich gegerbt das — einst so dicke — Fell!
A: Wir waren hübsche Kerle, schlank gewachsen:
Und wie betrüblich sind wir jetzo anzuseh'n,
B: Da wir zum Abscheu aller braver Niedersachsen
Als prähistorische Verbrecher im Museum steh'n!
A: Ach schöner war's im weichen Moor,
Wo niemand sich um uns gescheret,
Bis die Professorin aus Kiel
Die Mitwelt über uns belehret!
A: Das Ewig-Weibliche zog uns hinan!!
— Ach hätt' es uns doch lassen liegen —
Ich reisse wieder aus — sobald ich kann,
Und lasse mich nicht wieder kriegen! —
A u. B zus.: Eins-zwei-drei schwubbdiwupp
Hinein in's Moor,
Bald guckt kein Zipfel mehr von uns
Daraus hervor —
Das Torfmoos nistet wieder uns in Haar und Flaus,
[: Und niemehr buddelt uns die
Nachwelt aus! :]

(Verschwinden!)

Sonntag, den 8. August:

Ausflug nach Wohlde und den sieben Steinhäusern b. Südbostel.

Ein herrlicher Spätsommertag strahlte über dem „Ausflug in die Heide"; die grosse Anzahl der Teilnehmer (an 100) ermöglichte die Stellung eines Extrazuges von Celle nach Bergen und zurück, sodass wir fast unabhängig waren von der Zeit. Durch die grosse Liebenswürdigkeit der benachbarten Hofbesitzer, die ihre Wagen für die Weiterfahrt zur Verfügung stellten, und nicht zuletzt durch die rührige Tätigkeit unserer, den Ausflug vorbereitenden Mitglieder in Bergen (Meyer jun., Römstedt, Brandes), gestaltete sich der Ausflug so, dass er allen Teilnehmern eine wunderschöne Erinnerung bleiben wird.

In Celle wurde dem neuen „Vaterländischen Museum", dem Lebenswerke des Fabrikanten Bomann-Celle, unter dessen Führung ein Besuch abgestattet: eine Perle unter den deutschen Museen, von ästhetischem Feingefühl und gründlicher Kenntnis der heimatlichen Verhältnisse zeugend, ein Kulturmuseum im wahren Sinne.

Durch die Heide, die das wiesenreiche Örtzetal durchschneidet, führt die Kleinbahn nach Wohlde, einem Dorf von wenig Höfen, das aber auf frühere grössere Bedeutung zurückblickt; hiervon zeugen die Reste einer frühmittelalterlichen (Wallfahrts-?) Kapelle und der „Schandpfahl" an der Stelle der einst hier stattfindenden Märkte. Die nahe Kirchenkoppel der Lambertikirche von Bergen ist eine Ausgrabungsstelle des Provinzialmuseums (s. in der Festschrift der Tagung), der Rest einer einst gewaltigen Hügelgräberkette, die sich hufeisenförmig um Wohlde herumzog.

An Ort und Stelle erläuterte Dr. HAHNE die betreffenden Arbeiten und wies auf Grundsätze der Denkmalpflege hin, die seitens des Prov. Mus. angewandt werden, um auch Stellen, an denen ausgegraben und Erdaltertümer ausgebeutet sind, so herzurichten bezw. zu hinterlassen, dass sie landschaftlich und wissenschaftlich reizvoll bleiben.

Bei der Wagenfahrt nach Bergen wurden botanische, geographische und geologische Studien getrieben. Im „Deutschen Haus"-Bergen (Wirt ist unser Mitglied Brandes) gabs ein „vorhaltendes" Mittagessen. Unser Mitglied Präzeptor Römstedt, der bewährte Retter und Erhalter der Altertümer der Umgebung, zeigte uns manch' Bemerkenswertes in Bergen und vor allem seine schöne und reiche Sammlung heimatlicher, vorgeschichtlicher und volkskundlicher Gegenstände und Funde. Die Grabfunde aus Bronzezeit-Hügeln der Umgebung, die Römstedt bei Urbarmachung der Gegend gerettet hat, interessierten besonders, zumal im Hinblick auf die Wohlder Ausgrabungen (s. d.). Auf der Diele des Schulhauses empfingen uns zwei spinnende Mütterchen als Gruss aus „alter Zeit".

„Die Umgebung von Bergen bildet ein hügeliges Gebiet, das mit einer lössartigen Bildung überdeckt ist und darum weite Ackerländer trägt, die mit Hainen durchsetzt sind" (OLBRICHT). — Von Bergen ging die Wagenfahrt zunächst gegen den Falkenberg zu in „ein kuppenreiches mit Wald, Heide und Gras bewachsenes Hügelland, das sich inselartig über die welligen Flächen der Umgebung abhebt und von gelbroten Sanden aufgebaut wird, die in den tiefen Wegen überall

aufgeschlossen sind" (OLBRICHT). In nächster Nähe von Bergen, mit seinen der Heide schon abgerungenen Getreide- und Obstländereien, hat sich — wie lange noch? — unberührt von Dampfpflug und „Ameliorationen" ein köstliches Stück Heidelandschaft erhalten, mit allen ihren feinen Reizen und hochinteressanten Erscheinungen der Natur und Vorgeschichte. Uns wurde von ortskundigen Führern alles zu sehen vermittelt, selbst eine Schnuckenherde, plaggenhauende Heidjer, Holzer und Jmker fanden sich am Wege unserer 18 Wagen starken Karawane ein! Vorgeschichtliche, geologische, geographische, botanische und zoologische Diskussionen schwirrten hin und her. Gross war das Staunen derjenigen, die zum ersten Male in die Heide kamen, ob all der stillen Schönheit und stolzen Grosszügigkeit! Die Fahrt ging an Hügelgräbern vorbei und einem weitblickenden Osterfeuerberg, auf dessen Kuppe aus den Resten dieser Feuer bereits ein ganzer Hügel entstanden ist und vorbei an diluvialen Sandkuppen, deren manche seltsam geformt sind, sicherlich wohl mit Zutun des Menschen, wie der Sinnberg mit seinen terrassenförmigen Stufen. Durch den Manhorner Wald mit seinen berühmten Wacholdern, die ihren Todeskampf mit dem Kulturwald kämpfen, gelangten wir dann zum Hauptziel der Fahrt, zu den „sieben Steinhäusern" bei Südbostel. Fünf dieser prachtvollen Megalithgräber sind erhalten und liegen am Südhang einer jetzt aufgeforsteten Erhebung am östlichen, linken Ufer des „Blutbaches" mit seinen wildreichen Wischen. Professor KOSSINNA erläuterte an dieser klassischen Stätte des nordindogermanischen Neolithikums Bedeutung und Anlage der sagenumwobenen stolzen Grabbauten. Die „einsamen Flächen der „Südheide", die mit Wacholdern, Birken und Fichten durchsetzt an Savannen erinnern" (OLBRICHT) trugen den ersten rosaroten Schleier der Heideblüte, die sich heuer recht verzögert hatte. In den Niederungen schimmerten die Moore. Wundervoll ging das Abendrot über die weiten friedvollen Flächen, als wir den Heimweg antraten, nachdem in unseres Mitgliedes Brandes Marketenderzelt ein kräftiger Imbiss uns gestärkt hatte und die Umgebung der Steinhäuser durchwandert war. Auf der Rückfahrt wurde uns noch ein eindrucksvoller Anblick bereitet: Einer der begütertsten und nach Heideart stolzesten Besitzer gestattete uns die Durchfahrt durch seinen im dichten „germanischen Walde" liegenden Hof, wo er uns mit seiner zahlreichen Sippe (es hausen oft 50 Männer und mehr auf solch einem Besitz!) freundlich grüsste.

In Bergen wurden wir mit freundschaftlichen Verführungskünsten noch bis tief in die Nacht im „Deutschen Haus" bei Bier und Wein gefesselt. In fröhlichen Reden und Widerreden äusserte sich die glückliche Stimmung, von der alle Teilnehmer an diesem schönen Tage getragen waren.

Montag, den 9. August:

Kgl. Technische Hochschule.

Vorm. 10 Uhr Geschäftssitzung.

Vorsitz: Universitätsprofessor Dr. Kossinna.

1. Der Vorsitzende erstattete einen kurzen Jahresbericht.

2. Der Antrag des Vorstandes auf Satzungsänderung: Zusatz zu § 11 „Mitglieder, die ihren Wohnsitz in Gross-Berlin,

Spandau, Potsdam und in den Kreisen Teltow, Niederbarnim, Osthavelland haben, sind verpflichtet, der Berliner Zweiggesellschaft beizutreten" wurde ohne Diskussion angenommen.

3. Der Vorsitzende erläuterte den Vertrag des Vorstandes mit dem Verleger über die Herausgabe des Organs der Gesellschaft, der Zeitschrift 'Mannus', und legte ein Schriftstück hierüber zur Einsicht vor.

4. Der Bericht des Schatzmeisters Dr. Albrecht konnte nur schriftlich erfolgen, da Herr Albrecht durch Krankheit zu Hause festgehalten wurde. Der Stand der Finanzen des ersten Jahres bis zum 3. August war danach folgender:

Einnahmen:		Ausgaben:	
Mitgliederbeiträge .	3119,48 Mk.	Drucksachen	693,85 Mk.
Zinsen	7,80 „	Porto	250,04 „
Unvorhergesehenes	14,99 „	Reisekosten	56,60 „
Summa	3142,27 Mk.	Bürobedarf, Schreibhilfe	154,10 „
		Unvorhergesehenes . .	26,05 „
		Summa	1180,64 Mk.

Einnahmen	3142,27 Mk.
Ausgaben	1180,64 „
mithin Kassenbestand	1961,63 Mk.

Herr Bodenstab-Neuhaldensleben und Herr Franck-Frankfurt übernahmen freundlich die Revision der Rechnungen und beantragten nach erfolgter Revision die Entlastung des Schatzmeisters. Die Gesellschaft sprach ihre Zustimmung zur Entlastung aus.

Vorm. 11 Uhr Vorträge.

Der Vorsitzende bittet Herrn Geheimrat Bezzenberger, nunmehr den Vorsitz übernehmen zu wollen.

Vorsitz: Geheimrat Universitätsprofessor Dr. Bezzenberger.

Museumsdirektor Feyerabend, Görlitz.

Die Entstehung der Schlackenwälle und die verschiedenen Typen der Burgwälle in der Oberlausitz.

Wohl in keinem Gau unseres deutschen Vaterlandes tritt die Vorgeschichte der letzten Jahrtausende so eng an den Laien heran wie in der Lausitz, die durch ihre Gräberfelder mit den herrlichen Gefässtypen, die noch heute die Bewunderung der Keramiker erwecken, eine besondere Bedeutung hat. Die Oberlausitz zeichnet sich dazu noch aus durch gegen hundert Ringwälle aus der Vorzeit, die zum Teil in herrlicher Lage auf grossartiger Höhe mit uralten Waldbeständen der Landschaft einen ganz eigenartigen Charakter geben. Diese Ringwälle sind seit Jahrzehnten der Gegenstand eifriger Forschungen gewesen, doch sind die Ergebnisse, grösstenteils deswegen, weil diese Forschungen nicht umfassend waren, sehr verschieden ausgefallen. Ich habe versucht, in völlig objektiver Weise die massgebenden Stellen zu durchforschen, und zwar sind die Forschungen festgestellt worden durch Photographie, fachmännische Messung und Zeichnung.

Unter den Ringwällen der Oberlausitz scheint der Löbauer Schafberg eine besondere Stellung einzunehmen, doch scheiterte zurzeit eine eingehende weitere Forschung an der Unhöflichkeit des Löbauer Magistrats. Im Äusseren bietet er viel Ähnlichkeit mit dem Altkönig.

Eine zweite Gruppe von Ringwällen (z. B. Landeskrone, Ostro, Stromberg) bieten eine Wallkonstruktion, die sich mit der Schilderung des Cäsar im Bellum Gallicum VII, 23 von den „gallischen Mauern" fast vollkommen deckt. Längs- und Querbalken sind in regelmässigen Abständen schichtenweise übereinander gelegt, die Zwischenräume zwischen den Balken mit Steinen, und die viereckigen Löcher von mehreren Quadratfuss mit Steinen und mehr oder weniger Erde ausgefüllt. Die Balken bestehen fast durchweg aus Eichenholz von 10—20 cm Durchmesser. Diese Balken sind in einer gegen 2 m starken Aussenmauer von gewaltigen Steinen verankert und in der nach aussen liegenden Hälfte des Walles enger gelegt als in der inneren, die aber auch durch eine schwächere Innenmauer abgegrenzt sind. Die Mauer ist eine für Wind und Wasser vollkommen durchlässige Trockenmauer. Ob bei diesen Wällen sich Palisaden befunden haben, lässt sich nicht mit Bestimmtheit feststellen, ist aber wahrscheinlich. Gerät das Holzwerk einer solchen Mauer in Brand, so erzeugen die starken Eichenbalken, durch den Wind, der durch die zwischen den Steinen der Aussenmauer befindlichen Fugen dringt, angefacht, eine derartige Hitze, dass das dazwischen liegende Gestein, meist Basalt und verwandte Gesteine, während des Brandes und noch nach dem Zusammenbruch in der grossen Hitze schmilzt und verschlackt. Der innere Teil der Mauer ist von der Stelle ab, wo der Zusammenbruch erfolgte, und von diesem gedeckt, in der bisherigen Form meist stehen geblieben. Das ist die Erklärung der Holz- und Steinwälle sowie der verschlackten Wälle, wie sie die genaue Forschung und die wissenschaftlichen Aufnahmen ergeben haben.

Solche Werke, die offenbar nach vielseitigen Funden der vorslawischen Periode angehören, sind meist von den Wenden in der späteren Zeit der Regermanisierungskämpfe (8.—10. Jahrhundert nach Chr.) aufs neue benutzt und mit Erde überschüttet worden, wo sie es nicht vorzogen, ganz neue Wälle aus Erde und Steinen zu schütten (z. B. Niethen, Loga, Nieda, Kittlitz, Schöps), die fast ausnahmslos eine hufeisenförmige Gestalt haben. Die offene Seite ist durch Wasser, Sumpf oder steile Felsabfälle geschützt. Die entgegengesetzte erhebt sich in allmählicher Steigung von der offenen Stelle aus bis zu 30 m. Die Funde, die bisher gemacht wurden, gehören in den Schanzen der 1. und 2. Gruppe der vorslawischen, in den überschütteten oberen Schichten der wendischen Zeit (Burgwalltypus) an, die der letzten Art von Schanzen lediglich der letzteren. In Döbschütz, Kreis Görlitz, lassen sich in der dortigen Schanze die beiden Bauperioden klar beweisen; zudem hat noch im Innern des Walles eine breite Treppe, offenbar aus der ersten Bauperiode stammend, das Besteigen der Wallkrone durch die Verteidiger, auch mit schwereren Verteidigungsmitteln, schweren Steinen und dergleichen, ermöglicht.

Die Ringwälle dienten zweifelsohne als Burgen oder Fliehburgen, deren Unterschiede sich im einzelnen schwer feststellen lassen, und werden in der Oberlausitz schon in der Urkunde Heinrichs II. von

1006 als „castella" bezeichnet. Von gottesdienstlichem Gebrauch hat sich nicht die leiseste Spur gefunden.

Die Ergebnisse der Forschungen wurden durch Lichtbilder, nach photographischen Aufnahmen und Zeichnungen hergestellt, klar und verständlich veranschaulicht.

Oberlehrer Schmidt-Löbau:

Weil mich der Herr Vortragende so oft erwähnt hat, so sehe ich mich genötigt, gegen seine Ausführungen betreffs der Burgwälle Stellung zu nehmen. Was Herr Direktor Feyerabend über die Oberlausitzer slawischen Wälle vorgetragen hat, sind die Ergebnisse einer noch nicht zweimonatigen Forschung in einigen Wällen. Bei meinen intensiven Nachgrabungen im Laufe von 11 Jahren habe ich genau gezeichnet, was ich in den Ein- und Durchschnitten Wichtiges fand, und daraus zog ich meine Schlüsse über Aufbau und Zweck der Wallanlagen. — Photographien können täuschen, wenn die weissen Stäbchen, welche die Richtung des verkohlten Holzes hervorheben sollen, nicht genau gesteckt sind, und wenn die schräg liegende Kohle nicht markiert wird. Ganz besonders lässt die Photographie nicht die Lage desjenigen Holzes erkennen, das als Hirnholz (Querschnitt der Adern) auf dem Bilde erscheint.

Ich behaupte ganz entschieden, dass die slawischen Wälle eingestürzte Wohnungen enthalten; denn auf dem Grunde der inneren Wallböschung werden unter der Kohle Scherben vom slawischen Typus zu Hunderten gefunden.

Von gallischen Mauern ist keine Spur vorhanden. Etliche der vorgeführten Zeichnungen (betreffs des Walles bei Döbschütz) erkläre ich für Phantasieerzeugnisse.

Universitätsprofessor Dr. Kossinna:

Die Tatsache, dass bei den rein wendischen Burgen bisher niemals Spuren von Holzeinbauten in den aus Lehm und Steinen aufgebauten Wällen entdeckt worden sind, hat mir schon lange den Gedanken nahegelegt, dass die kunstvolle Aufrichtung sogenannter „gallischer Mauern" in Nordostdeutschland ausschliesslich in der jüngeren Bronzezeit bei der karpodakischen Bevölkerung geübt wurde, während die Wenden mit der roheren Aufschichtung von Erd- und Steinwällen ohne Holzkonstruktion sich begnügten.

Direktor Feyerabend:

Gegenüber Herrn Schmidt kann ich nur noch einmal betonen: Die Bauart der genannten Wälle ist die typische Art der gallischen Mauern.

Oberlehrer Schmidt:

Herr Direktor Feyerabend hat in seinem Vortrage weder die unter der Kohle lagernden Scherben, noch die daselbst liegenden anderen Kulturniederschläge erwähnt, wie Knochen, Spinnwirtel, Steinpflaster, Estrich, Lehmbatzen, Getreide und eiserne Gegenstände.

Ich halte meine Meinung aufrecht, dass die slawischen Wälle befestigte Wohnplätze waren, wie ich dies ausführlich klarlegte in meiner Abhandlung: „Die vorgeschichtlichen Rundwälle in der Amtshauptmannschaft Löbau i. S." (Jahreshefte der Gesellschaft f. Anthr. u. Urg. der Oberlausitz, Bd. II, Heft 3/4 — und als Sonderabdruck. Kommissionsverlag: Emil Oliva, Buchhandlung in Löbau i. S.).

Dr. Kiekebusch-Berlin:

Die wichtigsten Bronzezeitfunde des Märkischen Museums der Stadt Berlin.

Die vorgeschichtliche Abteilung des Märkischen Museums enthält eine Reihe hervorragender Funde aus der Bronzezeit, deren ganze wissenschaftliche Bedeutung selbst in Fachkreisen noch lange nicht genügend gewürdigt worden ist. Die Schätze des Märkischen Museums wurden vielfach sogar unterschätzt, weil sie einer grossen Zahl von Vorgeschichtsforschern fast unbekannt waren. Nur ein kleiner Teil von Prähistorikern hat sich bisher auch mit den Funden des Märkischen Museums vertraut gemacht. Heute kommt es nun darauf an, die Bedeutung der wichtigsten Funde ins rechte Licht zu setzen, einige der bisher noch nicht veröffentlichten Funde bekannt zu geben und bei Besprechung anderer, schon bekannter, diejenigen Fragen und Probleme herauszuheben, die eine besondere Betrachtung nötig erscheinen lassen. Nach kurzer Vorführung der Funde aus der 1. Bronzeperiode (2000—1600 v. Chr.) und des Depotfundes von Mittenwalde aus der 2. Periode (etwa 1600—1400 v. Chr.) werden — ebenfalls an der Hand zahlreicher Lichtbilder — die recht bedeutsamen Bronzen näher besprochen, die das Märkische Museum aus der 3. Periode (1400—1200 v. Chr.) besitzt, besonders der Giesserfund von Spindlersfeld, Kr. Teltow [1]) sowie die prächtigen Ringe, Kniebergen und der Halskragen (mit Spiralverzierung) des Depotfundes von Vehlow (Prignitz). Ausführliche Auseinandersetzungen werden den Funden aus den Hügelgräbern von Weitgendorf (Prignitz) gewidmet. Diese Funde sind für die Wissenschaft unschätzbar. Grab für Grab wird seinem Inhalte nach im Lichtbilde vorgeführt, und die einzelnen Bronzen (Schwerter, Ringe, Goldspiralen, Messer, darunter 2 Rasiermesser mit Pferdeköpfen, Fibeln, Reste einer Bronzetasse) werden eingehend besprochen, namentlich aber wird auf diejenigen Merkmale hingewiesen, die den ganzen Fund in die 3. Periode weisen. Bei dieser Gelegenheit wird hervorgehoben, wie sicher die Vorgeschichtsforschung bezüglich der Chronologie heutzutage schon arbeitet. Es gibt gewiss keinen Prähistoriker, der mit der Chronologie genau vertraut ist — und andere kommen ja nicht in Betracht —, der die Weitgendorfer Funde einer anderen Zeit zuweisen würde.

Hierauf wird das Glanzstück des Märkischen Museums, das Königsgrab von Seddin (Prignitz) [2]) einer eingehenderen Betrach-

[1]) Abb. Willy Spatz: Der Teltow. Berlin 1905. Rob. Rohde. S. 8.

[2]) Festschrift des Märkischen Prov.-Mus. Berlin 1901. Stankiewicz. S. 33 ff. (mit Abb.).

tung unterzogen. Auch an dieses Grab knüpft sich noch manche ungelöste Frage. Erst neuerdings sind vom Vortragenden im Auftrage des Märkischen Museums genaue Messungen mit dem Theodolithen vorgenommen worden. Das Grab ist 11 m hoch und hat 300 Schritte im Umfang. Es ist das grösste „Hünengrab" überhaupt (Redner wäre für Angabe grösserer Einzelgräber dankbar) und sicher auch eines der interessantesten. Zuletzt werden allerlei offene Fragen berührt bezüglich des Namens, der sich an das Grab knüpfenden Lage vom dreifachen Sarge, der Herrichtung des Hügels und der Lage und des Baues der Grabkammer.

Mit der Vorführung und Besprechung des Depotfundes von Biesenbrow (Uckermark) aus der 5. Bronzeperiode (1000—800 v. Chr.) schliesst der Vortrag.

Geh.-Rat Prof. Dr. A. Bezzenberger-Königsberg

„gibt seinem Bedauern Ausdruck, dass mehrere vom Vortragenden gezeigte Bronze-Depôtfunde nicht publiziert seien. Es sei überhaupt ein Mangel, dass nicht mehr publiziert werde. Wer nicht Jahr für Jahr eine Museumsreise mache, könne infolgedessen mit der Forschung nicht Schritt halten. Reichten in einem Museum die Kräfte zu Ausgrabungen und Publikationen nicht aus, so möge man die Ausgrabungen auf das nötigste beschränken. Jedenfalls müsse, was ausgegraben werde, auch sorgfältig veröffentlicht werden.

Zu einem der Bronzesichelfunde fragte Geheimrat Bezzenberger, aus welchem Grunde dieser Fund gerade in die III. Periode zu setzen sei."

Dr. Kiekebusch

erwidert, dass er die Möglichkeit einer anderen Datierung der Sicheln als solcher einräume.

Dir. Dr. Reimers-Hannover:

Dem Vorschlage des Herrn Geh. R. Bezzenberger kann ich nur zustimmen und wir sind in Hannover zu der Überzeugung gekommen, dass es auch erwünscht ist, die Sammlungen als solche dem Publikum durch Veröffentlichungen zugängig zu machen, und ich kann mitteilen, dass wir bereits ein solches Werk in Vorbereitung haben, dass die Mittel bereitgestellt sind und wir in der Lage sein werden, vielleicht schon am Ende dieses Jahres mit dem ersten Heft herauszukommen.

Universitätsprofessor Dr. Kossinna:

Was der Vortragende hier über die brandenburgische Bronzezeit gezeigt und gesprochen hat, deckt sich inhaltlich, namentlich auch nach der chronologischen Seite, mit dem, was ich seit manchen Jahren in meinen Vorlesungen über brandenburgische Vorgeschichte vortrage, die Herr Kiekebusch während mehrerer Jahre fleissig besucht hat. Um so weniger kann ich es ungerügt lassen, dass er bei der Erläuterung der Funde des Seddiner Königsgrabes, das er nach seiner Mitteilung

ganz besonders studiert hat, wieder den alten Fehler macht, das lanzettförmige Bronzegerät, ein ärztliches oder ein Toilettengerät, als Pfeilspitze zu bezeichnen. Es hätte das um so weniger geschehen sollen, als Voss seiner Zeit gerade bei Erörterung der Seddiner Fundstücke hierüber seine triftigen Einwendungen vorgebracht und auch veröffentlicht hat.

Rob. Rud. Schmidt:

Die spätpaläolithischen Bestattungen der Ofnet.
Beitrag zur Paläoethnologie des Azilien-Tardenoisien.

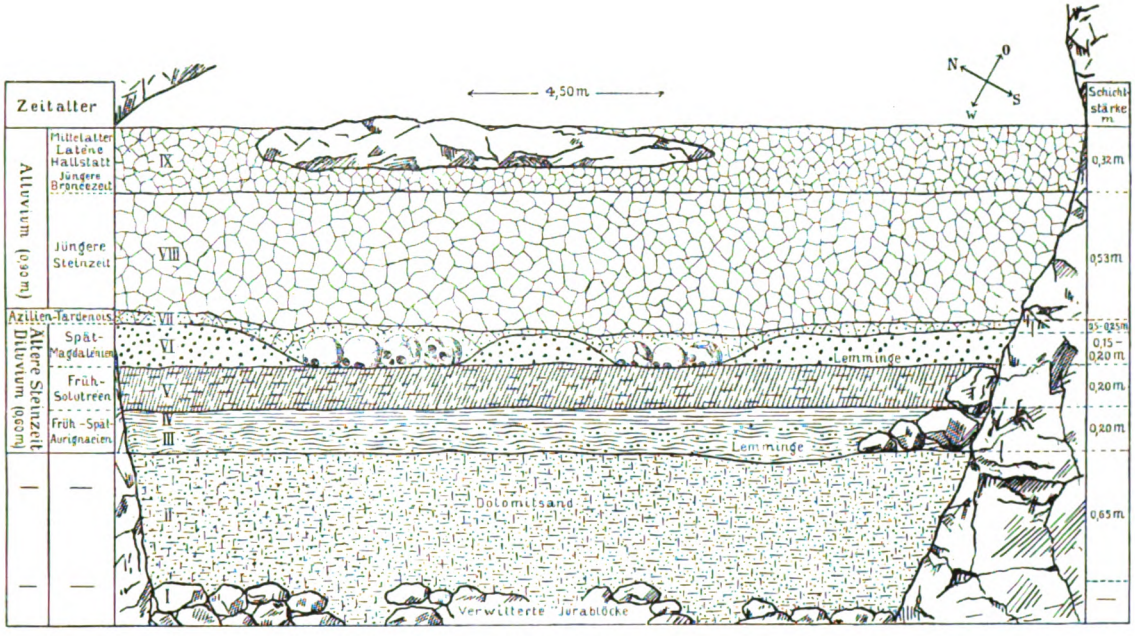
Mit Tafel I.

Von einer kurzen Schilderung der gesamten Ofnetfunde, wie es das Thema meines auf der I. Tagung für Vorgeschichte gehaltenen Vortrags vorgesehen, weiche ich hier ab und gebe einem spezielleren Thema den Vorzug. Denn einen kurzen Fundbericht habe ich bereits in meiner Abhandlung über die spätpaläolithischen Kulturen der Ofnet [1]) niedergelegt und eine eingehende Bearbeitung dieser Funde, die bereits abgeschlossen ist, wird im Laufe dieses Jahres in dem Gesamtwerke erscheinen, das die Ernte meiner mehrjährigen Ausgrabungen und die Neubearbeitung der gesamten paläolithischen Funde Deutschlands enthält.

Über die Ofnetfunde selbst möge hier nur einiges vorausgeschickt werden. Über einem Schichtenkomplex von mehreren jungpaläolithischen Kulturen der grossen Ofnethöhle bei Nördlingen lagerte eine mit Rötel und Aschenteilchen stark durchsetzte, dünne Ablagerung, die sich unmittelbar unter dem Höhleneingang zu zwei muldenförmigen Vertiefungen erweiterte. In diesen zeigten sich zwei Bestattungen, deren grössere 27 gruppierte und in Ocker eingebettete Schädel enthielt, während kaum 1 m davon entfernt, sich eine zweite Bestattungsgruppe von 6 Schädeln fand. Beide Gruppen zeigen den gleichen Bestattungsritus, die Ocker- und Teilbestattung. Sämtliche Schädel, die dicht nebeneinander, wie Eier in einem Neste, gelegt waren, sind mit dem Gesichtsskelett der gleichen Himmelsrichtung, dem Westen, der untergehenden Sonne zugewendet.

Die Bestattung hat, nach den Fundverhältnissen zu schliessen, bald nach dem Eintritt des Todes stattgefunden, denn sämtliche Schädel besitzen ihre Kiefer und einen oder mehrere Halswirbel. Die Beisetzung der Schädel ist anscheinend nach und nach, und zwar konzentrisch um die erstbestatteten erfolgt. Von den übrigen Körperteilen zeigten sich nur einige verkohlte Knochenstücke, ebenso lassen Holzkohle und Aschenspuren auf eine Einäscherung der übrigen Körperteile schliessen, wenn die Verbrennung auch nicht an dem Bestattungsorte selbst stattgefunden hat. Frauen und Kinder herrschen in auffallender Weise unter den Bestatteten vor, während nur 6 Schädel dem männlichen Geschlecht zuzuschreiben sind. Die Schmuckbeigaben lassen bestimmte Sitten erkennen. Den Frauen war ein reicherer Schmuck aus Hirschzähnen und durchbohrten Schnecken, welch letztere teils ferneren Gebieten (z. B. dem Mittelmeer)

[1]) Bericht des naturwissenschaftl. Ver. f. Schwaben und Neuburg, 1908. Siehe auch: H. BREUIL, Le gisement quaternaire d'Ofnet. L'Anthropologie, 1909, t. XX, Nr. 2.



Querprofil unter dem Höhleneingang der grossen Ofnet.

Ein Teil der grösseren Bestattungsgruppe der Ofnet.
(Die anschliessende vordere Hälfte der Bestattung ist hier bereits entfernt.)

Rob. Rud. Schmidt: Die spätpaläolithischen Bestattungen der Ofnet. Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

entstammen, den Kindern fast ausschliesslich Schneckenschmuck zugeteilt. Die männlichen Schädel besassen keine Schmuckbeigaben.

Die Stratigraphie lässt deutlich die zeitliche Grenze erkennen, innerhalb der wir die Funde anzusetzen haben. Die Bestattungsschicht hebt sich sowohl von dem liegenden Spätmagdalénien wie von dem hangenden Vollneolithikum scharf ab und ist in ihrer Ausdehnung gut zu verfolgen gewesen.

Die archäologischen Einschlüsse, die ausser einer Anzahl atypischer Geräte zwei kleine trianguläre Silexformen enthielten, die den Schädeln anhafteten, sprechen für die Zugehörigkeit jener Bestattung zu einem Kulturkreis mit Tardenoisienformen.

Allein die Tardenoisientypen sind keine zeitlich eng umschriebenen archäologischen Leitformen, sie beginnen mit dem diluvialen Spätpaläolithikum, finden sich als Begleitformen des Azilien und überdauern das Campignien.

Zur näheren Festsetzung dieser Ofnetkultur bleiben uns zwei Wege offen, die chronologische Zuteilung, die uns die Tierwelt gestattet und die Parallele, die uns durch analoge Sitten und Gebräuche dargeboten wird.

Die Tierwelt der Bestattungsschicht setzt sich aus Edelhirsch, Elch, Wildschwein, Gulo borealis und Löwe [1]) zusammen. Die ältere diluviale Makrofauna fehlt bereits. Weder von Haustieren noch von keramischen Einschlüssen des Neolithikum zeigte diese Ablagerung Spuren. Das Vorkommen von Felis leo verweist uns nachdrücklicher auf das ausgehende Spätpaläolithikum der Pyrenäen, das, wie in La Tourasse, noch die Reste des Löwen enthielt, der bekanntlich in West- und Mitteleuropa nicht die Diluvialzeit überlebte. In Belgien zeigte die Tierwelt der Tardenoisienepoche noch ein ausgesprochenes diluviales Gepräge und kennzeichnet sich durch die Kältefauna des späten Renntierzeitalters [2]), worunter sich Renntier, Eisfuchs, Schneehase u. a. finden, während die arktische Tierwelt im Tardenoisien der pyrenäischen Halbinsel und Norddeutschlands bereits zurückgedrängt ist.

Schon das faunistische Kolorit des Ofnettardenoisien zeigt, dass wir am Ausgange der Diluvialzeit, an der Schwelle der heutigen geologischen Ära stehen und verlangt also eine relativ sehr frühe Ansetzung der Bestattungszeit im „Tardenoisien". Dass das Ofnetprofil eine unmittelbare Überlagerung von Magdalénien und Tardenoisien ohne sterile Trennungsschicht zeigte, will ich ausser Acht lassen, denn dies spricht, wie mir zahlreiche Ausgrabungen zeigten, weder für, noch gegen eine unmittelbare Folge, da das geologische Uhrwerk so heterogen arbeitet, dass alle in Zahlen ausgedrückten Zeitberechnungen zu sehr vagen Vermutungen werden. Noch engere Bande mit dem diluvialen Paläolithikum knüpft der erwähnte Bestattungsritus der Ofnetleute, dessen Stellung unter den Bestattungsbräuchen der Diluvialzeit ich hier näher festlegen möchte, um damit zugleich die kulturelle Stellung dieser Epoche zu beleuchten.

---

[1]) Letzterer ist von Herrn Dr. FREUDENBERG, die übrige Tierwelt der Ofnet von Herrn Prof. v. KOKEN bestimmt worden.

[2]) Vgl. E. RAHIR et A. DE LOË, Note sur l'exploration des plateaux de l'Amblève. Mémoir. Soc. d'Anthropologie de Bruxelles, T. XXII. 1904.

Bereits im Moustérien begegnen wir der rituellen Bestattung, der unterirdischen Einscharrung der Toten. Mit der älteren Renntierzeit ersteht eine grössere Mannigfaltigkeit in der Bestattungsweise, wie vor allem die 16 Skeletfunde in der Grotte von Mentone zeigen. Die Orientierung scheint eine rein willkürliche zu sein. Die Bestattung der ganzen Skelette bleibt aber bis an das Ende der paläolithischen Ära bestehen, ebenso die Ockerbestattung, die ausschliesslich ein Brauch der spätpaläolithischen Bevölkerung West- und Osteuropas ist. Sie setzt mit dem Aurignacien von Grimaldi und Cro-Magnon ein, kehrt im Solutréen von Brünn u. a. wieder und findet sich schliesslich in der Azilienbestattung von Mas d'Azil. Ähnliche Grabbeigaben sind dem Spätpaläolithikum eigen. Sehr häufig ist der Hirschzahnschmuck, der schon aus den Aurignacienbestattungen von Grimaldi bekannt ist, im Azilien [1]), während die oft massenhafte Verwendung von Schnecken das westeuropäische diluviale Tardenoisien geradezu kennzeichnet [2]).

Wenig Aufmerksamkeit hat man bisher der Teilbestattung im Paläolithikum geschenkt, deren erste Anfänge anscheinend bis in das Solutréen zurückreichen. PIETTE selbst hat derartige Funde einzelner Schädel, Schädelkalotten und Kiefer als Überreste einer Anthropophagenmahlzeit gedeutet. Folgende paläolithische Teilbestattungen Westeuropas lassen sich unseren Funden in der Ofnet nähern: Das Profil der Grotte du Placard (Rochebertier)[3]) enthielt nach den Aufzeichnungen des verstorbenen M. de MARET verschiedene menschliche Reste. Das obere Solutréen dieses Fundplatzes wies einige Schädelfragmente und einen Kiefer auf. Im tiefsten Teile der Magdalénienschicht zeigten sich vier dicht nebeneinander gruppierte Schädel, deren Hirnschalen nach unten gekehrt waren, während sich von den übrigen Körperteilen nur ein humerus und femur beisammen vorfanden. Einer etwas höheren Lage der gleichen Magdalénienschicht entstammt ein Kieferstück; in gleicher Horizontale lagerte in der Mitte und im Vordergrunde der Grotte eine Schädeldecke und links vom Eingange ein isolierter weiblicher Schädel mit Kiefer [4]), der auf einer Felsplatte ruhte und von einem reichen Schmuck durchbohrter und undurchbohrter Schnecken umgeben war. Hier haben wir also ausser einigen zerstreuten Schädelfragmenten die gruppenweise Anordnung einzelner Schädel und den mit Schmuckbeigaben ausgestatteten weiblichen Schädel. Die einzelnen Schädelkalottenteile sind teils mit Einschnitten versehen, teils durch Schläge und Retuschen zu einer Schalenform zurecht gestutzt. Der wohl erhaltene weibliche Schädel mit Schmuckbeigaben weist auf eine Übereinstimmung mit den Bestattungsgebräuchen der Ofnet.

Ähnlich verhält es sich mit den Funden aus der Grotte des Hommes

---

[1]) PIETTE, Album des Galets coloriés du Mas d'Azil.

[2]) VAN DEN BROECK, Quelques mots à propos des nouvelles fouilles exécutées dans la Grotte de Remondhamps (fin de l'âge du renne) et de la découverte d'un collier préhistorique et coquilles d'origine etrangère. Mém. Soc. d'Anthr. de Bruxelles, T. XXI. 1902/03.

[3]) BREUIL u. OBERMAIER. L'Anthropologie 1909. T. XX. Nr. 5. p. 523—530.

[4]) Der Schädel ist von Hamy, ohne die weiteren Fundumstände zu erwähnen, beschrieben worden im Congrès international d'Anthropologie et d'Archéologie préhistoriques, X. Sess. Paris 1889.

bei Arcy-sur-Cure, die der Abbé PARAT [1]) ausbeutete. Die über einem Aurignacien ruhende Schicht barg drei Schädel, gleichfalls auf einer Felsplatte gruppiert und mit diesen nur ein einziges Silexmesser. Obgleich diese Ablagerung von Parat als „Couche néolithique" bezeichnet wird, enthält sie weder Keramik noch Haustiere. Anscheinend gehört sie dem ausgehenden Paläolithikum an.

Auch in Mas d'Azil (r. Ufer) hat PIETTE einen wohl erhaltenen isolierten Schädel in einer Frühmagdalénienschicht aufgefunden und zu dem fast ausschliesslichen Vorkommen von Schädelresten in der Grotte von Gourdan [2]) bemerkt PIETTE auch das Anhaften der ersten beiden Halswirbel und des Kiefers.

Die Massenbestattung der Ofnet bleibt indessen ein Vorkommen ganz singulärer Art. Die erwähnten Bestattungsbräuche der Ofnetleute sind dem Neolithikum aber gänzlich fremd.

Wie sich die Ockerbestattung und die Schmucksitten der Ofnetbevölkerung bis auf das Aurignacien zurückführen lassen, so lassen auch die technisch-stilistischen Konventionen der Tardenoisienindustrie sich morphologisch auf die vorausgehenden spätpaläolithischen Kulturphasen zurückführen.

Schon BREUIL[3]), dessen Ausführungen ich hier kurz wiedergebe, hat auf die Herkunft und Entstehung der Tardenoisienindustrie hingewiesen. Einzelne den geometrischen Tardenoisientypen nahestehende Silexgeräte kommen bereits im Aurignacien vor und zwar in jenen fast triangulären Vorläufern der pointe-à-cran, wie solche aus dem Aurignacien der Grotte von Mentone und von Willendorf bekannt sind. Ähnlichkeiten treten auch bei anderen Werkzeugtypen beider Kulturen hervor. Hieraus schliesst BREUIL, dass die Wiege der Tardenoisienindustrie bereits im Aurignacien liege oder die Kultur des Tardenoisien wenigstens in dem Aurignacien vorgebildet sei. Diese Annahme gewinnt festeren Boden, wenn wir bedenken, dass einzelne Länder wie Italien, Sizilien und die Riviera (Grimaldi) nur die beiden verwandten Kulturen des Aurignacien und Tardenoisien oder, unter dem erwähnten morphologischen Gesichtspunkte betrachtet, nur eine einzige fortdauernde, dem Aurignacien entspringende Kultur aus der spätdiluvialen Ära besitzen. Die in Italien anscheinend kontinuierliche Kultur vom Typus Aurignac und die daraus hervorgegangene Kultur vom Typus Fère en Tardenois hätte alsdann in West- und Mitteleuropa durch die Invasion der Solutréen-, Magdalénien- und Azilienbevölkerung eine Unterbrechung erfahren. Eine Anzahl triangulärer Formen findet sich auch im ausgehenden Magdalénien und im Azilien, unter anderem in dem für uns den geographischen Übergang bildenden Gebiete der Rhone.

Die Beobachtungen finde ich zum Teil durch meine Ausgrabungen in Süddeutschland bestätigt. Die Vorläufer der geometrischen

---

[1]) Abbé PARAT, La Grotte des Hommes à Saint-Moré. Bull. Soc. des Sc. d'Yonne 1896.

[2]) PIETTE, Sur la grotte de Gourdan. Bull. Soc. Anthr. Paris 1873.

[3]) Le Gisement d'Ofnet. l'Anthropologie (Variétés) 1909. Bd. XX. S. 213–14.

Tardenoisientypen sind in allen Fundplätzen des Magdalénien und besonders des Spätmagdalénien, einzelne in denen des Spätaurignacien enthalten. Aber die spätpaläolithischen Einflüsse verbreiten sich noch weiter über das Frühneolithikum. SARAUW[1]) hat zuerst auf die nahe Verwandtschaft der Frühneolithikkulturen Dänemarks mit dem Spätpaläolithikum hingewiesen, MUNRO[2]) eine gleiche für England, REINECKE[3]) und KOSSINNA[4]) für Deutschland. Allein die Übereinstimmung dieser Kulturen wurde im wesentlichen auf die Ähnlichkeit einiger Knochenarbeiten besonders der Azilienharpunen begründet. Eine Durchsicht der frühesten neolithischen Funde Deutschlands zeigte mir bisher noch unbeachtet gebliebene Verbindungen, die zwischen den frühneolithischen und spätpaläolithischen Kulturen bestehen, und zwar eine Fortdauer der technischen Konventionen des Spätpaläolithikum an den Steingeräten des Frühneolithikum, die einerseits einen Einschlag des Magdalénien, andererseits des Aurignacien erkennen lassen und selbst die paläolithischen Leitformen wieder hervorbringen. Diese über das Magdalénien hinausgehende spätpaläolithische Technik beharrt bis zum Campignien. Ich muss mich an dieser Stelle auf diesen Hinweis beschränken, während ich mir eine weitere Besprechung an der Hand von Illustrationen in einer späteren Arbeit vorbehalte.

Die Tardenoisienmikrolithik fällt also teils in das Diluvium selbst, teils in die heutige geologische Ära. Für die Annahme der Gleichzeitigkeit des Azilien und Tardenoisien spricht eine mir kürzlich mitgeteilte Nachricht von BREUIL, OBERMAIER und ALCALDE DEL RIO über ihre ergebnisreichen Forschungen in den Höhlengebieten Nordspaniens[5]). Die erwähnten Forscher fanden in der Höhle von Valle bei Racines (Provinz Santander) ein typisches Azilien mit flachen Hirschhornharpunen, Helixschichten und zahlreichen Tardenoisientypen nebeneinander; eine gewisse Parallele zu den Funden der Ofnet, wo die Verbindung der rituellen Bestattungsweise und der Schmucksitten des Spätpaläolithikum mit den technischen Konventionen und Schmucksitten des Tardenoisien auf innige Berührung oder Verschmelzung des Tardenoisien mit den Kulturelementen des Spätpaläolithikum schliessen lässt.

Aus diesen Ausführungen ergibt sich also, dass wir die Ofnetbestattungen in eine ältere dem Diluvialpaläolithikum nahestehende Epoche mit Tardenoisientypen zu setzen haben, die mit dem Azilien zusammenfällt. Die analogen Bestattungsgebräuche, die uns das ausgehende Paläolithikum bieten, berechtigen, wie auch die Begleitfauna, diese chronologische Zuteilung. Daher darf die

[1]) SARAUW, En stenalders boplads i Maglemose ved Mullerup, sammenholdt med beslaegtede fund. Aarböger for Nord. Oldkyndighed og Historie 1903, S. 148 f.

[2]) Robert MUNRO, On the transition between palaeolithic and neolithic civilisation in Europe, in the Archaeological Journal, Bd. LXV, 1908, S. 205—244.

[3]) REINECKE, Zur Kenntnis der frühneolithischen Zeit in Deutschland. Mainzer Zeitschr. Bd. III, 1908. S. 44—68.

[4]) KOSSINNA, Der Ursprung der Urfinnen und der Urindogermanen. Mannus I, S. 25 ff.

[5]) Vergl. den indessen erschienenen Bericht von H. OBERMAIER, der diluviale Mensch in der Provinz Santander (Spanien). Prähistorische Zeitschrift. Bd. I, H. 2, 1909.

Zugehörigkeit der Massenbestattung der Ofnet zum Azilien-Tardenoisien, als diejenige Epoche, die sich unmittelbar dem Spätmagdalénien anschliesst, als feststehend betrachtet werden.

Die Ergebnisse der anthropologischen Untersuchung des Ofnetmaterials, die SCHLIZ vornahm, mögen hier kurz angedeutet sein, ohne sie mit meinen Ausführungen weiter in Einklang zu bringen. Unter den Bestatteten beider Bestattungskreise finden sich Repräsentanten zweier verschiedener Rassen, die nach SCHLIZ's neuerer Feststellung dem Grenelletypus und dem Brünn-Engistypus angehören. Die Bevölkerung des Azilien-Tardenoisien der Ofnet ist ausserordentlich kleinwüchsig gewesen, doch finden sich zwei Schädel von grösseren Ausmassen darunter. Ein abgeschlossenes Urteil hierüber steht bevor.

Für die eigentümliche Orientierung der Ofnetschädel nach Westen fehlt aus den steinzeitlichen Kulturkreisen Europas jegliches analoge Vorkommen. Der Orientierung der Schädel, die beiden Gruppen gemeinsam ist, mag eine religiöse Idee zugrunde liegen, die sich vielleicht der Auffassung der alten Ägypter nähert, die das Reich ihrer Toten im Westen wähnten. Sie isolierten den Schädel und zergliederten den Körper ihrer Abgeschiedenen, um vor der Wiederauferstehung der Toten gesichert zu sein. Auch einige ethnographische Vergleiche mögen zur Illustration jener eigenartigen Bestattungsweise herangezogen werden und zugleich die Mannigfaltigkeit der Deutungsweise uns bezeichnen. Bei den Bestattungsbräuchen der Naturvölker kehrt die Sitte, einzelne Teile des Körpers besonders zu behandeln, häufig wieder, und vor allem ist es der Kopf, der gern vom Körper getrennt und besonders aufbewahrt wird. So findet sich im Gebiete des Buddhismus in Tibet und in Bhutan die Sitte, den Leichnam auszusetzen, ihn zu zerschneiden oder den Raubvögeln zu überlassen, während der Kopf von den Anverwandten, besonders dem Sohne, als Heiligtum aufbewahrt wird. Eine ähnliche Auffassung wie die Ägypter hegt der Indianerstamm der Bonaks, dessen Totenbannung eine Entvölkerung der Erde vorzuschützen sucht. U. a. m.

Kehren wir zu unserer Ofnetbestattung zurück. Die grosse Anzahl der beisammenliegenden Toten musste den Gedanken an den Verbleib der dahingeschiedenen Seelen erwecken und mochte die Vorstellung eines besonderen Totenkultus hervorgebracht haben, zu der viele Naturvölker gelangt sind, ein Glaube, der sich zuweilen mit den Vorstellungen des scheinbaren „Todes der Sonne und des Mondes im Westen" verknüpft [1]) (das Havaïki der Polynesier).

Mit der Totenbannung aufs innigste verbunden ist die Teilbestattung und Verbrennung bei den prähistorischen Primitiven, wie bei den einzelnen Stämmen heutiger Naturvölker.

Schliesslich mögen die kolorierten Steine, die wahrscheinlich den metaphysischen Anschauungen der Azilienbevölkerung entsprungen sind, mit jener eigenartigen Bestattungsweise in Einklang gebracht werden können. Die Kunst der Azilienbevölkerung hat sich bereits gänzlich von der realistischen Darstellungsweise der Kunst des paläolithischen Jägers entfernt. Selbst die auf zoomorphischer und technisch-stilistischer

---

[1]) SCHURTZ, Urgeschichte der Kultur.

Grundlage beruhende Verzierungskunst hat hier konventionellen Zeichen Platz gemacht, die vollkommen von der früheren Kunsttradition losgelöst erscheinen. Arthur Bernhard COOK [1]) glaubt den „Galets coloriés" eine ähnliche Bedeutung beimessen zu dürfen, wie sie die Churingas der Bewohner Zentralaustraliens besitzen. Diese Churingas aus Stein oder Holz sind mit zahlreichen Zeichen in Form einfacher roter Streifen oder gravierter Zeichen ausgestattet. Ohne in der Darstellung irgend welche Ähnlichkeit mit lebenden Wesen zu erreichen, stellen dieselben die Abgeschiedenen dar, deren Seele in sie übergegangen. Auch SPENCER und GILLEN berichten uns über die Arunta, dass jede lokale Totemgruppe ihr Churinga-Depot an einem sicheren Versteck oder in einer Höhle besitzt. Geoffroy SMITH [2]) gibt eine gleiche Erklärung von den Churingas bei den Tasmaniern und seine Mitteilung bestätigt, dass die kolorierten Steine die Abgeschiedenen darstellen. Diese Auslegung ist uns um so bedeutsamer, da die Tasmanier in mehr als einem Punkte eine auffällige Verwandtschaft mit den paläolithischen Jägerstämmen zeigen. Der Totemglaube der spätpaläolithischen Bevölkerung steht nicht unvermittelt vor uns. REINACH hat bereits früher seine Ansicht, dass die Tierzeichnungen einer totemistischen Vorstellung entspringen, geäussert. Nun haben CARTAILHAC und BREUIL in ihrem hervorragendem Werke „La Caverne d'Altamira" an der Hand eines umfangreichen ethnographischen Vergleichsmaterials der rezenten steinzeitlichen Jägerstämme jene Frage nach allen Seiten erschöpft und sind zu dem gleichen Resultate gelangt, dass ein Kausalzusammenhang zwischen der naturalistischen Tierdarstellung und dem Totem bestehe [3]). Hierauf und auf ethnographisch vergleichendem Boden fussend, glaube ich wenigstens auf den Weg zu einer Erklärung jener eigenartigen Bestattungssitten der Ofnet hinweisen zu können, und möglicherweise den Bestattungsritus der Ofnet und die Sitten der Azilienbevölkerung Westeuropas auf gleiche oder verwandte Ursachen zurückführen zu dürfen, als hervorgegangen aus gemeinsamen Wurzeln geistiger Kultur. Die Schädel der beiden Bestattungskreise, deren Nacheinanderbeisetzung ich als sehr wahrscheinlich betrachte, lassen auf ein längeres Verweilen schliessen, als wir gemeinhin einem paläolithischen Jägervolke zutrauen. Die Anlage eines Totensammelplatzes spricht zugleich für ein bereits bestehendes soziales Gefüge jener Kulturträger. Denn eine gewisse kulturfördernde Bedeutung mag, wie SCHURTZ betont, die Ansammlung von Toten an einem Platze haben, „die Massengräber werden leicht zu Sammelpunkten und Heiligtümern eines Volkes und bilden den Kristallisationskern fester gesellschaftlicher Gebilde". Damit würde sich aber zugleich das Niveau dieser Bevölkerung mehr und mehr den Kulturelementen der Vollneolithiker nähern. Den Hiatus, den die geologisch-stratigraphische Forschung bereits ausgefüllt hat, sehen wir auch in kultureller Beziehung vollständig überbrückt und die Übergänge sich allmählich vollziehen.

[1]) Arthur Bernhard COOK, Les Galets peints du Mas d'Azil, l'Anthropologie, XIV, 1903.

[2]) SMITH, A naturalist in Tasmania; Auszug in The Nation, New York, 1909, I, p. 519.

[3]) Vgl. auch GROSSE, Anfänge der Kunst.

Geh.-Rat Prof. Dr. Bezzenberger:

fragt den Vortragenden, wie die beiden unter den Ofnet-Schädeln nachgewiesenen Rassen sich auf das männliche und weibliche Geschlecht verteilen.

Dr. R. R. Schmidt:

erwidert, dass dies noch nicht untersucht worden sei.

Univ.-Professor Dr. Kossinna:

Ich möchte besonders darauf hinweisen, dass wir Dank der Forschung des Herrn Dr. Schmidt nunmehr zum ersten Male auch aus Süddeutschland die eigentümliche Stufe des Frühneolithikums kennen lernen, die wir das Asylien nennen, die bisher nur in Westeuropa, Frankreich, England und Schweiz, festgestellt worden war. Gleichzeitig bemerke ich, dass die merkwürdige Sitte der Ockerbestattung keineswegs mit dem Frühneolithikum aufhört, sondern im Spätneolithikum, namentlich Südrusslands, ganz gewöhnlich ist, wie ich das 1908 in meinem Vortrage über die Urnidogermanen näher ausgeführt habe (mittlerweile vollständig veröffentlicht Mannus II, 80 f. und 107 f.). Selbst in die Bronzezeit setzen sich die „rot gefärbten" Skelette mancherorts fort.

Diluvialarchäologische Konferenz.

Mit Tafel II.

HAHNE gibt zunächst für diejenigen Teilnehmer, die weniger in die Ergebnisse und Fragen der „Diluvialarchäologie" eingeweiht sind, einen Überblick über die derzeit herrschenden Ansichten betreffs Einteilung der Kulturreste des quartären, paläolithischen Menschen und ihre Einreihung in die geologischen Eiszeit-Schemata. — Die archäologischen Einteilungen gingen bisher aus von den Funden in Frankreich, dem klassischen Lande des Paläolithikums, die geologischen von den Ergebnissen der Glazialgeologie der Alpen und Nordeuropas. Die von vornherein durch diese Verschiedenheit des Standpunktes bedingten Schwierigkeiten der Parallelisierung verstärkten sich fortwährend, je eingehender hier und dort die Forschungen betrieben wurden und je feiner die Unterscheidungen regionaler und chronologischer Art in der Diluvialgeologie und Diluvialarchäologie wurden.

Für die weitere Arbeit der Diluvialarchäologie der eigentlichen Urgeschichte, können die Erfahrungen der „Vorgeschichte", d. h. der Archäologie der späteren prähistorischen Kulturperioden nützliche Winke und wertvolle Arbeitshypothesen geben: Grosse und kleine Wanderungen von Menschengruppen und Kulturerscheinungen sind sicher auch für die Urzeit anzunehmen zur Erklärung von Erscheinungen, die gegen einseitige Schemata verstossen! In der Diluvialpaläontologie spielen mit Klimaveränderungen gleichgehende Ab- und Zuwanderungen verschiedenartiger Tiergruppen nach verschiedenen Richtungen bereits eine grosse Rolle.

So scheint mir u. a. die Untersuchung nötig, wieweit Frankreich bezw. Westeuropa wirklich das Ausgangsgebiet aller quartären Kulturen Nord-, Mittel- und Südeuropas ist. Das Vorhandensein oft beträchtlicher „kulturfreier" Schichten und das Auftreten eingreifender geologischer Erscheinungen (Erosion, Aufschüttung) zwischen den klassischen Horizonten scheint mir diese Zweifel zu rechtfertigen, zumal wenn dieselben Horizonte in anderen Gebieten weniger voneinander geschieden sind, sollte diese Möglichkeit erwogen werden, wie z. B. gerade betreffs des Moustérien und Aurignacien.

Dazu kommt, dass sich bei eingehenderer „Typologie" die bisher auf Grund des alten französischen Schemas fast immer stillschweigend angenommene lückenlose Entwicklungsfolge der paläolithischen Kulturen doch als zweifelhaft erweist. So deutete z. B. HÖRNES bereits an, dass das Solutréen mit dem weit älteren Acheuléen nähere Form-Verwandtschaft zeigt als mit den im System benachbarten Stufen. Solange wir aber keine erschöpfenden, geologisch und archäologisch einwandfreien und moderner Fragestellung genügenden Veröffentlichungen der grossen, gar sehr zerstreuten Fundmaterialien haben, müssen wir uns allerdings bei vorsichtigen Vermutungen bescheiden. Leider bringen Museen-Reisen[1]) hier auch nicht immer die nötige Aufklärung, zumal nicht in Frankreich!

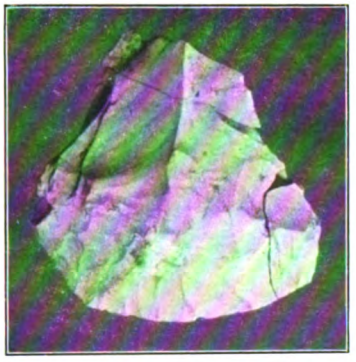
Die Arbeiten von WÜST und mir in den quartären Travertinen des Ilmtales bei Weimar, Ehringsdorf und Taubach, leitete von vornherein der Grundsatz, altes und neues verwendbares Material möglichst vollständig, wenigstens in Bild und Beschreibung, zusammenzubringen, die Fundschichten detailliert zu untersuchen und ihre Einschlüsse an paläontologisch-archäologischen Funden möglichst genau zu horizontieren, was bisher fast gänzlich versäumt worden war. Dabei arbeitete jeder von uns für sich mit den Methoden seiner Wissenschaft; desto erfreulicher und wertvoller dürfte die Übereinstimmung der Ergebnisse sein.

Seit dem Jahre 1871 sind in Weimar, 1876 in Taubach, etwa 1900 in Ehringsdorf Kulturreste aus den diluvialen Travertinen bekannt. Die reichen Fossilienfunde dieses Schichtenkomplexes gaben die ersten Versuche der Einreihung derselben in die Eiszeitschemata; eine exakte archäologische Diagnose kam lange Zeit nicht zustande, die Funde schienen zu „uncharakteristisch"; höchstens dem weitgefassten „Moustérien" wurden sie zugezählt, dann gab man sie dem Chelléen, auch dem Eolithikum, durch geologische Gründen verführt. Dem Moustéro-Chelléen wurden sie zuerst von OBERMAIER, zuletzt 1908 (Korr.-Bl. d. dtsch. Ges. f. Anthr. 1908, S. 9—10) von VERWORN zugewiesen.

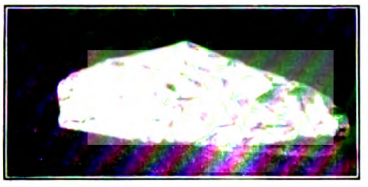
1907 habe ich aber bereits auf die Verwandtschaft der damals vorliegenden Funde mit dem neuerkannten Présolutréen BREUIL's, im speziellen der Stufe von Hastière hingewiesen [1]) (Zschr. f. Ethnol. 1907, S. 261—62); diese Ansicht wurde durch unsere weiteren Arbeiten und neue Funde bestärkt, und zu der Ansetzung erweitert, die in der

[1]) Wären erst alle paläolithischen Materialien so durchgearbeitet wie in den von R. R. SCHMIDT neugeordneten süddeutschen Sammlungen!

[1]) Diese Feststellung muss immer wiederholt werden, so jetzt gegen die Bemerkungen MÖLLER's im Mannus 1909, Heft 1/2, S. 156. (Vgl. Zschr. f. Ethn. 1908, S. 881—87.)

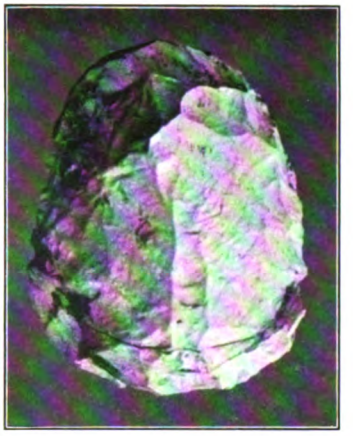


a

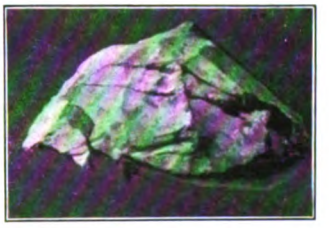


b

Abb. 1. Schaber mit feiner Randbearbeitung. Ehringsdorf, Fischers Bruch. IIIter der 4 Horizonte der „Hauptschichten". Abb. b stellt den (in der Abb. a unteren) Schaberrand dar.



a



b

Abb. 2. Schaber. Ehringsdorf, Fischers Bruch. IVter (oberster) der 4 Horizonte der „Hauptschichten". Abb. b stellt den (in der Abbildung a unteren) Schaberrand dar.

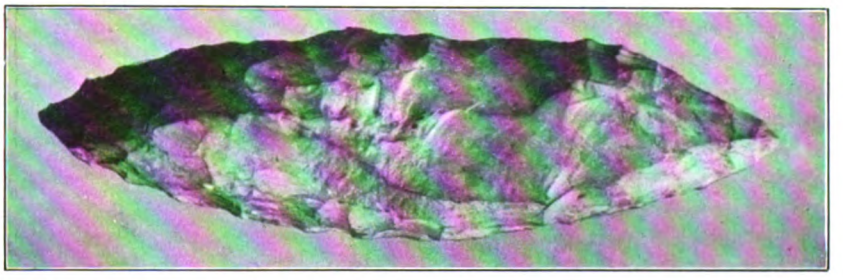


Abb. 3. Doppelspitze. Ehringsdorf. Schwarzscher Bruch. Etwa 1 m unter d. Pariser.

unten folgenden Tabelle wiedergegeben wird. Es darf i. Ü. wohl auf die früheren Zusammenfassungen unserer Ergebnisse hingewiesen werden, so die im Bericht über die Prähistorikerversammlung in Köln 1907, S. 75 ff. (mit Literaturliste) und die Referate im Archiv für Landes- und Volkskunde der Provinz Sachsen. Halle 1909.

WÜST: Die paläolithischen Fundstätten der Gegend von Weimar sind die am meisten genannten Deutschlands. Ihre Bedeutung beruht weder auf einer besonderen Reichhaltigkeit des Fundmateriales noch, wie vielfach zu Unrecht angenommen worden ist, auf einem besonders hohen Alter, sondern vielmehr darauf, dass sich der Einordnung der Funde in die Stufenfolge der diluvialen Kulturen grosse Schwierigkeiten entgegenstellen, denn solche Kulturen dürfen nicht mit dem Schlagworte „atypisch" abgetan werden, sondern verdienen vielmehr eingehendste Untersuchung, weil sich gerade in den Erscheinungen, welche nicht in des landläufige Schema passen, die wichtigsten Quellen neuer Erkenntnis eröffnen. Die paläolithischen Fundschichten der Gegend von Weimar sind geologisch gesprochen jung: sie gehören der letzten grossen (Riss-Würm-) Interglazialzeit an. Das Profil der Diluvialablagerungen der Gegend von Weimar lässt erkennen, dass sich die letzte Interglazialzeit aus zwei Waldzeiten und einer zwischen diese fallenden Steppenzeit zusammensetzt. Der ersten dieser beiden Waldzeiten gehören alle zur Zeit archäologisch bereits genauer beurteilbaren Funde an. Die Kulturen der interglazialen Waldzeiten, aus denen verhältnismässig sehr wenige Ablagerungen vorhanden sind, fehlen grossenteils in dem üblichen Schema der Aufeinanderfolge der diluvialen Kulturstufen und daraus erklärt sich die Schwierigkeit der Einordnung der paläolithischen Kulturen der Gegend von Weimar. Die Geologie zeigt durch den Nachweis zweier interglazialer Waldzeiten, welche zeitlichen Lücken in dem üblichen Schema bestehen, und wie verfehlt es daher ist, die bisher genauer bekannt gewordenen Kulturen für die aneinander schliessenden Glieder einer lückenlosen Entwickelung zu halten.

HAHNE: Zu dieser Tabelle seien noch einige Bemerkungen gestattet. Sie sehen, dass ich nicht kurzerhand das ganze Fundinventar einer Schicht von W-E-T als oberes „Moustérien" oder „Aurignacien" bezeichne; davor warnen den Prähistoriker die Erfahrungen mit den Begriffen Hallstattkultur und Latène-Kultur!

Mit den Formen und der Technik der Funde von La Quina (oberes Moustérien) zeigen viele Stücke aus den Hauptschichten von Ehringsdorf allerdings weitgehende Ähnlichkeit, verbunden aber mit Abweichungen mancherlei Art. — Zum westeuropäischen Aurignacien bestehen allerlei „Beziehungen"; mehr ist nicht sicher zu sagen und auch nie von mir behauptet worden. Ich sehe solche Beziehungen in allen Horizonten von W-E-T. Aus T. liegt eine doppelt durchbohrte Rehphalange vor, und aus T. und W. allerlei Schaber- und Kratzerformen (z. B. kleine ringsum fein und steil bearbeitete Geräte u. a. m.), die sehr an die Typen des Aurignacien erinnern, mehr als an die des Moustérien oder älterer Stufen. Ähnliches ist mir z. B. aus den mit T. (geologisch und paläontologisch) parallelisierten Wildkirchli nicht bekannt, liegt aber nach R. R. SCHMIDT's Mitteilung vor in dem Moustérien (mit kalter Fauna —) vom Sirgenstein. Aus Frankreich kenne ich ähnliche Er-

Tabelle. (Hierzu Taf. II, Abb. 1—3.)

Abschnitte des Eiszeitalters		Gegend von Weimar: Ablagerungen	Gegend von Weimar: Fossilienbestände	Gegend von Weimar: Arten von Elephas und Rhinoceros	Gegend von Weimar: Körperliche Reste von Menschen	Weimar: Menschliche Kultur-Reste	Ehringsdorf: Menschliche Kultur-Reste	Taubach: Menschliche Kultur-Reste
III. oder Riss-Eiszeit		Ilm Kies (1—2 m)	Ärmlicher Fossilienbestand kalten Klimas	—	—	Auf der Oberfläche der Kiese uncharakteristische Silex- und Quarz-Abschläge	Wie in Weimar (geglättetes Knochenstück)	—
				El. primigenius Blumenb.	—	Unsichere Funde von uncharakteristischen Abschlägen	Wie in Weimar	—
III. oder Riss-Würm-Interglazial-Zeit	I. Waldphase	Untere Travertine (bis ca. 10,5 m)	Reicher Fossilienbestand gemässigten Waldklimas	El. antiquus Falc. Rhin. Merckii Jäg.	Homo primigenius (Schwalbe)	Sandige Hauptfundschicht: „Taubachhorizont" mit gleichem Steingerätinventar, wie in T. und fraglicher Knochenbearbeitung	–	Sandige Hauptfundschicht: „Taubachhorizont" Primitive kleinliche Abschlag-Industrie m. z. T. feiner Technik (ähnl. d. unt. Moustérien . Sirgenstein). Primit. Knochenbearbeitung. Durchbohrte Rehphalange. Anklänge an La Quina u. Aurignacienformen.
							Ehringsdorfer Hauptschichten (Fischers Bruch! Etwa 4 Horizonte). La Quina-Typen und -Technik. Anklänge an das Aurignacien. (Abb. 1. 2.)	
						—	Ehringsdorf oberst. Schichten (Schwarz, Doppelspitze Abb. 3) Im ganzen: Inventar ähnl. d. „Hauptschichten".	—
	Steppenphase	—	Ärmlicher Fossilienbestand kontinentalen Steppenklimas	—	—	—	Unsicher, ob Kulturreste enthaltend.	—
		Löss („Pariser") ca. 1 m		—	—	—	An der Oberfläche des Pariser: Unsichere Funde uncharakt. Abschläge	—
	II. Waldphase	Obere Travertine bis ca. 10 m	Reicher Fossilienbest. gemässigten Waldklimas	El. antiquitatis Blumenb.	—	—	—	—
				Rh. Merckii Jäg.	—	—	—	—
IV. oder Würm-Eiszeit		? Gehängeschutt (bis ca. 3,5 m) z. T.	El. primigen. Blumenb.	El. primigen. Blumenb.	—	—	Unsicher: 1 schlanke gr. Lammelle (Magdalénien? Neolithikum?).	—
Postglazialzeit		Gehängeschutt (bis ca. 3,5 m) z. T. u. wohl äolischer Löss (b. ca. 0,5 m)	—	—	—	—	—	—

scheinungen, es treten z. B. in der unteren Stufe von La Micoque, auch in der Fundschicht des Homo Mousteriensis Typen auf, die z. B. „dicke Kratzer" und andere Aurignaciengeräte in der Form vortäuschen — vielleicht „vorahnen"? Das können aber auch Konvergenzerscheinungen sein.

Das Auftreten der Doppelspitze (Abb. 3) und feinbearbeiteter anderer aus Lamellen hergestellter Spitzen, in den oberen und obersten Ehringsdorfer Schichten, und die verfeinerte „Aurignacien" (-Druck!-) -Retusche (Abb. 1) inmitten des La Quina-Inventares: Das scheinen doch „Beziehungen" trotz des Fehlens des übrigen klassischen Aurignacien-Inventares zu sein. — Eine zweite Frage ist es, ob hier Einflüsse etwa aus dem klassischen Aurignacien auf eine lokale, sonst im Stile des oberen Moustérien weiterarbeitende Steintechnik vorliegen, oder etwa Vorstufen, aus denen sich das eigentliche Aurignacien entwickelt hat, das dann in Westeuropa seine Blüte erlebte: Das würde Ost-West-Wanderungen voraussetzen! Die Stein-Industrie des Menschen von Krapina und Spy (in letzterem Fundorte zwischen einem Moustérien- und einem Solutréen-Horizont eingeschaltet) scheint ähnlichen „La Quina-Charakter" mit Anklängen an fortgeschrittene Industrien zu zeigen. Auf alle Fälle ist einerseits das Urteil VERWORNS (Korr.-Bl. d. dtsch. anthr. Ges. 1908, S. 63) allzu summarisch: Dass die oben abgebildete Doppelspitze, (die keineswegs eine „prachtvolle Technik" zeigt), gleich für die ganze Fundschicht „oberes Aurignacien" als Bezeichnung rechtfertigt. Andrerseits ist WIEGERS', allerdings auf geologischen Umwegen gewonnene Überzeugung, dass die Funde von W-E-T dem „Chelléen oder Alt-Acheuléen" zuzuschieben seien, nicht archäologisch belegt. (Präh. Ztschr. I, 1909, S. 10 ff.).

Wenn einst bei den Ausgrabungen an den (für unsere Systeme immer noch in vielen Beziehungen klassischen) westeuropäischen Fundstellen nicht mehr die grossen Mengen der unscheinbaren Klein- und Nebengeräte der Kulturhorizonte auf die Abfallhalden wandern werden, und wir authentische Gesamtinventare der einzelnen diluvialarchäologischen Kulturen und „Typenkarten" haben werden, wie sie sich in der Vorgeschichte immer mehr bewähren als unentbehrliches „Quellenmaterial" — dann werden wir mit Berechtigung so apodiktisch urteilen können, wie es heute nur unberechtigterweise geschieht.

In der „diluvialarchäologischen Ausstellung" dieser Tagung finden Sie u. A. das gesamte archäologische Fundmaterial von WÜST's und meinen gemeinsamen Untersuchungen in W-E-T aufgestellt, sowie ergänzende Darstellungen und Abbildungen von bzgl. Material aus anderem Besitz[1]).

BLANCKENHORN: Im Jahre 1905, als Herr Dr. HAHNE und RUTOT noch an ein eolithisches Alter der Taubachindustrie dachten, habe ich als einer der ersten bereits mit aller Schärfe meine Meinung dahin ausgesprochen und zu beweisen gesucht, dass es sich bei der betreffenden Industrie von Taubach nur um Moustérien bezw. spätes Altpaläolithikum handeln könne. An dieser Meinung halte ich noch heute fest, auch im Gegensatz zu WIEGERS, der neuerdings die Tau-

[1]) Eine Darstellung des gesamten Materiales der „Diluvialarchäol. Ausstellung" wird an anderer Stelle gegeben werden.

bachfunde dem Acheuléen zustellen möchte, was ich für ebenso verfehlt halte, wie die Zuteilung zum Solutréen oder zum Aurignacien.

Die von H. WÜST (aus der nicht genügend bewiesenen Aquivalenz von Pariser und Löss und einem einzigen angeblichen Funde von Rhinoceros Merdki über dem Pariser) geschlossene Dreiteilung des letzten Interglazials mit zwei warmen Waldphasen mit Rhinoc. Merdki unten und oben und einer trockenen kühlen Löss- oder Steppenperiode dazwischen als Höhepunkt des Interglazials erscheint mir theoretisch vorläufig noch so unverständlich, dass noch viel sicherere und unzweideutigere Fundtatsachen abgewartet werden müssen, bevor man dieser gewagten Hypothese ernstlich näher tritt.

WÜST beantwortet einige von Dr. KORN-Berlin an ihn gerichtete Fragen über die Lagerungsverhältnisse der Ilmschotter und des Parisers in W-E-T. [1]).

R. R. SCHMIDT hält die oberen Funde von W-E-T nicht für Aurignacien sondern erkennt eine gewisse Verwandtschaft mit der Arbeitsweise der La Quina-Kultur und Übergangsphase zum Jungpaläolithikum, also oberes Moustérien an. Die Technik der Stücke ist überall in W-E-T von der des Aurignacien sehr verschieden, auch an der Doppelspitze. Die Formen, die HAHNE für Aurignacien ähnlich hält, kommen schon im Acheuléen, besonders aber in La Quina vor.

WÜST hält für wahrscheinlich, dass im Sirgenstein usw. Kultur- und geologische Horizonte fehlen, besonders weil sein Wald-Steppe-Wald-Turnus im Sirgenstein nicht belegbar ist.

HAHNE: Über die Form-Ähnlichkeiten bei Retusche-Differenzen liessen sich Vermutungen anstellen (Materialschlechtigkeit? Schlechtere Nachahmung besserer Vorbilder oder „Vorstufen" für westeuropäische höhere Formen bezw. Technik). Ich gebe Schmidt zu, dass die Technik der mit den „Aurignacien" verglichenen Stücke aus W-E-T nicht identisch ist mit den „klassischen" Stücken; man darf aber wohl nicht auf die Technik alles Gewicht legen.

Wir stehen noch mitten in der Arbeit in allen den hier berührten Fragen. Unterhaltungen, wie die heutigen, und Diskussionen an der Hand möglichst vollständigen Materials werden Klarheit in unsere Fragen bringen. Bis dahin wird noch viel für Diluvialgeologie und Diluvialarchäologie zu tun sein, besonders auch zur Ausbildung der beiderseitigen Forschungsmethoden!

Betreffs der archäologischen Parallelisierung von W-E-T ist Folgendes als Ergebnis der heutigen Diskussion und den Unterhaltungen an der Hand des ausgestellten Materials festzustellen: Wohl allgemein ist als zweifellos anerkannt die weitgehende Übereinstimmung der Funde aus den mittleren Schichten der unteren Travertine von Ehringsdorf (besonders auch der neuesten Funde aus dem FISCHER'schen Bruch) mit den La Quina-Typen. Die Doppelspitze ist nach R. R. SCHMIDT ebenfalls in La Quina-Technik hergestellt. Die kleinliche Industrie von Taubach (Taubachhorizont der unteren Travertine) ist sichtlich dem älteren, unteren Moustérien des Sirgen-

[1]) Meine Antwort auf die vorausgehenden Bemerkungen des Herrn Blankenhorn fehlt, weil diese Bemerkungen nicht in der Diskussion gefallen waren, sondern nachträglich in den Sitzungsbericht eingefügt worden sind. Wüst.

steins verwandt. Einige Stücke der Ehringsdorfer Funde fallen in der Technik aus dem Rahmen der La Quina-Stufe und zeigen z. T. zweifellos deutliche Anklänge an Aurignacienretusche, so das in Abb. 2 dargestellte Stück aus dem Fischer'schen Bruch.

BLANCKENHORN, Berlin: legt im Auftrage der Frau Professor SELENKA einige Knochenreste aus den bekannt gewordenen Pithecanthropus-Schichten von Trinil in Java vor, die von den Ausgrabungen der Selenka-Trinil-Expedition herrühren und nach der Auffassung des Herrn Dr. CARTHAUS, des letzten Geologen dieser Expedition, Spuren menschlicher Bearbeitung aufweisen. Die Frage, ob in diesen altdiluvialen oder oberpliocänen Schichten Spuren des Menschen als Zeitgenossen des Pithecanthropus vorliegen, ist in javanischen, holländischen und deutschen Tageszeitungen, auch mehreren wissenschaftlichen Zeitschriften zuerst von Dr. CARTHAUS, dann besonders von Dr. ELBERT, dem früheren Geologen der Selenka-Expedition, angeschnitten worden, obwohl letzterer gerade die am meisten in Betracht kommenden Stücke seiner Zeit übersehen und achtlos beiseite geworfen hatte. Namentlich aus diesem von ELBERT und Dr. DENNINGER weggeworfenen Abfall hat nun Dr. CARTHAUS besseres Material zusammengesucht, aus dem er Schlüsse auf die Tätigkeit des Menschen in der Zeit der Ablagerung der Pithecanthropus-Schichten zieht.

Die von H. BLANCKENHORN unter Zustimmung der Frau Professor SELENKA und des Dr. CARTHAUS mitgebrachten Stücke sind nur eine Auswahl dieser Suite und bestehen aus zwei spitzen und zugleich scharfkantigen Elfenbeinstücken eines Stegodon-Stosszahnes, die beide gut in der Hand liegend eine gefährliche Schlag- und Stoss-Waffe darstellen, einer Anzahl kleiner pfriemenartiger Knochensplitter, wie man sie in paläolithischer Höhlenausgrabungen oft findet und einigen quer durchbrochenen Röhrenknochen von Boviden und Hirschen mit teilweiser Schwärzung.

Nach dem im allgemeinen übereinstimmenden Urteil der Herren Prähistoriker, welchen diese Stücke in Hannover vorgelegt wurden, wie auch des H. BLANCKENHORN selbst, könnten die Sachen wohl von Menschen benutzt und ein wenig bearbeitet sein, aber diese Annahme ist keineswegs notwendig, da man wenigstens alle vorgelegten Stücke sich auch auf rein natürlichem Wege durch verschiedene Vorgänge in ihren jetzigen Zustand gebracht denken kann. Die Knochen, Elfenbeinstücke und Kohlen sind also für sich allein noch nicht beweiskräftig, sie zwingen nicht zur Annahme der Existenz eines Menschen während der Ablagerung der Pithecanthropus-Schichten, die übrigens nach der Ansicht der Mehrzahl der in Betracht kommenden Forscher (auch der Selenka-Expedition) nicht pliocänen, sondern diluvialen Alters sind. Steinartefakte irgend welcher Art hat die Pithecanthropus-Schicht überhaupt nicht geliefert.

Die nähere Beschreibung der in Rede stehenden fraglichen Manufakte bleibt für die Abhandlung des H. Dr. CARTHAUS in der bald erscheinenden grossen Publikation der Selenka-Trinil-Expedition, herausgegeben von Prof. BLANCKENHORN, vorbehalten. Es erübrigt sich demnach, hier auf weitere Einzelheiten einzugehen.

Schluss: 4 Uhr Nachmittag.

Nachm. 5 Uhr. Kgl. Technische Hochschule.

Vorsitz: Universitätsprofessor Dr. Kossinna.

Hochschulprofessor Bruno Schulz, Hannover:

Das Grabmal des Theoderich zu Ravenna und seine Stellung in der Architekturgeschichte [1]).

Trotz des grossen Interesses, das die Forschung seit langer Zeit dem Grabmal des Theoderich zu Ravenna zugewandt hat, ist, auch in der dabei grundlegenden Frage der Rekonstruktion des Bauwerkes, noch kein befriedigendes Ergebnis erzielt worden, weil die bisherigen Ergänzungen ohne bestimmte wissenschaftliche Methode rein probierend gemacht worden sind. Von der Tatsache aber ausgehend, dass ein Bauwerk keine Willkür- oder Zufall-Schöpfung, sondern ein durch gewisse Bedingungen gewordenes Glied einer bestimmten Entwicklungsreihe typischer Formen ist ebenso wie jedes organische Wesen in der Natur, können wir mit mehr Erfolg als bei nur probierender Rekonstruktion versuchen die ursprüngliche Gestalt des Bauwerks festzustellen.

In ihrer Gesamtanordnung zeigen die hellenistisch-römischen freistehend errichteten Grabbauten eine ganz bestimmte typische Aufeinanderfolge charakteristischer Teile: ein möglichst schlicht und geschlossen gehaltenes hohes Untergeschoss, darauf ein meist mit den reichsten Mitteln der Architektur ausgestattetes Hauptgeschoss, darüber ein niedriges attikaartiges Obergeschoss als Fuss für die darauf folgende zentrale Abschlussform, die als Pyramide, als Kegel oder als Kuppel gestaltet ist und in der Regel oben eine statuarische Bekrönung trägt. Dieselbe Aufeinanderfolge zeigt auch das Theoderich-Grab in dem unteren Zehneck, dem Zehneck des Hauptgeschosses darüber und dem niedrigen Zylinder, der die monolythe Kuppel trägt. Die weitere Frage nach der ursprünglichen äusseren Gestaltung des Denkmals im Einzelnen fällt nun fast ganz zusammen mit der Frage nach der ursprünglichen Erscheinung des Hauptgeschosses, und diese, eine Frage der monumentalen Wandausbildung, kann nur beantwortet werden auf Grund einer allgemeinen Entwicklungsgeschichte der monumentalen antiken Wand. Diese Entwicklungsgeschichte ist bisher noch nicht genügend bekannt, lässt sich jetzt aber wenigstens in den grossen Zügen vom Beginne der klassischen griechischen Zeit durch die hellenistische, die römische und die frühe mittelalterliche Kunst verfolgen. Bestimmend und typisch für den zweiten Teil dieser Entwicklung, etwa von Augusteischer Zeit an, ist die für figürlich-plastischen Wandschmuck bestimmte Wandnische in rechteckiger und giebelbekrönter oder halbkreisförmiger und bogenbekrönter Gestalt mit architektonischer Umrahmung aus zwei Säulen mit Gebälk: Aedicula und Concha, und deren Kombinationen und Weiterbildungen. Ursprünglich als Schmuckform in eine durch Pilaster begrenzte Wandfläche einzeln eingefügt, wird die Wandnische dann in Reihen zu mehreren neben-

[1]) Dieser durch zahlreiche Lichtbilder erläuterte Vortrag, der mit besonders lebhaftem Beifall belohnt wurde, wird hier in kurzem Auszuge wiedergegeben; vollständig erscheint er als Heft 3 der „Darstellungen über früh- und vorgeschichtliche Kultur-, Kunst- und Völkerentwicklung", herausgegeben von Prof. Dr. Kossinna. Würzburg, C. Kabitzsch.

einander angeordnet. Es entstehen so als Reihe von Bogennischen die Blendarkade (Porta aurea zu Spalato) und als Reihe von Giebelnischen die Anordnung eines Zickzacks als Giebelreihe über Pilastern (Torgebäude des Klosters Lorsch). Schliesslich werden diese Formen durch Weglassen der Säulen oder Pilaster zum Bogenfries und Zickzackfries reduziert.

Acht von den Wänden am Hauptgeschoss der Theoderich-Grabmals sind nun auch heute noch mit je zwei flachen Nischen geschmückt, über denen sich, genau axial, je zwei rundbogige Einarbeitungen in der Wand befinden, die gegen die Ecken des Gebäudes mit einer steilen Schräge endigen, und die nur den Zweck gehabt haben können, darin einbindende Rundbogen-Steine, also Verdachungen der Nischen, aufzunehmen. Zu solchen Nischenverdachungen gehören aber historisch die typischen sie tragenden Säulen, und auch technisch verlangen am Theoderich-Grabmal die in die Wand wenig einbindenden Steine, für welche keine weiteren Befestigungsspuren vorhanden sind, unabweislich eine nochmalige Unterstützung vor der Wand. So haben wir uns also die Nischenpaare mit je drei Säulen und je zwei in die Einarbeitungen zwanglos passenden Verdachungen ausgestattet zu denken. Der Abstand der Säulen von den Wänden wird nun bestimmt durch die Vorsprungstiefe des an der Ostseite befindlichen Ausbaues (80 cm), der, wie die Einarbeitungen an der Wand darüber beweisen, mit genau denselben Verdachungssteinen überdeckt war wie die flachen Nischen an den anderen Wänden. So fügt er sich auch in die allseitig symmetrische Silhouette des Bauwerks harmonisch ein, während er bei dem jetzigen Zustand des Bauwerks und anderen neueren Rekonstruktionen (von DURM und HAUPT) für den Blick von Süden oder Norden her als hässlicher Auswuchs aus dem sonst ganz symmetrischen Bau herausragt. Die Westwand des Hauptgeschosses wird durch die Tür eingenommen, die, wie die Einarbeitungen neben ihr für die Gebälkkröpfe zeigen, von zwei Einzelsäulen flankiert war, die den beiden äusseren Säulen an den übrigen Wänden entsprachen. Die Form dieser Einarbeitungen neben der Tür, die mit gradliniger senkrechter Kante gegen die Tür hin aufhören, zeigt, dass hier das Gesims sich senkrecht in die Höhe kröpfte, um dann wagerecht auf der noch vorhandenen konsolengetragenen — ohne diese Zutat übermässig schwachen — Hängeplatte über der Tür fortzulaufen, genau wie das noch vorhandene Kämpfergesims über der Tür des Untergeschosses. Zwei einzelne rechteckige Einarbeitungen unmittelbar neben der Tür an ihrem oberen Ende zeigen durch Form und Lage unzweifelhaft, dass sie einst die typischen antiken Türkonsolen aufgenommen haben. Der Vorsprung der Wände des Untergeschosses vor die des Hauptgeschosses (1,38 m) erklärt sich durch die Säulenstellung aus rein architektonischen Gründen, als „Umgang" kann er nicht aufgefasst werden, da Niemand da herumzugehen und des Toten Ruhe zu stören hat; auch würde der „Umgang" hinter dem Ausbau an der Ostseite bei Annahme einer Umwehrung nur etwa 25 bis 45 cm lichte Breite behalten.

Dem Sinn und Zweck der architektonischen Wanddekoration nach gehört schliesslich in die Doppelnischen an den acht Wänden des Hauptgeschosses noch Statuenschmuck und nach Analogie der hellenistisch-

römischen Mausoleen auf die viereckige Plattform auf der Kuppel eine freiendigende Bekrönung, etwa das Bild des dort ruhenden Helden selber. Ob dieser Schmuck wirklich jemals ausgeführt war, bleibt natürlich zweifelhaft.

So erklären sich zwanglos die an dem Grabmal des grossen Ostgotenkönigs uns erhaltenen Formen und zeigen, dass auch dies stolze und vielumstrittene Bauwerk sich harmonisch an seiner Stelle in die sonst verfolgbare Entwicklungsgeschichte der Baukunst einreiht.

Geheimrat Universitätsprofessor Dr. Bezzenberger, Königsberg i. Pr.:

Ostpreussische Grenzbeziehungen.

Mit 2 Abbildungen im Text.

In den Jahren 1877 und 1878 wurde unweit Gerdauen in der altpreussischen Landschaft Barten durch A. HENNIG [1]) ein reiches Gräberfeld mit Münzen aus der Zeit von 1352—1413 aufgedeckt, das zwar nach Lage und Bestattungsweise den Regeln der spätheidnischen Friedhöfe der Westslawen [2]) entsprach, nach Verhör der geschichtlichen Zeugen [3]) aber als preussisch anzusehen ist. Schon der Flurname des Gräberfeldes: „Pracher-Liske" (d. i. Bettler-Liske) gibt diesem preussisches Gepräge, denn Liske ist ein preussisches Wort, bekannt mit der Bedeutung „Lager" und als Bezeichnung einer Krüger- und Gärtner-Niederlassung neben einem Ordensschloss [4]). Das Schloss aber dieser Liske ist benannt nach dem preussischen christlichen Edlen Girdaw, der hier seine Holzburg „post multa bella et impugnationes, quas a compatriotis suis apostatis sustinuit" verbrannte, um sich nach Königsberg zu flüchten [5]), und zwischen dieser Begebenheit und den ältesten Münzen des Gräberfeldes liegen nur etwa 80 Jahre. In diesem kurzen Zeitraum also müsste die Gerdauer Gegend polonisiert sein, wenn die Gräber der Pracher-Liske slawisch wären. Das ist aber nicht nur an und für sich, sondern auch angesichts der damaligen politischen Verhältnisse und des Auftretens des Ordens eben in dem Gerdauer Gebiet unglaubhaft und, soweit ich sehe, mit keinem urkundlichen Faktum zu begründen. Man übersehe auch nicht, dass der Inhalt jener Gräber eine wohlhabende sesshafte Bevölkerung voraussetzt.

In diesem Gräberfelde nun sind nicht in weniger als 31 Exemplaren, demnach als ein gewöhnliches Schmuckstück, Schnallenfibeln wie Abb. A gefunden. Sie erscheinen als eine Abart der „Hufeisenfibel mit gerollten Enden" (Abb. B), die in Ostpreussen und den Ostseeprovinzen gegen

---

[1]) Vgl. seine Berichte: Zs. f. Ethnol. XI, 303, Sitzungsberichte der Altertumsgesellschaft Prussia V, 9.

[2]) S. MÜLLER, Schlesiens Vorzeit III, 192.

[3]) Im allgemeinen verweise ich auf meine Arbeiten über die litauisch-preuss. Grenze, Altpreuss. Monatsschrift XIX, 650, XX, 123 und auf TÖPPEN, Geographie S. 21, Lotar WEBER, Preussen vor 500 Jahren S. 132, 140, 535.

[4]) TÖPPEN, Altpreuss. Monatsschrift IV, 148, 511.

[5]) Vgl. TÖPPEN, Geographie S. 216, BÖTTICHER, Bau- und Kunstdenkmäler Ostpreussens II, 98.

Ende der heidnischen Zeit häufig ist [1]) und noch in dem Gräberfeld bei Splitter (XIV./XV. Jh., Sitzungsberichte der Prussia XXII, 345) vorkommt. Beiläufig bemerkt ist sie, wie mir scheint, die Fortsetzung

Abb. A. 1 : 1.

Abb. B. 1 : 1.

einer bekannten provinzialrömischen Schnallenfibel und ist sicher die Mutter einer nicht minder bekannten Scheibenfibel [2]).

Was diesen Gerdauer Fibeln ihr Besonderes gibt, ist die Gestaltung ihrer Enden. Sie hat meines Wissens in Ostpreussen ihresgleichen nur an einem Sporn aus Oberhof (Kreis Memel), der wahrscheinlich etwas älter, aber zeitlich nicht genau zu bestimmen ist, und eine Übergangsform, die jene Enden-Behandlung begreiflich machte, fehlt hier gänzlich. Überhaupt stehen diese Enden nur durch ihre Linienführung nicht völlig zusammenhanglos in dem gleichzeitigen Formenkreis Ostpreussens und der Ostseeprovinzen, indem sie sich hierin mit Kettenträgern der Wikingerzeit [3]) und S-förmigen Schliesshaken [4]) berühren. Allein diese Ähnlichkeit ist so unauffällig und die ornamentale Behandlung, die ornamentale Richtung dieser Stücke ist so besonders, dass sie hier fernzuhalten sind. Geradezu verblüffend ist dagegen die stilistische Übereinstimmung der Gerdauer Fibeln mit slawischen Schläfenringen.

Nach der schon erwähnten [5]) grundlegenden Abhandlung S. MÜLLERS und nachdem von LISSAUER [6]) die Wiege dieser Ringe in Österreich-Ungarn vermutet war, hat NIEDERLE [7]) ausgeführt, dass eine in der ersten Hälfte des I. Jahrtausends n. Chr. in Ungarn gebildete Schläfenring-Form (eben die mit S-förmiger Schlinge) in Böhmen Aufnahme gefunden und von da aus sich unter den westlichen Slawen verbreitet

[1]) Vgl. z. B. meine Bronze-Analysen S. 94 f.

[2]) Vgl. die Übergangsformen Materialy po Arch. Rossii XXV, Taf. VIII, Fig. 2, Taf. XV, Fig. 10—12 und die ausgebildete Form z. B. Sitzungsberichte der Prussia XXII, 344, Fig. 198.

[3]) Z. B. meine Bronze-Analysen S. 93, Fig. 121.

[4]) Z. B. Rigaer Katalog Taf. XVIII, Fig. 34, 35.

[5]) Oben S. 72 Anm. 2. Das von ihm S. 101 unter 1 verzeichnete Exemplar der ESTORFFschen Sammlung ist nach freundlicher Auskunft HAHNES in Prag gekauft. Sicher bezeugt werden aber die Schläfenringe für Hannover durch das Gräberfeld bei Rassau (Münzen aus dem XIII. Jh.), s. oben S. 40 und Prähist. Zs. I, 85 (die slawischen Gräber lagen hier nicht in Reihen).

[6]) Korrespondenzblatt XXII, 138.

[7]) Wiener Anthropol. Mitteilungen XXIV, 194.

habe. Im wesentlichen ist dies auch die Ansicht HAMPELS [1]), nach welchem der Gebrauch der Schläfenringe eine Sitte der Sarmaten war und von ihnen an ihre Nachfolger in Ungarn und ihre nördliche Nachbarschaft abgegeben wurde.

Ich bin überzeugt, dass alles dies richtig ist, überzeugt aber auch, dass man noch einige Schritte rückwärts gehen muss, denn man kennt weit ältere Schläfenringe aus dem Kaukasus-Gebiet [2]) und zwar u. a. in einer Form, die schon NIEDERLE mit einer ungarischen verglichen hat (a. O. Fig. 277, 278), und von der sich die pfropfenzieherartigen Formen z. B. aus Keszthely (LISSAUER a. O. Fig. 11, 12) nicht trennen lassen [3]). Die grosse Zeitdifferenz darf nicht abhalten, in diesem und ähnlichen Fällen — ich erinnere an andere Kaukasus-Beziehungen [4]) — einen geschichtlichen Zusammenhang zu behaupten, muss vielmehr lehren, dass es latente tausendjährige Überlieferungen wie der Wörter, so der Sachen gibt.

Spezifisch slawisch, wie die Schläfenringe in Europa ausser Ungarn sind, fehlen sie im Inneren des ganzen Ostbalticums, waren aber seinen nächsten Nachbarn nicht fremd; sie erscheinen in Kurganen des Petersburger Gouvernements, aber nicht in den Gräbern von Mekshof [5]); wir kennen keinen aus Ostpreussen, aber wir stossen auf sie unter den Funden von Drogitschin [6]), das im XII. Jahrhundert russischer Besitz war; sie begegnen, wie LISSAUER a. a. O. uns sagt, in Westpreussen nicht östlich von der Weichsel und nördlich von der Ossa — d. h. nicht in der altpreussischen Landschaft Pomesanien, die gegen Pommern und das polnische Culmerland [7]) durch diese Flüsse begrenzt wurde, aber sie sind gefunden im Kaldus [8]) bei Culm und nahe dem linken Weichselufer in Gruczno [9]) (hier in einem Falle zusammen mit einem „Wendenpfennig", also einer Münze aus 970—1070 n. Chr.) und Warmhof [8]). Dass im Gebiete von Mewe (hier liegt Warmhof) im XIII. Jahrhundert auch Preussen ansässig waren, macht hierbei nichts aus, denn die Ortsnamen, deren Schreibungen diese Tatsache erhärten sollen, „sind unverkennbar slawischen Ursprungs" [10]) und zeigen die Mewer Preussen als Eindringlinge.

An Möglichkeiten, auf Preussen zu wirken, hat es den slawischen Schläfenringen also nicht gefehlt, und wenn man nicht einen blinden Zufall behaupten will, muss man in den Gerdauer Fibeln eine solche Wirkung anerkennen und wird nur über das „wie" streiten können. Mir selbst er-

[1]) Altertümer des frühen Mittelalters I, 439. Anders PIČ, Urnengräber Sp. 258 ff., dessen Angaben ich aber nicht prüfen kann.

[2]) VIRCHOW, Koban S. 44, RÖSSLER, Zs. f. Ethnol. XXXIII (115), Fig. 36 b, XXXVII, 123, Fig. 23, 136, Fig. 65, 137, Fig. 74, Chantre Caucase II, 175.

[3]) Wegen der Schläfenringe von Keszthely und Kettlach vgl. REINECKE, Wiener Anthropol. Mitteil. XXIX, 39, 48, 51.

[4]) TISCHLER, Schriften der physik.-ökon. Gesellsch. XXIX, 115.

[5]) HAUSMANN, Sitzungsberichte der gel. estn. Gesellsch. 1907, S. 117.

[6]) Materialy IV, 23, Taf. II, Fig. 27, vgl. STIEDA, Sitzungsberichte der Prussia XIX, 19, TÖPPEN, Geographie S. 32.

[7]) Lotar WEBER a. O. S. 3.

[8]) LISSAUER, Prähist. Denkmäler der Provinz Westpreussen S. 184 bezw. S. 192 f.

[9]) Nachrichten über deutsche Altertumsfunde IX, 26.

[10]) LORENTZ, Archiv f. slaw. Philologie XXVII, 472.

scheint es am wahrscheinlichsten dass Schläfenringe wie Korrespondenzblatt XXII, 140, Fig. 7 von oder für Preussen durch Einhängen einer Nadel und In-die-Höhe-Biegen der Enden (um das Abgleiten der Nadel zu verhindern) zu Schnallenfibeln gemacht wurden, und dass also die „Hufeisen-Fibeln mit Rollenenden" nur in dem Sinne Vorgänger der Gerdauer Fibel gewesen sind, dass sie ihnen den Boden bereitet haben.

Wie aber eine wissenschaftliche Rechnung nur selten ohne Rest aufgeht, so bleibt auch hier eine Unklarheit, denn Gerdauen liegt im Herzen Altpreussens, und seine Fibeln werden auch nicht durch einen Fund mit den Schläfenringen geographisch vermittelt. Allein solche Verhältnisse sind nicht selten, und oft genug werden wir sie einfach hinnehmen müssen, oft genug aber auch erwarten dürfen, die fehlenden Verbindungsglieder bald durch eine Ausgrabung zu finden. Eine andere Stellungnahme ist vorläufig auch dem Oberhofer Sporn gegenüber nicht möglich.

Indem also die spätheidnischen Altpreussen die slawischen Schläfenringe als solche ablehnten, aber nach eignem Bedarf und Geschmack benutzten, machten sie es mutatis mutandis ebenso, wie ihre Vorfahren mit den Gesichtsurnen. Klar ausgeprägt werden diese bekanntlich gegen Osten durch die Weichsel-Nogat-Linie [1]) ziemlich genau begrenzt. Was sich ihnen darüber hinaus, also auf ausgemacht preussischem Boden anreiht — in den Kreisen Braunsberg und Fischhausen im Norden, Löbau im Süden [2]) — beschränkt sich auf Gefässe von verwandter Form, oder mit Andeutungen von Gesichtsteilen, die sich als solche erst durch den Vergleich der pommerellischen Gesichtsurnen erschliessen lassen. Man machte hier also Konzessionen an einen Typus, den man verschmähte.

Wie zur Zeit der slawischen Schläfenringe, so gegen Ende der Bronzezeit zeigt sich die Weichsel demnach als Westgrenze des preussisch-litauischen Stammes. Aber sie war es weder ununterbrochen zwischendurch, noch von jeher, denn der Unterlauf der Weichsel von Fordon ab ist nichts uraltes [3]) und angesichts ihrer Geschichte kann es nicht für einen Zufall gelten, dass das ostpreussische Neolithicum bis zur Oder reichte [4]), sondern wird seinen guten geo-, oder vielmehr hydrographischen Grund haben; die grossen Gräberfelder aber von Crossen, Thierberg und Pettelkau [5]) ergeben für das II./III. Jh. n. Chr. eine Verlegung jener Westgrenze an die Passarge-Linie.

---

[1]) D. h. den alten Flusslauf der Weichsel, s. TÖPPEN, Beiträge z. Geschichte des Weichseldeltas (Abhandl. z. Landeskunde der Prov. Westpreussen VIII) S. 14.

[2]) Vgl. OLSHAUSEN, Berlin. Verhandl. 1899, S. 156.

[3]) JENTZSCH, Schriften der physik.-ökon. Gesellsch. XXI, 190.

[4]) TISCHLER, Schriften der physik.-ökon. Gesellsch. XXIV, 112, KOSSINNA, Zs. des Vereins f. Volkskunde VI, 12 f. Über TISCHLERS Ausdehnung seines Ostbalticums A. W. BRØGGER, Den arktiske Stenalder S. 2[c]5.

[5]) Sitzungsberichte der Prussia XXII, 130.

Gymnasialdirektor Professor Dr. F. Knoke, Osnabrück:

Wanderung über das Schlachtfeld des Teutoburger Waldes[1]).

Die Frage nach der Örtlichkeit der Schlacht im Teutoburger Walde hat schon seit langen Zeiten nicht nur die Arbeit der Gelehrten in Anspruch genommen, sondern vielleicht noch mehr die Phantasie der Laienwelt beschäftigt. Muss das schon im allgemeinen als ein erfreuliches Zeichen des Interesses angesehen werden, das wir an den Anfängen unserer vaterländischen Geschichte nehmen, so ist es doppelt erfreulich, wenn wir sehen, dass in dem Jubeljahre des Teutoburger Sieges sich in vielen Kreisen eine lebhafte Begeisterung für jene Taten unserer Vorzeit geltend macht, eine Begeisterung, die ihrerseits wieder das Verlangen stärkt, endlich einmal zu einer sicheren Kenntnis von dem Schauplatze zu gelangen, auf dem vor neunzehnhundert Jahren eine der wichtigsten Begebenheiten unseres Volkes sich vollzogen hat.

Denn man mag noch so sehr betonen, dass es nicht darauf ankomme, wo sich die Geschichte zugetragen habe, als vielmehr, dass sie überhaupt geschehen sei: der denkende Mensch lässt es sich nun einmal nicht nehmen, ein klares Bild von den Ereignissen zu begehren, ganz abgesehen davon, dass das Urteil über ihre Bedeutung nicht von der Frage nach dem Wo zu trennen ist.

Dass wir bisher zu keiner Einigung gelangen konnten, liegt einmal an der verschiedenen Bewertung derjenigen Quellen, aus denen wir unsere Kenntnisse zu schöpfen haben, insofern man sich darüber nicht zu verständigen vermochte, welchen der vorhandenen Schriftsteller, die angeblich sich widersprechen sollten, der Vorzug zu geben sei. Das führte zu einer weitgehenden Meinungsverschiedenheit zwischen unseren namhaftesten Geschichtsforschern. Ich brauche nur die Namen RANKE und MOMMSEN hierbei zu nennen.

Eine Erschwerung der Erkenntnis trat ferner dadurch ein, dass man gewissen Berichten unserer klassischen Schriftsteller, deren Zuverlässigkeit man im übrigen gelten liess, doch die Glaubwürdigkeit absprach. Insbesondere sollten die Schlachtenschilderungen des Tacitus, durch die mittelbar auch die Lage des Teutoburger Waldes bestimmt wird, auf freier Phantasie beruhen. Man berief sich dabei auf den Eindruck des Märchenhaften, den seine Schilderungen hervorriefen, und machte geltend, er sei nicht selbst in Deutschland gewesen. Man bedachte jedoch nicht, dass dem Tacitus die ausführlichsten Berichte zeitgenössischer Schriftsteller vorgelegen haben, ja dass ihm auch das Archiv in Rom, aus dem er seine Kenntnisse gewinnen konnte, offen stand. Sodann aber verkannte man den rhetorischen Charakter seiner Darstellung. Steht doch die Kunst des rhetorischen Schriftstellers im umgekehrten Ver-

[1]) Angesichts des Umstandes, dass ein wirklicher Besuch des Schlachtfeldes in das Programm der Tagung aufgenommen worden sei, erklärte der Redner die Wanderung auf die Walstatt in den Vordergrund stellen zu wollen.

hältnis zu der des Märchenerzählers. Findet auf diesen das Wort Anwendung: „Märchen, noch so wunderbar, Dichterworte machens wahr", so stellt umgekehrt der rhetorische Geschichtsschreiber wirkliche Begebenheiten so dar, dass sie wunderbar erscheinen, und ich glaube, wenn Tacitus hören könnte, was seine Tadler an ihm auszusetzen haben, so würde er sich eines Lächelns nicht erwehren können. Denn sie verhelfen ihm ja gerade zu dem Triumphe, nach dem er strebte. In der Tat lassen sich denn auch alle Örtlichkeiten nach den Beschreibungen dieses Schriftstellers noch im Gelände wiederfinden.

Weiter war es verhängnisvoll, dass man zumeist die Sprache unserer Quellenschriftsteller nicht genügend kannte. Auch angesehenen Forschern gegenüber muss dieser Vorwurf erhoben werden. Und doch sollte sich keiner an die schwierige Untersuchung heranwagen, ohne dass er insbesondere der Ausdrucksweise des Tacitus ein eingehendes Studium zugewandt hat. Ich habe schon früher einmal gesagt, dass das erste Wort in diesem Streit der Philologie zukomme, und dabei ist es auch geblieben.

Wie die Sprachwissenschaft in diesen Dingen entscheidend sein kann, davon erlaube ich mir einige Beispiele anzuführen. Im 8. Kapitel des 2. Buches der Annalen heisst es, es sei ein Fehler gewesen, dass Germanicus bereits an der unteren Ems landete. ***Erratumque in eo, quod non subvexit militem dextras in terras iturum. Ita plures dies efficiendis pontibus absumpti.*** Die letzten Worte übersetzte man bisher immer: „So vergingen mehrere Tage mit der Herstellung der Brücken". ***Plures dies*** heisst aber gar nicht: „mehrere Tage", wie ich nachgewiesen habe, sondern: „mehr Tage", als nämlich der Fall gewesen wäre, wenn die Soldaten, die in die rechts, d. h. östlich befindlichen Länder vorgehen sollten, weiter stromaufwärts gefahren wären. Es geht also hieraus hervor, dass das Heer des Germanicus damals an der Ems und Hase hinaufgegangen ist. — In dem Bericht über die Schlacht d. J. 15 n. Chr. heisst es bei Tacitus: ***Trudebanturque in paludem gnaram vincentibus, iniquam nesciis, ni Caesar productas legiones instruxisset.*** Hier übersetzte man bisher stets: „und sie wären in den Sumpf gedrängt worden, wenn nicht der Cäsar die Legionen gegen die Feinde aufgeboten hätte". Ich habe aber aus dem Sprachgebrauch des Tacitus nachgewiesen, dass es heissen muss: „Sie wurden (wirklich) in den Sumpf gedrängt, bis der Cäsar die Legionen gegen die Feinde aufbot". Dass durch diese Darstellung von der Schlacht ein ganz anderes Bild gewonnen wird, das liegt doch auf der Hand. — Weiter heisst es am Ende des Schlachtberichtes: ***Et manibus aequis abscessum.*** Das sollte heissen: „Man trennte sich nach unentschiedener Schlacht", und so behauptete man, die vielen Barenauer Münzen könnten doch unmöglich auf ein unentschiedenes Treffen bezogen werden; sie gehörten vielmehr der Schlacht vom Jahre 9 an. Aber ***abscessum*** heisst gar nicht: „man trennte sich". Dieser Übersetzung lag eine Verwechselung mit ***discessum*** zu grunde. ***Abscedere*** ist dasselbe wie das griechische ἀποχωρεῖν und wird von dem gebraucht, der das Schlachtfeld räumt. Die Worte heissen also: „Und er (nämlich Germanicus) räumte das Schlachtfeld, ohne dass er einen Sieg erfochten hatte".

Nach der Schlacht d. J. 15 trat Germanicus den Rückzug an, und Tacitus berichtet über diesen Rückzug mit den Worten: *Mox reducto ad Amisiam exercitu legiones classe, ut advexerat, reportat . . Caecina, qui suum militem ducebat, monitus . . pontes longos quam maturrime superare.* Das heisst: „Hierauf führte er (Germanicus) das Heer an die Ems zurück und schaffte die Legionen auf der Flotte, so wie er sie hatte herfahren lassen, wieder heimwärts . . . Cäcina dagegen, der seine eigene Mannschaft führte, hatte die Weisung, so rasch als möglich über die langen Brücken hinweg zu gelangen". Hier hatte man bisher allgemein angenommen, in dem Heere des Germanicus, das sich zur Ems zurückzog, habe sich auch das des Cäcina mitbefunden. Deswegen könnten die langen Brücken nicht östlich dieses Flusses gelegen haben. Aber wenn es heisst, dass Germanicus nach der Ankunft an der Ems die Legionen den Fluss habe hinabfahren lassen, so liegt es doch auf der Hand, dass unter diesen alle Legionen des von ihm geführten Heeres verstanden werden müssen. Das gibt man auf gegnerischer Seite auch zu. Aber man behauptet, die Truppen Cäcinas seien eben von diesen Legionen mit den Worten: Caecina qui suum militem ducebat nachträglich ausgenommen worden. Diese Auffassung ist jedoch nicht zulässig; denn durch den Zusatz: *classe, ut advexerat* wird der Begriff *legiones* auf die 4 Legionen des Germanicus, die allein mit der Flotte gekommen waren, von vornherein beschränkt. Die 4 Legionen Cäcinas konnten also von den im Text genannten legiones nicht ausgenommen werden, weil sie zu ihnen nie gehört hatten. Vielmehr konnten sie nur von dem Gesamtheere (exercitus) ausgenommen werden. Das ist so klar als irgend etwas in der Welt. Die *pontes longi* waren demnach rechts der Ems zu suchen, wo sie auch wirklich zwischen Meerholz und Brägel von mir gefunden worden sind. Keine andere Örtlichkeit entspricht auch der Schilderung der Kämpfe bei den langen Brücken [1]). — Verführt durch den Ausdruck *aggeratus* nahm man auch regelmässig an, die *pontes longi* hätten aus einem Erddamme bestanden. *Agger* bedeutet aber jedwede Schichtung, mag das Material nun aus Holz oder Plaggen oder Erde bestehen. Nachweislich wurden aber die Moorbrücken aus Faschinen, Brettern und Plaggen aufgeschichtet. — In der Schilderung der Schlacht am Angrivarierwalle heisst es von den Deutschen im Walde: *genere pugnae et armorum superabantur,* und man hat daraus geschlossen, die Deutschen hätten sich in der Schlacht eine Niederlage zugezogen. Aber abgesehen davon, dass hier nur von dem Nachteil die Rede ist, in dem sie sich rücksichtlich der Kampfart und der Waffen befanden, bezeichnet das Imperfektum *superabantur* nur ein zeitweiliges Verhältnis und gestattet keinen Schluss auf das spätere Ergebnis.

[1]) Dass die pontes longi nicht links der Ems zu finden sind, bestätigt neuerdings auch WILMS in Nr. 31 der Sonntags-Ausgabe der Hamburger Nachrichten, nachdem ihm „neun Jahre oft angestrengten Suchens" mit der Nachforschung nach ihnen dahingegangen waren, um zu der Gewissheit zu gelangen, „dass von der Lippe bis an das Nordende der Grafschaft Bentheim sich weder eine Spur einer langen Moorbrücke gezeigt hat, noch die Notwendigkeit, sie aufs Moor zu legen". Wenn er jedoch dann schliesslich sich auf das Bourtanger Moor zurückzieht, so muss er selbst zugeben, dass hier „die montes des Tacitus fehlen". Auch diese Gegend kann demnach nicht in Frage kommen.

Endlich heisst: *equites ambigue certavere* nach dem Sprachgebrauch des Tacitus nicht: „Die Reiter fochten mit unentschiedenem", sondern „mit unglücklichem Ausgange".

Ich könnte noch mehr Beispiele anführen, in denen eine richtige Schrifterklärung eine Entscheidung ohne weiteres herbeizuführen imstande ist. Ich verzichte darauf, um die Zuhörer nicht zu ermüden.

Aber während man die notwendigen Voraussetzungen der Erkenntnis bei Seite liess, sah man sich nach anderen Grundlagen seiner Wissenschaft um. Da kamen die Militärschriftsteller und behaupteten, man müsse auf Grund strategischer Erwägungen die Berichte unserer Quellen verbessern. Weiter drängte sich jene Klasse von Archäologen in den Vordergrund, die unter Nichtberücksichtigung unserer schriftstellerischen Quellen allein auf die Ergebnisse der Spatenarbeit ihre Meinung gründen. Von den Archivaren und Germanisten will ich hier nicht weiter reden.

Zu einem befriedigenden Ergebnis wird man niemals kommen, solange irgend ein Fach einseitig die Lösung in die Hand nimmt. Hier kann nur eine Verbindung der verschiedensten Wissenschaften zum Ziele führen, und wenn es mir, wie ich glaube, möglich wurde, bei meinen Untersuchungen einige Fragen zur Entscheidung zu bringen, so verdanke ich das nicht nur einer eingehenderen Untersuchung der Sprache unserer historischen Quellen, sowie einer genaueren Kenntnis der Örtlichkeiten, sondern auch dem Umstande, dass ich auf denjenigen Gebieten, auf denen ich mich nicht sicher fühlte, stets angesehene Fachmänner zu Rate zog. Insbesondere muss ich es dankbar anerkennen, dass mich Constantin KOENEN mit der grössten Bereitwilligkeit und Uneigennützigkeit stets hierbei unterstützt hat.

Aber nicht bloss Irrtümer grundsätzlicher oder einleitender Art sind daran schuld gewesen, dass wir lange Zeit nicht weiterkamen, sondern die Fehler machten sich auch auf dem weiteren Wege unserer Forschung geltend. So liess man sich vielfach durch unsere Geographiebücher und Atlanten täuschen, die den Namen des Teutoburger Waldes für den ganzen das westfälische Tiefland nördlich begrenzenden Gebirgszug eingetragen hatten. Erst der Bischof Ferdinand von Paderborn bezeichnete jedoch zu Anfang des 18. Jahrhunderts den Lippischen Wald mit diesem Namen und dehnte ihn auch auf den Osning aus. Jedenfalls sind wir in der Ansetzung des Schlachtfeldes der Varusschlacht an diese geographische Bezeichnung nicht gebunden.

Verkehrt war es ferner, aus dem Namen „in dem Toyte" oder „to dem Toyte", mit dem seit dem 14. Jahrhundert ein Gehöft am Fusse der Grotenburg bezeichnet wurde, schliessen zu wollen, dass der ganze Berg der Teut und dementsprechend eine Burg dort oben die Teutoburg geheissen habe. Dass bei einer solchen Annahme die Bezeichnug „in dem Toyte" keinen Sinn hat, ist klar. Aber auch mit „to dem" sind mitunter nur die Hofstellen selbst bezeichnet. So gibt es bei Leese unweit Rehburg zwei Gehöfte des Namens „to den Hütten". Ähnliches kommt anderswo vor. Nach der ältesten Urkunde muss Toyto als die ursprüngliche Form des Namens angesehen werden. Dann sieht man aber nicht ein, wie die Römer hieraus Teuto machen konnten. Unterschieden sie doch bei den griechischen Wörtern ganz genau *ευ* und *ου*.

Eine Verwechselung kommt nirgendwo vor. Mit dem Teut bei Detmold ist es also nichts.

Man hat sich auch alle mögliche Mühe gegeben, auf der Grotenburg, wo das Hermannsdenkmal steht, eine alte Volksburg, nach der das ganze Gebirge benannt sein sollte, nachzuweisen. Aber die wochenlangen Grabungen, die SCHUCHHARDT zu diesem Zwecke unternahm, haben leider nur einige Steinwerkzeuge an das Tageslicht gefördert, und schliesslich bestritten Gelehrte überhaupt das Vorhandensein einer alten Burg daselbst und erklärten den angeblichen Steinwall für eine natürliche Lagerung. Dass auch die sonstigen Nachforschungen in der Gegend des vermeintlichen Schlachtfeldes mit dem Spaten nur ein negatives Ergebnis zeitigten, braucht nur nebenbei erwähnt zu werden.

Irrig war ferner die Behauptung, dass das Teutoburger Schlachtfeld im Lande der Cherusker gelegen habe. Das wollte man aus einer Bemerkung Strabons über die Cherusker und ihre Verbündeten, in deren Lande die Schlacht stattgefunden habe, schliessen, während es doch auf der Hand liegt, dass bei dieser Wortstellung der Relativsatz unmöglich allein auf die Cherusker bezogen werden kann.

Ein dritter, aber allgemein verbreiteter Irrtum ist die Annahme, es bestände ein naher örtlicher Zusammenhang zwischen dem Schlachtfelde und dem Kastell Aliso, ein Irrtum, der ja auch ursprünglich der Verlegung des Teutoburger Kampfplatzes in den Lippischen Wald zugrunde lag, seit man jene römische Festung an der Stelle des Dorfes Elsen wähnte. Nun wurde bekanntlich Aliso nach der Schlacht d. J. 9 unserer Zeitrechnung von den Deutschen eingeschlossen, und man hat eine Anekdote des römischen Militärschriftstellers Frontinus auf diese Befestigung bezogen. Er erzählt: „Als die, welche aus der Varusniederlage sich gerettet hatten, belagert wurden (reliqui ex Variana clade cum obsiderentur), da führten sie die gefangenen Deutschen in den Speichern umher, schnitten ihnen die Hände ab und entliessen sie darauf, um den Feinden zu erzählen, dass es an Vorräten den Belagerten nicht mangele". Nun steht freilich nicht ohne weiteres fest, dass diese Festung Aliso gewesen sei. Denn der Name wird an dieser Stelle nicht genannt. Da indessen das bei Frontinus erzählte Ereignis immerhin einen ausgedehnten Lagerplatz voraussetzt, auch der Ausdruck „cum obsiderentur" auf ein längeres Verweilen der Deutschen vor der Festung schliessen lässt, was für Aliso zutreffen würde, so bin auch ich geneigt, die angedeutete Erzählung auf dieses Kastell zu beziehen. Es kommt nur darauf an, ob die dort genannten *reliqui* wirklich Flüchtlinge aus der Schlacht im Teutoburger Walde waren. Das aber muss bezweifelt werden. Nach Dio Cassius, bezw. seinem Kompilator Zonaras befanden sich in Aliso, wie es scheint, nur wenige Kerntruppen, wohl aber viele Bogenschützen, dazu viele Unbewaffnete, inbesondere auch Weiber und Kinder. Dass alle diese nicht vom Schlachtfelde entflohen sein können, darf wohl angenommen werden. Von den letzteren insbesondere versteht sich das von selbst. Weiber und Kinder befanden sich freilich auch im Heere des Varus. Diese gerieten aber natürlich in Gefangenschaft, und Armin liess jene vor der Schlacht von Idistaviso für die römischen Überläufer ausbieten. Auch die vielen Bogenschützen und Unbewaffneten machen stutzig. Sollte es nicht möglich gewesen sein, die römischen Soldaten des Varusheeres,

die etwa auf der Flucht die Waffen weggeworfen hatten, mit neuen Verteidigungsmitteln in der Festung zu versehen?

Nun zwingt aber auch der Ausdruck „ex Variana clade" keineswegs dazu, an die Teutoburger Schlacht hierbei zu denken. *Clades* kann die Schlacht bedeuten. Es kann aber auch ebenso ganz allgemein die Katastrophe bezeichnen, die unter Varus über die Römer in Deutschland hereingebrochen war und auch den Verlust der Festungen daselbst zur Folge hatte. „Reliqui ex Variana clade cum obsiderentur" heisst demnach: „Als diejenigen, die sich aus der Varuskatastrophe gerettet hatten, belagert wurden". Gemeint sind dann ausser Soldaten namentlich die bürgerlichen Ansiedler, die sich mit Weib und Kind in der Nähe der Festungen niedergelassen hatten und auf die Nachricht von der Varusschlacht, soweit sie es vermochten, sich in das ihnen günstig gelegene Kastell Aliso retteten. Fassen wir die Frontinusstelle in diesem Sinne, so hört der örtliche Zusammenhang zwischen Teutoburg und jener Festung auf.

Auch aus einem anderen Bericht hat man eine Zusammengehörigkeit der beiden Gegenstände herleiten wollen. Als nämlich Germanicus i. J. 16 n. Chr. an der Lippe unweit des Kastells Aliso sich befand, nahm er wahr, dass die Deutschen einen Gedächtnishügel der in der Varusschlacht gefallenen Römer, einen sogenannten Tumulus, zerstört hatten. Man hat dabei an den das Jahr vorher im Teutoburger Walde aufgeschütteten Leichenhügel gedacht. Dieser hat aber damit nichts zu tun. Der eben genannte Tumulus war vielmehr an der Lippe gelegen und zu einer Zeit errichtet worden, als die Römer noch nicht imstande waren, auf das Schlachtfeld selbst wieder zu gelangen. Er war ein sogenanntes Kenotaphion. Wir erhalten also auch in Hinsicht auf Aliso für die Ansetzung der Teutoburger Walstatt freie Hand.

Für die Lage des Schlachtfeldes ist zunächst die Frage von entscheidender Bedeutung, wo Varus i. J. 9 sein Sommerlager aufgeschlagen hat. Es heisst bei Dio, die deutschen Fürsten lockten ihn ἐς τε τὴν Χερουσκίδα καὶ πρὸς τὸν Οὶσουργον. Man hat die Worte übersetzt: „in das Cheruskerland nach der Weser zu" oder „in der Richtung der Weser". Wenn das richtig wäre, so hätte der Schriftsteller mit den letzten Worten nichts gesagt. Denn in Rom wusste jedermann, dass die Cherusker an der Weser wohnten, dass also der römische Statthalter, wenn er in ihr Land reisen wollte, in der Richtung dieses Flusses seinen Weg zu nehmen hatte. Die Worte können daher der regelmässigen Bedeutung der Präposition πρός entsprechend nur heissen: „nach der Weser". An ihren Ufern muss also das Sommerlager aufgeschlagen worden sein.

Dass zugleich der mittlere Stromlauf gemeint ist, ergibt sich aus der Lage des Landes der Cherusker, die auf beiden Seiten daselbst ihren Wohnsitz hatten. Mit Recht nimmt man denn auch allgemein an, dass das Sommerlager in der Gegend von Oeynhausen oder Rehme sich befunden habe, wo dem Varus gemeldet wurde, dass ein Aufstand ausgebrochen sei, und ich selbst habe dort und auf dem sog. Hahnenkampe Grabungen vorgenommen, um die Spuren des Lagers wiederaufzufinden, habe aber ebensowenig wie später SCHUCHHARDT solche dort entdecken können. Es ist auch schwer, einen bestimmten Platz dafür zu bezeichnen, da der Spielraum für die Nachforschung ein ziemlich grosser ist. Auch Minden liegt durchaus nicht ausserhalb der Möglich-

keiten. Für die Frage nach dem Zuge des Varus vom Sommerlager nach dem Teutoburger Walde ist es übrigens gleichgültig, an welchem Punkte neben der mittleren Weser das Lager errichtet wurde, weil Varus unter allen Umständen bei Oeynhausen den Fluss verlassen musste, um dorthin zu gelangen.

Aber auch die Ansicht muss zurückgewiesen werden, nach der behauptet wird, das Schlachtfeld müsse in der Nähe des Sommerlagers sich befunden haben, weil noch am Abend vor der Schlacht die deutschen Fürsten mit dem römischen Statthalter zusammen gespeist hätten. Wir wollen auf die RANKE'sche Hypothese, nach der die Deutschen das Sommerlager in einem Augenblicke angegriffen hätten, als Varus zu Gericht sass, nicht näher eingehen. Die Mitteilung des Florus, aus der diese Ansicht geschöpft ist, bezeichnet nur das allgemeine Verhalten des Feldherrn, der, anstatt auf seiner Hut zu sein, die Zeit mit Rechtsprechen hinbrachte. Auch lag nach Tacitus das Schlachtfeld nicht an der Weser, und die RANKEsche Ansicht, die sich eine Zeit lang eines gewissen Beifalls erfreute, darf gegenwärtig wohl als abgetan angesehen werden.

Der Auffassung, dass die deutschen Fürsten am Abend vor der Schlacht in der Gesellschaft des Varus sich befunden hätten, liegt eine falsche Übersetzung des Wortes convivium zugrunde. Denn dieses bezeichnet nicht eine gewöhnliche Abendmahlzeit, sondern ein ausserordentliches Gelage, zu dem besonders geladen wurde. Ein solches wurde aber doch nicht jeden Abend abgehalten, und wenn bei Tacitus von einem letzten convivium die Rede ist, so ist über das Datum dieses Gelages damit nichts gesagt. Ja, es muss seit dem Entschluss des römischen Statthalters, von seinem Sommerlager aufzubrechen, bis zum Beginn des Kampfes sogar noch eine geraume Zeit verstrichen sein, und auch das Versprechen der Fürsten, nach dem Aufgebot ihrer Leute zu einem Stelldichein unterwegs sich einzufinden, hat zur Voraussetzung, dass dieser Ort eine grössere Strecke von dem Sommerlager entfernt gewesen ist.

Nun kann der Zug des Varus von der Weser aus nur nach dem Rhein hin, also in südöstlicher Richtung, beabsichtigt gewesen sein, denn Varus brach mit seinem gesamten Tross auf. Ja, was noch wichtiger ist, es befanden sich auch Weiber und Kinder mit im Zuge. Dass diese Weiber nicht Gattinnen der Soldaten waren, die etwa aus zärtlicher Liebe ihnen überall hin folgten, hat schon MOMMSEN nachgewiesen. Er bezweifelt daher die Richtigkeit jener Mitteilung. Sie wird gleichwohl nicht zu verwerfen sein. Wir haben aber unter den Weibern und Kindern die Familien der Civilisten zu verstehen, die, wie auch die Ausgrabungen bei Haltern wieder bestätigt haben, überall neben den römischen Standlagern sich aufzuhalten pflegten. Wenn diese also den Feldherrn begleiteten, so geht daraus hervor, dass er für das Jahr 9 überhaupt das Sommerlager abgebrochen hat, um nach Züchtigung der Aufrührer an den Rhein zurückzukehren.

Würde freilich nur der Rückmarsch nach dem Rhein beabsichtigt gewesen sein, so hätte Varus die regelmässige Etappenstrasse, die über Bielefeld nach Hamm geführt haben wird, wählen müssen. Nun aber handelte es sich zunächst um die Unterdrückung des Aufstandes. Dieser aber war gerade in der Absicht unternommen worden, den Statthalter von seinem regelmässigen Wege abzulenken und in ein gebirgiges Ge-

lände zu locken, wo sein Heer vernichtet werden sollte. Der Weg, den Varus einschlug, muss also seitwärts der Hauptstrasse gelegen haben.

Dass es ein gebirgiges Gelände war, in das man einzog, wird uns ausdrücklich bestätigt. Der Zug bewegte sich aber auch nicht neben einem Gebirge hin, wie MOMMSEN und nach ihm andere angenommen haben. Das Heer wurde vielmehr zwischen Bergen, aus denen man sich nicht mehr wohl retten konnte, angegriffen. Auch das erste Lager wurde innerhalb des Gebirges aufgeschlagen. — Es kann sich aber auch nicht um einen Gebirgszug gehandelt haben, der etwa seitwärts getroffen wurde, wie alle diejenigen anzunehmen gezwungen sind, die das Schlachtfeld in den östlichen Teil des Osning verlegen, sondern der Marsch muss tagelang zwischen Bergwänden weitergeführt haben. Diese Bedingung wird aber nur in den westlichen Abschnitten des Berglandes zwischen der Weser und dem Rhein erfüllt.

Diejenigen, die die Walstatt in den Lippischen Wald verlegen, berufen sich regelmässig auf den Bericht des Tacitus, nach dem Germanicus i. J. 15, ehe es zum Kampfe mit Armin kam, das Land der Brukterer zwischen Ems und Lippe bis zu ihrer äussersten Grenze verwüstete und hierbei in die Nähe des Teutoburger Waldes gelangte. Diese Grenze, meinen sie, sei eben der Lippische Wald gewesen, und darum müsse der Feldheer unweit Detmold auf das Schlachtfeld gelangt sein. Das ist jedoch eine irrige Voraussetzung. Die Grenze des Bruktererlandes fiel im Gegenteil mit dem breiten Sumpfgürtel zwischen Osning und der Ems zusammen, und die *ultimi Bructerorum* wohnten, vom römischen Standpunkte aus angesehen, im äussersten Nordosten ihres Landes, etwa in der Gegend von Sassenberg und Harsewinkel. Das Hauptquartier des Germanicus mochte etwa bis Warendorf vorgerückt sein, als man sich zum Besuch der Walstatt entschloss. Konnte man doch daselbst die Berge des Teutoburger Waldes deutlich schon erkennen.

Nun traf Germanicus, als er das Schlachtfeld betrat, zunächst auf das erste Varuslager, das auf der Walstatt errichtet war, und dann auch auf das zweite. Es heisst bei Tacitus: *Prima Vari castra . . . ostentabant, dein . . . intellegebantur.* Diese Zusammensetzung von *prima* und *dein* kann aber nur die Aufeinanderfolge der Ereignisse während des Besuches des Kampfplatzes bezeichnen. Die Deutung der Stelle, dass mit *prima Vari castra* von vornherein das von Varus zuerst hergerichtete Lager habe bezeichnet werden sollen, verstösst gegen den Gebrauch des Schriftstellers. Auch Hist. V, 8 findet sich in demselben Sinne die Zusammenstellung *primis munimentis urbis, dein regia, templum intimis clausum,* obwohl gerade die *prima munimenta* die jüngsten waren. Die Befestigungen werden jedoch in der Reihenfolge, in der die Ankommenden sie betrachteten, nach einander aufgeführt. Erst die Beschreibung der *prima Vari castra* lässt erkennen, dass dieses Lager zugleich das vom Feldherrn zuerst hergestellte war.

Die angeführte Stelle beweist nun aber, dass die Wanderung des Germanicus über das Schlachtfeld in derselben Ordnung wie der Zug des Varus sich vollzogen haben muss. Wir dürfen also dem Marsch der Römer i. J. 9 nicht eine Richtung geben, die der des Germanicus i. J. 15 entgegengesetzt ist. Damit sind namentlich alle diejenigen Ortlichkeiten ausgeschlossen, die auf der Linie von Borgholzhausen über

Bielefeld nach Örlinghausen angenommen werden könnten. An allen diesen Stellen würde Germanicus in umgekehrter Richtung wie Varus die Walstatt durchwandert haben. Da aber dieser von Nordosten und jener von Westen herkam, so kann diese Schwierigkeit nur gehoben werden, wenn wir annehmen, dass Germanicus die Marschlinie des Varus seitwärts getroffen habe, und das war möglich, wenn er von Warendorf aus nach Norden zog, während Varus von Oeynhausen in westlicher Richtung sich fortbewegt hatte.

Ferner hat nach der Versicherung des Tacitus das Schlachtfeld nicht weit von der Stelle gelegen, an der Germanicus i. J. 15 die Ems verliess. Damit ist aber die Gegend von Barenau oder gar von Damme ausgeschlossen. Diese Gegenden hätte der Feldherr bei Beginn des Feldzuges mit weniger Mühe von Meppen aus erreichen können.

Weiter erfahren wir aus Tacitus, dass zwischen dem Orte, an dem Germanicus i. J. 15 die Ems verliess, und dem Schlachtfelde sich ein Moor befunden hat. Cäcina wurde daher vorausgeschickt, um für den Übergang des Heeres Moorbrücken zu legen, und bei der Voraussetzung, dass der Zug von Warendorf nach Iburg stattfand, war es von Interesse, nicht nur festgestellt zu sehen, dass es wirklich auf jener Linie ein Moor gibt, das die gerade Verbindung in der west-östlichen Ausdehnung von einer Meile unterbricht, sondern es musste versucht werden, ob nicht noch Spuren jener Brücken aufzufinden seien. Dieser Versuch wurde i. J. 1894 von mir unternommen, und siehe da, ohne dass die Bewohner der Gegend etwas davon ahnten, wurden genau an dem Punkte, an dem ich sie gesucht hatte, die Bohlen mit den Merkmalen römischer Herstellung in der Tiefe angetroffen [1]).

Noch etwas anderes ist zu berücksichtigen. Nachdem nämlich Germanicus das Schlachtfeld besucht hatte, verfolgte er Armin durch unwegsames Land und lieferte ihm dann zwischen Bergen und Moor eine Schlacht. Bekanntlich hat MOMMSEN die Barenauer Münzfunde auf die Schlacht vom J. 9 bezogen. Das dortige Gelände passt indessen nicht auf jene Begebenheit, wohl aber vortrefflich zu der Beschreibung, die Tacitus von der Schlacht des Jahres 15 gibt. Ferner darf als ausgemacht gelten, dass die berühmten pontes longi des Domitius, über die Cäcina i. J. 15 seinen Rückzug antrat, in den ebenfalls nachträglich entdeckten Moorbrücken zwischen Mehrholz und Brägel wiederzuerkennen

[1]) In Nr. 25 a. a. O. versucht WILMS das Verhältnis wieder umzukehren, indem er behauptet, ich hätte den Germanicus erst von Warendorf nach Iburg ziehen lassen, nachdem ich zwischen diesem Orte „einen Bohlenweg im Moore aufgefunden" hätte, trotzdem dass ich in meiner Schrift: „Die römischen Moorbrücken in Deutschland", Berlin 1895 S. 129 ff. über das zeitliche Verhältnis dieser Begebenheiten keinen Zweifel gelassen hatte. Wenn er dann weiter behauptet, dieser Bohlenweg im Sassenberger Moore existiere nicht, denn er habe ihn mit zwei anderen Herren gesucht und nicht gefunden, so muss man allerdings über diese Schlussfolgerung erstaunt sein, mehr noch aber darüber, dass er meint, jemand, der eine ganze Reihe von Moorbrücken teils selbst ausgegraben, teils ihrer Aufdeckung durch andere beigewohnt hat, könne in diesem Falle „ein Opfer einer Selbsttäuschung gewesen" sein, und dies alles, obwohl bekanntermassen in der angeführten Schrift auf vier Seiten die gefundene Moorbrücke mit allen Einzelheiten beschrieben worden war der Art, dass selbst die Form der kunstvoll hergerichteten Löcher in den Brettern zur Abbildung gelangte. Warum fragte W. nicht den Gastwirt Kattenbaum aus Rippelbaum, der für mich am 9. und 10. Oktober 1894 die Ausgrabungen vorgenommen und mir noch vor kurzem

sind. Denn die Ansicht, dass dieser Legat noch bis zur Ems mit Germanicus zusammen seinen Rückzug bewerkstelligt habe und demgemäss die langen Brücken westlich des Flusses zu suchen seien, verdient nach dem, was früher über diesen Gegenstand ausgeführt wurde, keine weitere Widerlegung.

Ist dies aber richtig, hat Germanicus i. J. 15 wirklich bei Warendorf die Ems verlassen, hat er ferner nach dem Besuch des Schlachtfeldes sich bei Barenau befunden, hat endlich Cäcina über die pontes longi bei Mehrholz seinen Rückzug angetreten, so haben wir das Schlachtfeld des Teutoburger Waldes auf der Linie zwischen jenen Orten aufzusuchen, und zwar an derjenigen Stelle, an der Germanicus von Warendorf aus in das Gebirgsland eintrat. Dies ist aber das Gelände bei Iburg.

Noch etwas Wichtiges kommt in Betracht. Als Germanicus i. J. 15 nach der verlorenen Schlacht seinen Rückzug antrat, nahm er eine Abteilung seiner Reiterei mit und schickte diese sodann nicht etwa auf geradem Wege, wie sie gekommen war, zum Rhein zurück, sondern liess sie an der Nordseeküste entlang nach Hause sich begeben. Was in aller Welt hätte den römischen Feldherrn zu dieser Massregel veranlassen können, wenn das Schlachtfeld des Teutoburger Waldes, das er kurz vorher besucht hatte, in den Gegenden der Ems- und Lippequelle oder noch weiter östlich oder gar, wie noch neuerdings behauptet wurde, südlich der Lippe sich befunden hätte? Die Anordnung des Feldherrn erklärt sich nur, wenn wir wissen, dass Germanicus auf seinem Rückzuge die Ems an ihrem Unterlauf erreichte. Mit anderen Worten: die Begebenheiten des Jahres 15 und damit auch das Teutoburger Schlachtfeld müssen weiter in die nordwestlichen Gegenden verlegt werden. Ist es doch auch eine militärische Unmöglichkeit anzunehmen, dass der römische Feldherr i. J. 15, wenn er wirklich seinen Feldzug auf die Gegenden der Lippequelle richtete, die Ems zur Basis seiner Operationen gewählt haben sollte und nicht vielmehr die Lippe.

Ich habe den Namen des Teutoburger Waldes als den des Gebirges an der Düte bezeichnet, wie übrigens schon vor mir MÖSER und STÜVE, ohne dass mir das bekannt war, getan hatten. Diese Deutung hat die Zustimmung angesehener Germanisten gefunden. Alles trifft

---

die Wahrheit der von mir behaupteten Tatsachen ausdrücklich bezeugt hat? W. sagt: „Ich habe die Brücke nicht finden können". Ich habe aber in dem bezeichneten Buche ausdrücklich mitgeteilt, dass die Spuren der Bohlen bei dem Zustande der Vermoderung, in dem sie waren, nur schwer zu finden seien. Ausserdem aber habe ich damals schon mitgeteilt, dass an jener Stelle Torf gestochen werde, und es ist nicht ausgeschlossen, dass dies seit dem Jahre 1894 in noch weiterem Umfange geschehen ist, sodass seitdem die Spuren der Brücke verschwunden sein können. So ist z. B. von den beiden nördlichsten Brücken im Moore bei Brägel gegenwärtig nichts mehr zu sehen. Oder will W. daraus folgern, dass auch diese niemals existierten? Auf die Möglichkeit einer Zerstörung habe ich bereits 1895 nach Erscheinen meines Buches den damaligen Oberpräsidenten der Provinz Westfalen, Exzellenz Studt, schriftlich hingewiesen und die Brücke seinem Schutze empfohlen. Warum hat W. nicht damals schon nachgegraben, wenn er Zweifel in die Wahrheit meiner Angaben setzte? Oder warum hat er seit dem Jahre 1900, seitdem er gräbt, bis vor kurzem geschwiegen? Das Verfahren W's. verdient bei allen wahrheitsliebenden Männern die schärfste Missbilligung.

demnach zusammen, um das Schlachtfeld in die Gegend von Iburg zu verlegen.

Ich nehme also an, dass Varus i. J. 9 n. Chr. — es wird im Herbst gewesen sein — von Oeynhausen aufbrach, um das ihm bezeichnete aufrührerische Volk, das wir uns im Münsterlande denken dürfen, zu bestrafen. Dort wohnten die Brukterer, und es ist gewiss nicht zufällig, dass Germanicus i. J. 15 diesen Stamm mit seinem besonderen Hass verfolgt.

Der Weg führte den Statthalter über Bünde und Melle nach Iburg. Durch den dortigen Pass hoffte er an den Ort des Aufruhrs zu gelangen. Aber zu seinem Schrecken nahm er wahr, dass der Pass verlegt war. So musste er sich denn entschliessen, noch im gebirgigen Gelände ein Lager aufzuschlagen. Es war das erste Varuslager, das auf der Walstatt errichtet wurde und das Germanicus nach 6 Jahren deutlich noch erkennen konnte. Von ihm haben sich auch gegenwärtig noch die Spuren in der Nähe von Iburg wiederfinden lassen. Es hatte einen Flächenraum von 15 Hektar, was als das normale Mass für drei Legionen anzusehen ist.

Da es unmöglich war, den Durchgang durch den Pass von Iburg zu erzwingen, sah sich Varus genötigt, die bisherige Richtung westlich fortzusetzen, um womöglich bei Rheine an die Ems zu gelangen, wo er in Sicherheit sein musste. Dieser Marsch führte ihn schliesslich bei Stift Leeden in den Habichtswald. Die Örtlichkeit passt in jeder Hinsicht zu der Beschreibung, wie wir sie in unseren Quellen finden. Ich habe auf Grund dieser Übereinstimmung bereits i. J. 1884 die Gegend als den Ort der Varusschlacht bezeichnet, ohne dass ich hier oder bei Iburg mich auf Funde von Altertümern berufen konnte. Es war deswegen von Bedeutung, dass i. J. 1896 das zweite Varuslager, dessen Überreste ebenfalls Germanicus i. J. 15 noch wiedererkannte, im Habichtswalde wirklich aufgefunden werden konnte.

Man hat es bezweifelt, dass die noch gegenwärtig sichtbaren Wälle einem solchen Lager angehörten. SCHUCHHARDT meinte im Verein mit PHILIPPI und KOEPP, sie seien von einem Förster angelegt. JOSTES aus Münster wollte beweisen, sie stammten aus dem Jahre 1668. Dann wieder untersuchte RITTERLING die Anlage und kam zu dem Ergebnis, dass sie mittelalterlich sei. Aber die Altertümer, die nachher aufgefunden wurden, wiesen sie in die Zeit der Römerkriege. Hunderte von Scherben lagen auf dem ganzen Platze zerstreut. Es mögen einige darunter germanischen Ursprungs sein. Auch die Deutschen hielten sich dort auf und feierten ihren Sieg. Die grosse Masse der Gefässreste ist indessen Latène-Ware und stammt daher vom Rhein. Einige sind sicher als römisch anzusprechen. Verschiedene Randstücke von Kochtöpfen gehören, wenn auch unrömisch, doch dem Geschirre an, wie es von den römischen Soldaten augusteischer Zeit am Rhein und an der Lippe benutzt wurde und in den dortigen Lagern und Kastellen sich wiederfindet. Dazu kommen Gegenstände von Eisen und Blei, verschiedene Waffenstücke, eine gut erhaltene Schnellwage und ein Bleigewicht, das mit seinen Buckelverzierungen einem römischen Gewicht des Bonner Provinzialmuseums völlig gleicht. Römisch ist auch die Technik der Verschanzungen, insbesondere befindet sich an zwei Toren die unter dem Namen der 'clavicula' bekannte Walleinziehung.

SCHUCHHARDT hat freilich unlängst verschiedentlich behauptet,

die im Lager des Habichtswaldes gefundenen Scherben stammten aus fränkischer Zeit; die Anlage sei daher eine karolingische Curtis, und er setzte hinzu, in die Reihe dieser Curtes habe er sie bereits i. J. 1899 gestellt, eine Behauptung, die den Tatsachen ins Gesicht schlägt. Denn sowohl auf der Philologenversammlung des genannten Jahres wie in der zum Abdruck gelangten Rede behauptete er das Gegenteil, indem er sich damals der JOSTESschen Erklärung anschloss.

Gegen die Annahme einer Curtis spricht übrigens schon allein der Umstand, dass sich auf dem ganzen Raume nicht die geringste Spur einer Ansiedelung gefunden hat. Auch hat SCHUCHHARDT sein soeben erwähntes Urteil bereits wieder eingeschränkt, indem er neuerdings erklärt, nur einige, vor dem Tore gefundenen Scherben seien karolingisch. Es sind diejenigen, die SCHUMACHER und LINDENSCHMIT in Mainz mir als Latène-Ware augusteischer Zeit bezeichnet hatten.

Es lässt sich also an dem römischen Ursprunge des Lagers im Habichtswalde nicht wohl zweifeln. Ist dies aber der Fall, dann gibt es keine Möglichkeit, die mitten im Walde gelegene Befestigung anders unterzubringen, als dass wir sie als das zweite Varuslager aus der Schlacht im Teutoburger Walde deuten. Zu dieser Annahme stimmt auch die Grösse des Lagerplatzes, der bei mehr als 2 Hektar Flächeninhalt Raum für reichlich 7000 Mann bot, und eine grössere Zahl wird von den 18000 Soldaten, mit denen Varus ausgezogen war, im letzten Augenblicke wohl nicht mehr vorhanden gewesen sein.

Man hat das Schlachtfeld des Teutoburger Waldes an den verschiedensten Stellen gesucht. Keine dieser Stellen hält die Probe aus. Keine entspricht den gegebenen vielfachen Bedingungen. Nur das Gelände zwischen Iburg und dem Habichtswalde vereinigt alle Eigenschaften, die es gestatten, die Walstatt dorthin zu verlegen.

Bei Detmold ist jenes stolze Hermannsdenkmal durch Ernst von Bandel errichtet worden; der Künstler ging dabei von der Voraussetzung aus, dass in derselben Gegend sich die Schlacht des Jahres 9 ereignet habe. Dies ist nun freilich nicht der Fall gewesen. Aber darum steht das schöne Denkmal doch an seiner rechten Stelle. Denn es findet sich in der Heimat des Cheruskerfürsten, und wenn in diesen Wochen patriotische Männer und Frauen in grosser Zahl zu jenem Berge pilgern, um Deutschlands ersten Helden zu feiern, so wollen auch wir, sei es persönlich, sei es geistig, mit dabei sein. Verdient es doch der Mann, der einst unter schwierigen Verhältnissen im Kampfe mit den mächtigsten Feinden unser Vaterland befreite und es ermöglichte, dass wir ein freies Volk geblieben sind, ein Volk, das auch in Zukunft seine Unabhängigkeit behaupten wird, wenn es den Geist zu pflegen weiss, der unsere Ahnen einst beseelte, als sie im Teutoburger Walde die Freiheit sich erkämpften.

Universitätsprofessor Dr. Kossinna:

spricht seine Freude darüber aus, dass die Deutsche Gesellschaft gerade im Jubeljahr der Varusschlacht dem Vortragenden Gelegenheit geben konnte, seine wohl erwogenen Ansichten über die Örtlichkeit des Schlachtfeldes im Teutoburger Walde — mögen sie sich einst als die richtigen erweisen oder mag nach Lage der unzureichenden Überlieferung eine

volle Sicherheit hier überhaupt nicht zu erreichen sein — in Ausführlichkeit mitzuteilen, was um so notwendiger war, da dem Vortragenden von seinen wissenschaftlichen Gegnern bisher stets in unwürdigem Tone und mit gehässigen Entstellungen seiner Ansichten entgegengetreten worden ist.

In einem längeren Schlusswort dankt dann der Vorsitzende von Herzen allen, die zu dem ebenso harmonischen wie glanzvollen Verlauf der ersten Tagung für Vorgeschichte beigetragen haben, vor allem den Behörden, der Landesverwaltung, für die nach allen Richtungen gehende, weitgehende Unterstützung, der Kgl. Technischen Hochschule für die herrlichen Vortragsräume, dem Provinzialmuseum für die opferwillige Arbeit, der Vorbereitung der Tagung, besonders auch für die gediegene und prächtige Festschrift, ferner dem Lokalausschuss für seine unübertrefflichen Leistungen, allen Vortragenden für ihre schönen Anregungen, endlich der ganzen Bevölkerung der hannoverschen Lande, die, soweit wir ihr nahetreten konnten, eine von der angeblichen hannöverschen Steifheit weit entfernte, geradezu übersprudelnde Begeisterung kund gab, für ihre so sympathische Teilnahme an allen Veranstaltungen der Tagung.

I. Ausflug 10. bis 12. August

ins Wesergebirge und in den Teutoburger Wald unter Führung von Universitätsprofessor Dr. Kossinna und Gymnasialdirektor Professor Dr. Knoke, Osnabrück.

Im Anschluss an die Hauptversammlung fanden zwei mehrtägige Ausflüge statt. Der erste, ein dreitägiger, vom 10. bis 12. August, galt dem Teutoburger Walde und den Stätten des germanischen Freiheitskampfes gegen Rom vor 1900 Jahren, der in diesem Jahre in so grossartiger Weise gefeiert worden ist.

Unter der Führung des Vorsitzenden der Gesellschaft, Universitätsprofessor Dr. Kossinna, brachen am 10. August 12 Mitglieder[1]) von Hannover in aller Frühe auf, um zunächst das Schlachtfeld von Idistaviso aufzusuchen.

Von wolkenlosem Himmel blickte die Sonne herab, als die Porta Westfalica mit der Bahn erreicht wurde. Nachdem man sich dort ein wenig für die Wanderung gestärkt und an der herrlichen Aussicht in das Weserland und auf den gegenüberliegenden Wittekindsberg mit dem Kaiser Wilhelm-Denkmal erfreut hatte, ging es durch das altertümliche einst von der Schalksburg beherrschte Städtchen Hausberge in die Gegend, welche nach Oberst Dahm der vielgesuchte Kampfplatz von Idistaviso ist. Der Wald, der früher die Anhöhen und Hügel bedeckte, die sich vor die Bergkette lagern, ist jetzt grösstenteils verschwunden. Doch trotz der empfindlichen Sonnenglut auf den schattenlosen Wegen herrschte heiterste und angeregteste Stimmung.

[1]) Es waren an der Fahrt beteiligt die Herren: Bezzenberger (Königsberg i. Pr.); E. Blume (Posen); Bodenstab (Neuhaldensleben); Dr. O. Fleischmann (Bergen b. Celle); Girke (Berlin); Knoke (Osnabrück); Kossinna (Berlin); Krause (Döbeln); Schmidt (Löbau); W. Schulz (Minden); Wahle (Delitzsch); Walter (Pegau).

Bald gelangte man dicht hinter dem Kirchhofe Holzhausen an den Rand der Schlucht von Helserbruch, wohin einst die Germanen den auf Seiten der Römer kämpfenden Bataverfürsten Chariovalda und seine Mannen gelockt hatten, um sie dann niederzumachen.

Von hier aus konnte man die Idistaviso-Ebene überblicken, die, an einigen Stellen noch heute sumpfig, sich von dem Hügelland zur Weser hinzieht.

An dieser Stelle machte Professor Kossinna, der andauernd die Situation des Schlachtfeldes erklärte, Mitteilung von seiner etymologischen Erklärung des altgermanischen Namens Idistăviso, die einigen der Teilnehmer dieses Ausfluges bereits aus den Vorlesungen von Professor Kossinna über die Geschichte und Kultur der Römer am Rhein bekannt war (s. Exkurs S. 90).

Am Horizonte, am jenseitigen linken Ufer des Flusses, bemerkte man die sich dem Wiehengebirge vorlagernden Höhen des Hahnenkampes, den die Römer als Lagerplatz ausersehen hatten. Auch der Standplatz der Germanen, die im grossen Bogen von Holzhausen bis Holtrup die Abhänge besetzt hatten, war gut zu übersehen.

Nun wurde das Tal von Helserbruch durchwandert und durch Wiesengelände erreichte man die Senkung von Möllbergen, die sich nach der Weser hin zu einer Schlucht verengert. Durch dieses Tal umging der römische Reiterführer Stertinius die Germanen von Südosten her, um Germanicus, der auf der Linie Vennebeck—Helserbruch von Westen her vordrang, die Hand zu reichen.

Heiss brannte die Mittagssonne und so bedurfte es noch besonderer Anstrengung, die mächtigen aus Kies und Geröll bestehenden Höhen nördlich von Veltheim zu ersteigen. Dort oben aber luden schattige Bäume zum Lagern ein und bei schöner Aussicht auf das etwas stromaufwärts gelegene Eisberger Tal, das im Gegensatz zu Oberst Dahm Gymnasialdirektor Professor Dr. Knoke für den Schauplatz der furchtbaren Schlacht hält, war es endlich vergönnt, einen kleinen Imbiss einzunehmen.

An der Weser sind die roten Dächer von Eisbergen sichtbar; zu diesem Dorfe sendet die Gebirgskette mehrere Ausläufer. Hier war es, wo nach Knoke die Germanen ihre Aufstellung genommen hätten. Die Römer, die ihr Lager in der Nähe von Möllbergen gehabt hätten und zwischen Weser und Bockshorn in die Ebene eingerückt wären, füllten den westlichen Teil des Tales. Die durch einen Vorberg verdeckte Einsenkung des Gebirges bei Lohfeld, durch die Stertinius seinen Weg genommen hätte, um den Germanen durch den Pass von Kleinenbremen in den Rücken zu fallen, konnte man erkennen.

Nachdem so die Teilnehmer auch von dieser Gegend des Weserlandes, die von Knoke für das Schlachtfeld in Anspruch genommen wird, ein Bild gewonnen hatten, stiegen sie hinab, vorbei an der gewaltigen Kiesgrube „Bockshorn", zum Dorfe Veltheim, das als Fundstätte spätrömischer Germanengräber mit Beigabe von Bronzeeimern des Hemmoorer Typus (mit Tierfries) zu Beginn des Jahres archäologisch so bekannt geworden war, um nach Osnabrück zu weiteren Unternehmungen zu fahren. Doch in Bad Oeynhausen wurde noch

die Zeit des Aufenthaltes zur Besichtigung des Kurparkes mit dem neuerbauten Kurhause und der Funde aus dem Reitergrabe der Merovingerzeit benutzt. (Walter Schulz.)

Exkurs über den Flurnamen 'Idistaviso'.

Von Gustaf Kossinna.

Gehen wir an die Erklärung dieses altgermanischen Namens heran, so haben wir zunächst die Worte des Tacitus zu betrachten an der einzigen Stelle, wo uns jener Name überliefert wird, in seinen Annalen II, 16, wo er sagt . . . . *campum, cui Idistaviso nomen.* Nach dem Sprachgebrauch dieses Schriftstellers muss der Name Idistaviso hier notwendig ein Nominativ sein, wie ein vorzüglicher Kenner des Tacitus, der alte Nipperdey, schon vor einem halben Jahrhundert festgestellt hat (vergl. auch Gronov zu Livius I, 1). Trotzdem hat gerade die römische Altertumskunde hier mit Vorliebe den Fehler gemacht, von einem 'campus Idistavisus' oder einem Idastavisusfelde zu sprechen. Nicht nur weniger bedeutende Gelehrte wie Pfitzner, Geschichte der Kaiserlegionen S. 113, sondern auch ein Mann wie Heinrich Kiepert auf seinen Karten von Germanien, auch auf der Karte zu Th. Mommsens Röm. Gesch. Bd. V, wo Mommsen selbst im Text (Anm. S. 49) in undurchsichtiger Weise von einem 'idistavisischen Felde' spricht. Seitdem scheint aber die Form Idistavisus auf der römischen Seite der römisch-germanischen Forschung die allein bekannte zu sein. So finden wir sie z. B. bei A. Koepp, die Römer in Deutschland, bei Dahm, Schuchhardt. Trotzdem ist sie zu verwerfen. Innerhalb der germanischen Forschung hat man die überlieferte Namensform lange Zeit leider auch nicht unangetastet gelassen. Bekannt ist ja, dass Jacob Grimm die schon durch Herm. Müller (Marken des Vaterlandes S. 99: Idisaviso) vorbereitete Änderung der Überlieferung in Idisiaviso vornahm, das er als 'nympharum pratum' glossierte (Deutsche Mythologie I, 372) und Andere als Elfen-, Feenwiese, Forbiger als Jungfernhaide erklärte. Jacob Grimms Vermutung ist gewiss sinnreich und verführerisch; auch paläographisch ist seine Lesart nicht allzu kühn, sondern wohl zulässig. So hat sie auch Müllenhoff bestochen, der sehr scharf für sie eintrat (Zeitschr. f. deutsch. Altertum 9, 248) und so habe auch ich in jungen Jahren eine Lanze dafür gebrochen (Anzeiger für deutsches Altertum 1887, 206 f.).

Trotzdem ist diese Änderung der Lesart zu verwerfen, denn sie bleibt unbefriedigend, weil sie grammatische Schwierigkeiten bringt. -viso statt -visa, wie man dann erwarten sollte, kann als zulässig bezeichnet werden, nicht aber im Genetiv Pluralis idisia statt idisio. Darum wird man vorsichtigerweise die überlieferte Lesart lieber nicht antasten, sondern zu erklären suchen. Leicht ist diese Aufgabe nicht und unsere besten Etymologen sind darum einer Erklärung ausgewichen. Da wir aber eine solche doch nicht unversucht lassen sollten, wage ich es, jetzt zu veröffentlichen, was ich bereits vor fünfzehn Jahren darüber erdacht habe.

Will man dem Namen mit Erfolg zu Leibe gehen, so hat man, glaube ich, zunächst die alte Auffassung, als läge hier eine Zusammensetzung mit -viso vor, fallen zu lassen. Abzuteilen ist vielmehr Idi-

und staviso. Idi, altsächsisch id, althochdeutsch iti und ite, angelsächsisch ed ist vollkommen klar als lateinisch re- ‚wieder', 'zurück'; wahrscheinlich gehört auch griechisch ἔτι hierher. Dieses Wort liegt vor in ahd. itmâlon 'strafen' und mhd. iteniuwe 'ganz neu'. Der zweite Stamm hängt zusammen mit der Wurzel stā oder stă (ablautend) ‚stehen' und enthält den erweiterten Stamm stauwjan = 'stehen machen', 'stauen'. Staviso oder Idistaviso wäre demnach ein Gegenstand oder eine Örtlichkeit, die eine Rückstauung hervorbringt; vielleicht also ein Damm, wobei daran erinnert sei, dass die Idistaviso-Niederung heute noch sumpfig ist (S. 89). Nicht ganz klar war mir dabei das Suffix so oder iso. Ich teilte seiner Zeit Friedrich Kluge meine Etymologie mit, erfuhr von ihm, dass er ähnliche Gedankengänge gehabt habe, für das Suffix so aber auch keine Erklärung wisse, es sei denn, dass ein pluralisches Suffix iso hier vorliege, zu vergleichen mit indisch êshu, wobei aber die Endvokale nicht übereinstimmten. Den Anstoss Kluges und auch Möllers, dass man am Beginn des Wortes statt idi- vielmehr edi oder eda erwarten müsste, glaube ich mit einem Hinweis auf das Schwanken zwischen Segi- und Sigi-, Fenni und Finni in der antiken Überlieferung derselben Zeit abwehren zu können.

Dagegen hat mein Kopenhagener Freund Hermann Möller, an den ich mich dann wandte, mir einige Bildungen mit Suffix -isō, -izō nachgewiesen; so altsächsisch lunisa agl. lynis, mhd. lüner = Lünse; mittelniederdeutsch premese, mhd. ahd. premse, bremse 'Hemmschuh'; ferner Ableitungen wie Zunder, Schlenker (von zünden, schlenken), wo r aus z entstanden ist; endlich fügte Edward Schröder zu diesen Worten, die sämtlich Werkzeuge oder Mittel zu etwas bezeichnen, in mündlicher Besprechung noch germanische Flussnamen auf -s, wie Ips, Selters, Solms (?), vielleicht Hekese (bei Osnabrück) hinzu.

Ist meine Auslegung richtig, so war auf den Wiesen des Weserufers, bei Rehme also, eine Abdämmung des Flusslaufes gemacht worden, die sich wohl erklären lässt, da die Weser in früheren Zeiten ihren Lauf hier öfters geändert hat und daher vielleicht Altwässer auf diesen schönen Weidegründen abgeschnitten werden sollten.

Meine Erklärung ist längst nicht so phantasievoll, wie die Grimmsche, vielleicht aber kommt sie in ihrer Realistik der Wahrheit, ein kleines Stückchen wenigstens, näher.

Um 3.35 Uhr kamen die Herren in Osnabrück an. Auf dem Bahnhofe wurden sie vom Archivrat Dr. Krusch und Gymnasialdirektor Dr. Knoke empfangen und nach dem „Grossen Klub" begleitet, in dessen prächtigen Räumen ein festliches Mittagessen eingenommen wurde, an dem noch einige weitere Osnabrücker Herren sich beteiligten und das durch warmherzig gesprochene Tischreden gewürzt wurde. — Dann schritt man zunächst zur Besichtigung des Museums, dessen reichhaltige vorgeschichtliche Sammlung das lebhafte Interesse der Besucher erregte. Dasselbe gilt von den vielfachen Funden der Schlachtfelder und Lager aus der Zeit der Römerkämpfe, insbesondere des Lagers im Habichtswalde. Aber auch bei Iburg, Barenau und Brägel-Mehrholz hatte der Boden manches wertvolle Stück geliefert. Auch zur Besichtigung des Rathauses, der Marienkirche und des Domes

sowie einiger merkwürdiger Gebäude der Krahnstrasse und Burstrasse war noch Zeit genug geblieben.

Am 11. August wurde in der Frühe die Fahrt nach Barenau angetreten, der sich ebenfalls verschiedene Herren aus Osnabrück angeschlossen hatten. Unter Führung des Herrn Fuhse-Niewedde wurden die Stellen besichtigt, an denen die augusteischen Goldmünzen in den Jahren 1904 und 1908 sich gefunden hatten. Besonders aber war es darum zu tun, das Gelände bei dem Gute Barenau, wo durch die Begegnung von Berg und Moor ein leicht zu verteidigender Pass gebildet wird, einer Besichtigung zu unterziehen. Es braucht nicht weiter gesagt zu werden, dass sämtliche Herren davon auf das äusserste überrascht waren, wie sehr die örtlichen Verhältnisse mit der Darstellung des Tacitus von der siegreichen Schlacht des Arminius gegen Germanicus des Jahres 15 nach Chr. übereinstimmen [1]). Auch die grosse Zahl der megalithischen Gräber in der Nähe von Venne, die zugleich einen Beweis für die frühe Besiedelung der Gegend liefern, erregte das Erstaunen der Besucher.

Nachdem sodann des Mittags in dem Gasthause von Meyer neben dem Bahnhofe von Ostercappeln ein Frühstück eingenommen worden war, fuhren sämtliche Teilnehmer des Ausflugs mit der Eisenbahn nach Diepholz und von hier auf einem Leiterwagen nach Mehrholz, wo zunächst der Graben des von Knoke wieder aufgefundenen Cäcinalagers an zwei Stellen aufgedeckt wurde. Sodann ging es in das Moor hinein, um einige der dortigen Moorbrücken zu untersuchen. Leider konnte jedoch bei der Kürze der Zeit und Nässe des Bodens die Grabung nicht bis zu der Tiefe der Brücke Nr. 3 der Prejawaschen Karte fortgesetzt werden, wohl aber wurde ein Stück der Brücke Nr. 4 blossgelegt. Von besonderer Wichtigkeit war es jedoch, dass auch hier die Taciteische Schlachtschilderung — es handelt sich um die der Kämpfe des Cäcina bei den pontes longi vom Jahre 15 nach Chr. — in dem Gelände deutlich verstanden werden konnte. Nach einem gemeinsamen Mahle im „Grafen" zu Diepholz wurde die Rückfahrt nach Osnabrück angetreten.

Am 12. August früh fand der Ausflug nach Iburg statt. Hatte schon am Tage vorher die Schönheit der Osnabrücker Gegend die Besucher überrascht, so wurde an diesem Tage angesichts des grossartigen Gebirgslandes mit seinem ungeheuren Waldreichtum die Überraschung noch gesteigert. Dazu kam das historische Interesse, das die Örtlichkeit erregte. Eingehend konnte das Schlachtfeld des Teutoburger Waldes bei Iburg, die Gestalt der dortigen Berge und Schluchten, sowie die Stätte des ersten Varuslagers besichtigt werden. Dann wurde nach einem Mahle im Felsenkeller um Mittag die Fahrt über Jagen und Natrup auf derselben Linie, auf der einst das unglückliche römische Heer im Jahre 9 n. Chr. gezogen war, fortgesetzt.

Auch auf diesem Abschnitte des Weges liess sich die Übereinstimmung mit dem Bericht des Do Cassius leicht feststellen. Nach etwa zwei Stunden fand die Einfahrt in den Habichtswald statt, wo

---

[1]) Mommsen und andere verlegen hierher bekanntlich den Schlussakt der Varusschlacht vom Jahre 9 nach Chr. G. K.

namentlich das zweite Varuslager genauer in Augenschein genommen wurde. Der militärische Charakter dieser alten Befestigung zwischen den tiefen Schluchten, der Wall, der sich auf allen Seiten noch erhalten hat, die Tore mit ihrer Clavikula errregten im besonderen Grade die Aufmerksamkeit der Besucher. Bezeichnend sind aber auch die vielfachen sumpfigen Stellen im Walde und besonders das ausgedehnte Moor, das sich auf der Nordseite um den Habichtswald herumzieht. Alles stimmt auch hier in jeder Hinsicht zu der örtlichen Beschreibung, wie sie sich bei Do Cassius, Florus usw. findet.

Nach einer Rückfahrt durch die ununterbrochen durch landschaftliche Schönheit ausgezeichnete Gegend fand gegen Abend die Rückkunft in Osnabrück statt. Die ganze Zeit hindurch wurde die Unternehmung durch das günstigste Wetter unterstützt. (F. Knoke.)

Mit innigem Dankgefühl für die treffliche Leitung dieser Fahrten durch Professor Knoke, bei denen alles klappte und geschichtliches Denken wie edelster Naturgenuss in gleicher Weise zu ihrem Rechte kamen, löste sich die Reisegesellschaft auf, zum Teil um noch weitere Abstecher nach den übrigen herrlichen Gegenden des Teutoburger Waldes zu machen. G. K.

II. Ausflug: 13. bis 16. August

zum Besuch neugeordneter Sammlungen des deutschen Paläolithikums, unter Führung von Dr. R. R. Schmidt, Tübingen.

Zur Exkursion: Bonn bis Stuttgart.

Von H. Hahne, Hannover.

In Bonn trafen nur einige Exkursionsteilnehmer am 13. VIII. zusammen. Ein kurzer Rundgang durch das Provinzial-Museum, das durch seinen Neuanbau in die glückliche Lage gesetzt ist, seine gesamten Sammlungen zur würdigen Geltung zu bringen, stand unter der gefälligen Führung von Herrn Direktor Dr. LEHNER. Das Interesse galt vor allem der neu aufgestellten paläolithischen Sammlung und dem ehrwürdigen alten Neandertaler. Die ältesten Zeugen diluvialen Lebens in den Rheinlanden und Westfalen sind hier die Funde aus den westfälischen Höhlen Klusenstein, Balve und Lethmathe und die Aurignacienlössfunde von Metternich am Rhein. Am vollkommensten zeigt sich die Magdalénienkultur in der Station von Andernach mit ihrer vollendeten Steinindustrie und Knochenarbeiten, darunter die künstlerischen Arbeiten. Die Funde entstammen der alten SCHAAFFHAUSENschen Sammlung. Mit Genugtuung möchten wir hier feststellen, wie gut eine modern-ästhetische Aufmachung sich mit einer instruktiven und wissenschaftlichen Aufstellung vereinbaren lässt. Herrn Geh.-Rat BONNET sei unser Dank gebracht für die Ausstellung seiner Archäolithe aus dem Cantal, die er in liebenswürdiger Weise für die Teilnehmer unserer Exkursion arrangierte. Leider musste der geplante Besuch in Koblenz und Wiesbaden unterbleiben, da die grössere Teilnehmerzahl erst in Stuttgart zusammentraf. Am Nachmittag des nächsten Tages konnte in Stuttgart unter Leitung von Herrn Dr. DIETRICH der Sammlung des

Naturalienkabinetts ein Besuch abgestattet werden. Dank der eifrigen Forschungen von OSKAR und Eberhard FRAAS ist hier eine hervorragende Sammlung der diluvialen Höhlenfauna aus dem Schwäbischen Jura erstanden, die wohl die reichhaltigste innerhalb Deutschlands sein dürfte. Von der Diluvialkultur dieser Höhlen zeugen die meist in den 60er bis 80er Jahren ausgegrabenen Funde aus der Ipfelhöhle, dem Hohlefels und der Ofnet. Vor allem aber fesselten die einzigartigen Funde aus dem Magdalénienlager an der Schussenquelle mit seinem Riesen· inventar an bearbeiteten Rentiergeweihen. Leider fehlt dem prächtigen Material in Ermangelung an Raum die richtige Heimstätte. Durch die Neuordnung von SCHMIDT tritt nur die lithische Industrie besser hervor. Hier wie in den anderen Sammlungen sind die Funde ergänzt durch Originalstücke und Abgüsse der SCHMIDTschen Diluvialfunde.

Der Abend dieses Tages brachte ein geselliges Beisammensein hoch über dem Lichtermeer der schönen schwäbischen Hauptstadt.

Ehe die Abfahrt am Sonntagmorgen nach Tübingen angetreten wurde, galt den Prähistorika des Altertumsmuseums in Stuttgart noch ein kurzer Besuch, dessen Glanzseite freilich nicht im Paläolithikum, sondern in der vorgeschichtlichen Metallzeit und der römischen Kaiserzeit liegt. Erfreulich ist, dass auch hier dem reichen Schwäbischen Paläolithikum ein Platz eingeräumt wurde. Hier war es weniger die kleine Sammlung von Originalstücken, die Interesse bietet, sondern eine vollständige Typensammlung aller paläolithischer Epochen der deutschen Funde vom Chelléen bis Azilien, die SCHMIDT in Gipsreproduktion zur Aufstellung gebracht hat. Einige Originale aus den Schwäbischen Höhlen Sirgenstein, Bockstein, Ofnet, Hohlefels und Schussenquelle reihen sich als kleine Einzelfunde dieser Sammlung an, während zu deren Seite die Sirgensteinfundschichten aufgebaut sind.

In **Tübingen** fanden sich 12 Herren [1]) zusammen, um einige Tage bei diluvialgeologischen und -archäologischen Fragen zu verweilen, an der Hand der reichen Sammlungen der prähistorischen Abteilung des geologischen Institutes (Bericht s. S. 100) und einer Sonderausstellung diluvialarchäologischer Funde, die für diese Zusammenkunft von Dr. R. R. SCHMIDT aufgestellt war. Die Sonderausstellung enthielt folgende Fundgruppen:

1. Funde von **Thaingen:** Magdalénien aus dem Museum in Konstanz.
2. Die Funde aus dem **Bockstein** bei Ulm: Aurignacien und Magdalénien aus dem Altertumsmuseum in Ulm und der Privatsammlung [2]) des Herrn Med.-Rates Dr. Hedinger in Stuttgart.

---

[1]) 1. Herr E. BÄCHLER, Museumsdirektor, St. Gallen. 2. Herr Dr. BERNETT, Museumsleiter, Nürnberg. 3. Herr E. FRANK, Frankfurt a. M. 4. Herr Prof. GAUS, Heidenheim (Württ.). 5. Herr Priv.-Doz. Dr. HAHNE, Hannover. 6. Herr Sekretär HÖRMANN, Nürnberg. 7. Herr Prof. Dr. v. KOKEN, Tübingen. 8. Herr Kustos A. MÖLLER, Weimar. 9. Herr Geheimrat Dr. PFEIFFER, Weimar. 10. Herr Dr. R. R. SCHMIDT, Tübingen. 11. Herr P. WERNERT, Tübingen. 12. Herr Priv.-Doz. Dr. WÜST, Halle a. S.

[2]) Letztere ist durch Vermächtnis in den Besitz der prähistorischen Abteilung des Geologischen Instituts übergegangen.

3. Die Funde aus der **Kl. Ofnet:** Aurignacien, Solutréen, Magdalénien. — Ausgrabungen des Herrn Pfarrer SCHIPS, Schloss Nehresheim (Württ.).
4. Die Lössfunde von **Achenheim** im Elsass: Acheuléen usw. Privatsammlung des Herrn WERNERT-Tübingen.
5. Funde aus den verschiedenen Stufen von **Weimar-Ehringsdorf-Taubach** aus dem städt. Museum in Weimar und aus der Sammlung HAHNE-Hannover, die bereits in Hannover ausgestellt war.

Im Geologischen Institut fanden die täglichen Zusammenkünfte statt; dort wurden folgende 5 Vorträge und Demonstrationen gehalten, an die sich lebhafte Debatten anschlossen:

I. Dr. R. R. SCHMIDT: Über die geologischen und archäologischen Ergebnisse seiner seit 1906 vorgenommenen Ausgrabungen in süddeutschen Höhlen.

Einige wichtige Punkte seien hier herausgegriffen.

Die bedeutendsten Fundplätze sind der Sirgenstein und die Ofnet, deren Schichten ein typisches Gerätinventar und eine Folge von mehreren Kulturen vom frühen Primitiv-Moustérien bis zum Azilien-Tardenoisien aufwiesen.

Die grosse Säugetierwelt ist vom Moustérien bis zum Früh-Magdalénien, mit dem erst Mammut und wollhaariges Rhinozeros auf den Aussterbeetat gelangen, ziemlich einheitlich und weist keine sonderlichen Wechsel auf. Auch der Höhlenbär bleibt vom Moustérien bis Früh-Magdalénien. Das Rentier wird im späten Spätpaläolithikum häufiger, während es im Aurignacien (Ofnet, Wildscheuer) seltener ist. Höhlenlöwe[1]) und Höhlenhyäne sind allein auf die Aurignacienschichten beschränkt, das Wildpferd ist überall häufig bis zum Spätmagdalénien, während seine Blütezeit dem frühen Spätpaläolithikum angehört.

Viel markanter wird die Stratigraphie durch die vorkommende Nagetierwelt. Der La Quinahorizont des späten Moustérien wird zunächst durch eine Nagetierschicht, die eine boreale, auf den tiefsten Klimastand jener Zeit hinweisende Mikrofauna enthält, von dem Aurignacienhorizont getrennt. Das massenhafte Auftreten von arktischen Nagetieren, die im Hochaurignacien fehlen, wiederholt sich verstärkt im Früh-Magdalénien, hier aber lässt sich im Verlauf des Nagetierschichtenkomplexes zum Spätmagdalénien aufwärts eine allmähliche Wandlung zur Steppe und schliesslich zum Wald konstatieren. Auch die grössere Tierwelt zeigt diese allmähliche Umwandlung zu unserem heutigen Waldklima an.

Im Früh- und Hochmagdalénien haben wir noch häufig Ren, das mit dem Spätmagdalénien die Albgefilde verlässt und der Waldfauna, vor allem dem Edelhirsch, Platz macht. Diese Resultate seien in nachstehender Tabelle kurz veranschaulicht, in der nur ein Teil der süddeutschen Funde aufgenommen ist. Als ältester Fundplatz Süddeutschlands sei Achenheim im Elsass dieser Tabelle noch angeschlossen, dessen Fundinventar, das ein typisches Acheuléen aufweist, von Herrn P. WERNERT-Tübingen gesammelt wurde.

[1]) Der Höhlenlöwe kehrt im Azilien-Tardenoisien der Ofnet noch einmal wieder.

Tabelle A.

Kulturschichten Süddeutschlands [1])	Fundplätze: Sirgenstein	Ofnet	Wildscheuer	Bockstein	Hohlefels b. Hütten	Schmiechenfels	Proptfels	Achenheim	Tierwelt
Azilien-Tardenoisien	—	+	—	—	—	—	—	—	Rezente Waldfauna, vorwiegend Hirsch; Höhlenlöwe.
Spät-Magdalénien	+	+	—	+	+	+	+	—	Hirsch, Reh; Ren und Steppenmikrofauna selten
Hoch-Magdalénien	—	—	—	—	+	—	—	—	Ren, Steppenarten, Tundramikrofauna zurücktretend
Früh-Magdalénien	+	—	+	—	—	—	—	—	Ren häufig; Mammut und Nashorn i. Aussterben. Tundramikrofauna vorherrschend
Solutréen	+	+	—	—	—	—	—	—	Wildpferd und Ren häufig; Mammut, Nashorn, Höhlenbär etc.
Spät-Aurignacien	+	+	+	+	—	—	—	+	Diluv. gr. Säugetiere wie im Moustérien, dazu Höhlenhyäne, Löwe, Edelhirsch. (Ren in Ofnet und Wildscheuer selten.) Keine arktischen Nagetiere. Wildpferd sehr häufig.
Hoch-Aurignacien	+	+	+	+	—	—	—	—	
Früh-Aurignacien	+	+	—	+	—	—	—	—	
Nagetierschicht	+	+	+	?	—	—	—	+	Arktische Nager (Lemminge)
Spät-Moustérien	+	—	—	—	—	—	—	+?	Höhlenbär, Mammut, Rhinozeros tich., Ren, Wildpferd, Bison priscus.
Früh-Moustérien	+	—	—	—	—	—	—	—	
Spät-Acheuléen	—	—	—	—	—	—	—	+	Rhinozeros Merkii, Reh, Hirsch u. a.

[1]) Siehe: R. R. SCHMIDT, Die neuen paläolithischen Kulturstätten der Schwäb. Alb. 1908. Archiv f. Anthr. Bd. VII, H. 1.

Ders. Die späteiszeitlichen Kulturepochen in Deutschland und die neuen paläolithischen Funde. 1908. Korrespondenzbl. d. D. Ges. f. Anthr.

Ders. Die vorgeschichtlichen Kulturen der Ofnet. 1908. Bericht des naturwissenschaftl. Ver. f. Schwaben u. Neuburg.

Ders. Das Aurignacien in Deutschland. 1909. Mannus, Bd. I, H. 1/2.

Ders. Der Sirgenstein und die diluvialen Kulturstätten Württembergs. 1910. E. Schweizerbart'scher Verlag, Stuttgart.

Ders. u. P. WERNERT, Die archäologischen Einschlüsse der Lössstation Achenheim (Elsass) und die paläolithischen Kulturen des Rheintallösses. 1910. Prähistor. Zeitschr. Bd. I, H. 3/4.

Ders. Die spätpaläolithischen Bestattungen der Ofnet. 1910. Mannus Ergänzungsband I, S. 56 ff.

Hierauf wurde ein Vergleich mit den norddeutschen Funden, besonders Weimar-Ehringsdorf-Taubach angeschlossen.

Über diese Fragen wurde lebhaft diskutiert (WÜST, HAHNE, BÄCHLER, MÖLLER, PFEIFFER); es wurde erreicht, dass die Fragen für weitere Forschungen mehr als bisher präzisiert wurden.

Für Weimar-E.-T. bildet den „festen Punkt" für Parallelisierungen, dass wenigstens eine dem Moustérien nahe stehende Kultur, besonders durch die neueren Funde nachgewiesen ist, zwar in den unteren Waldtravertinen mit warmer Fauna. Im Sirgenstein gehört das Moustérien aber in eine „kalte Fauna".

II. R. R. SCHMIDT: Die Epochen der parietalen Kunst in den Höhlen Südfrankreichs und Spaniens. Der Vortrag stützte sich auf die in dem Prachtwerke CARTAILHACS und BREUILS „La caverne d'Altamira, peintures et gravures murales des cavernes paléolithiques", Imprimerie de Monaco [1]), niedergelegten Forschungen. Die Hauptergebnisse sind in nachstehender Tabelle zusammengefasst.

	Entwicklungsstadien der parietalen Kunst	Dargestellte Tiere	Stationen
I.	Figuren tief eingraviert. Blosse, steife Profilumrisse, einzelne Linien rot oder schwarz nachgezogen.	Steinbock, Pferd; Bison und Mammut selten.	Pair-non-Pair, La Grèze, La Mouthe, Les Combarelles, Bernifal, Font-de-Gaume, Altamira, Marsoulas.
II.	Zunächst noch tief eingravierte Umrisslinien. Schwarz, selten rot aufgetragen. Einzelheiten mehr betont, aber noch schwache Modellierung; später stärkeres Hervortreten der Silhouette.	Pferd, Hirschkuh, Rentier, Mammut, Bison (Antilope ?).	La Mouthe, Combarelles, Font-de-Gaume, Marsoulas, Altamira.
III.	Eingravierung weniger tief; Graffiti leicht nachgezogen. a) Feinere Modellierung in schwarz; b) Flächen- u. schattenhafte Auftragung in rot oder schwarz. Bilder von grosser Ungleichheit.	Hirsch, Rentier, Mammut, Pferd, Steinbock, Bison.	Font-de-Gaume, Altamira, Marsoulas.
IV.	Der Graffiti tritt mehr und mehr vor den das Haarkleid markierenden Linien zurück. a) schwach polychrome Fresken, b) lebhaft polychrome Fresken.	Bison (sehr zahlreich), Wildschwein, Hirschkuh, Rentier, Pferd, Antilope.	Die grossen Fresken von Altamira, Marsoulas, Font-de-Gaume.
V.	Konventionelle Figuren des Azilien. Keine Tierdarstellungen. Zeichen ähneln denen der kolorierten Steine.	—	Marsoulas, Mas d'Azil u. a.

[1]) Der Fürst von Monaco hat die Gewogenheit gehabt, ein Exemplar dieses kostbaren Werkes unserer Gesellschaft zu widmen; für diese hohe Aufmerksamkeit sei auch an dieser Stelle ehrfurchtsvoller Dank öffentlich ausgesprochen. G. K.

Die Untersuchung, vorwiegend auf Altamira gestützt, ergibt, dass zur ältesten Kunstepoche (I—II) Figuren von Steinböcken und Wildpferden vorherrschen, in einer fortgeschritteneren Kunstepoche (II—III) steht die Darstellung der Hirsche im Vordergrunde, während zur Blütezeit der Freskomalerei (IV) die Bisonfresken und die bildnerischen Darstellungen von Wildschweinen in der Mehrzahl sind. Betrachten wir die faunistischen spätpaläolithischen Horizonte Südfrankreichs, so zeigen diese ebenfalls in der ältesten Ablagerung, im „Equidien" PIETTES ein Vorwiegen von Wildpferd und Steinbock, im „Tarandien" das Maximum der Hirsche und schliesslich im „Elapho-Tarandien" das zahlreiche Vorkommen von Bison und Wildschwein. Auf diese Weise lässt sich eine annähernde chronologische Festsetzung jener einzelnen Kunst-Epochen erzielen.

Wichtige Stützen für die Richtigkeit dieser chronologischen Auslegung bietet auch das Kunstinventar der paläolithischen Schichten, das in frappanter Weise die gleichen Kunstprinzipien und die gleiche Technik erkennen lässt.

Die Psychologie der parietalen Kunst wird erhellt durch die gleiche Kunstbetätigung rezenter Jägerstämme. Getragen wird jene Kunstbetätigung anscheinend durch totemistische Vorstellungen.

Der Erforschung der diluvialen Kunststätten steht noch ein reiches Programm bevor, und wir begrüssen es, dass die Durchführung desselben durch Unterstützung des Fürsten von Monaco sicher gestellt ist.

III. An der Hand der ausgestellten reichhaltigen Sammlungen klassischer Fundplätze gab R. R. SCHMIDT ferner einen Überblick über die Wandlung in der Arbeitsweise der Paläolithen, über die Entwicklung der Steintechnik. Da eine auf blossen Formen beruhende Einteilung, besonders der altpaläolithischen Epochen zuweilen auf schwachen Füssen steht, oft auch die typischen Leitformen in unserem fundarmen Deutschland an manchen Fundplätzen fehlen, so begründet SCHMIDT seine Einteilung hauptsächlich auf die feinen Unterschiede der Technik, vor allem auf die Retusche, die die Launenhaftigkeit der vom Materiale abgängigen Form nicht teilt. Ihre typische streng konventionelle Ausprägung hat trotz der Verschiedenheit des Materials nur eine geringe Variationsbreite. Einige Grundmerkmale, unter Weglassung der Begleitindustrie, kurz charakterisiert, sind folgende:

Strépyen: wenige ungleichmässig grosse, rohe Abschläge zur Entfernung der Kruste an einigen Stellen (Spitzen, Schneiden) der von Natur aus handlichen Silexknollen.

Chelléen: Grosse, breite „Muschelretusche" mit stark konvexen Negativen an „ficrons" und anderen massiven Geräten.

Acheuléen: Schmalere, länglich feinsplissige „Muschelretusche" an breitbasigen, mandelförmigen, dünnen Geräten.

Früh-Moustérien: An dekadenten Keilen eine dem Spätacheuléen nahestehende Retuschierungsart. An Spitzen und Schabern kurze partielle Randschärfung.

Spät-Moustérien La Quinaphase: „Stufenretusche", d. h. kurzsplissige, hintereinander stehende, nach dem äusseren Rande zu kleiner werdende, absteigende Retuschierung (an La Quinaschabern). (An Kratzerprototypen Beginn der Kannelierretusche.)

Aurignacien: Kräftige, gleichmässige „Kannelierretusche", die den ganzen Klingenrand bedeckt, zuweilen mit kleinerer, kurzer Stufenretusche vereinigt. Die Kratzerenden der Klingen durch fächerförmige Retuschierung abgerundet („Aurignacienretusche"). Spezialtechnik der Kielkratzer u. a.

Solutréen: Feine, dünnsplissige „Schuppenretusche" auf beiden Flächen der Lorbeerblattspitzen; an Klingen Randbearbeitung, degenierte Aurignacienretusche.

Magdalénien: Seltenere Bearbeitung der ganzen Ränder; mit dem Ausgang des Paläolithikums stets kleiner werdende „Nageretusche".

Diese dem Laien allerdings weniger in die Augen springenden Merkmale, vereinigt mit den übrigen technischen und stilistischen Eigenschaften, bieten sichere Mittel zur Erkennung der einzelnen paläolithischen Industriephasen.

Das gemeinsame Studium des Vergleichsmaterial brachte viel Anregung für weitere Arbeiten und ergab Klärung über manche wichtige Fragen.

IV. Herr Geh.-Rat PFEIFFER-Weimar hielt einen Demonstrationsvortrag über den Gebrauch und die Herstellungsweise einiger paläolithischer Geräte aus Stein und Knochen [1]). Die Experimente an Glasnuclei (Würfel) ergaben interessante technisch-physikalische Aufschlüsse. Das massenhafte Vorkommen von der Länge nach geteilten Renntiergeweihen in Schussenried wurde nach analogem ethnographischen Vergleichsmaterial als Gerätinventar einer Gerbstation erklärt und experimentell erläutert.

V. Herr Prof. Dr. v. KOKEN demonstrierte seine Funde aus dem Diluvium von Gafsa bei Tunis [2]), das Einschlüsse sowohl einer alt- wie jungpaläolithischen Industrie ergab und die Silexfunde aus dem Diluvium der Harzvorlande (Braunschweig, Mascherode).

Das Zusammensein in Tübingen hat allen Teilnehmern sehr viel Anregung geboten. Ein so reiches vergleichendes diluvialarchäologisches Material, wie es in den Sonderausstellungen in Hannover und Tübingen vereint war, ist seither noch nicht in Deutschland beisammen gewesen. Zu hoffen ist, dass sich bei ähnlichen Gelegenheiten zu Meinungsaustausch und Studium besonders auch die an diesen Fragen mitarbeitenden Fachleute öfters zusammenfinden möchten; dadurch würden viele müssige Papierfehden vermieden werden können!

An den Spätnachmittagen und Abenden führten fröhliche Ausflüge die Teilnehmer in die waldreiche Umgebung Tübingens, wobei auch „rezente" Interessen an der Schönheit der Natur zu ihrem Rechte kamen und die persönlichen stets so wünschenswerten Beziehungen gepflegt wurden.

Dank vor allem der Tätigkeit unseres Mitgliedes R. R. SCHMIDT gestalteten sich die Tübinger Tage zu einem höchst wertvollen und eindrucksreichen Abschluss der so ausserordentlich gut gelungenen ersten deutschen Tagung für Vorgeschichte.

---

[1]) Vergl. PFEIFFER „über die Skelettreste des Menschen und die bearbeiteten Tierknochen aus der Diluvialzeit Thüringens". Korr.-Bl. d. allg. ärztl. V. von Thüringen. Weimar 09. S. das Referat in Mannus I, S. 157.

[2]) Vgl. v. KOKEN „Das Diluvium von Gafsa (Süd-Tunesien) und seine prähistorischen Einschlüsse". Neues Jahrbuch f. Mineral etc. 1909. S. 1—18, Tafel 1—6.

Die diluvial-prähistorische Sammlung Deutscher Funde in Tübingen.

Von Rob. Rud. Schmidt.

Nachdem die eiszeitlichen Kulturen in Frankreich durch die Forschungen LARTETS und MORTILLETS auch dem Verständnis weiterer Kreise nahe gerückt waren, erstanden, durch die Lokalforschungen genährt, an vielen günstig gelegenen Plätzen bereits zur Mitte des vorigen Jahrhunderts diluvial-archäologische Sammlungen. Von dem Auslande wusste vor allem England (British Museum) den besten Teil der käuflichen Funde an sich zu ziehen. In den Altertumssammlungen Deutschlands wurde den altsteinzeitlichen Relikten von allen vorgeschichtlichen Dokumenten von jeher eine etwas stiefmütterliche Behandlung zuteil. An Arbeitskräften aus den deutschen Geologen- und Prähistorikerkreisen, die der Diluvial-Archäologie ihr Interesse zuwandten, fehlte es nicht. Allein die durch klimatische Verhältnisse bedingte sporadische Besiedelung unseres Landes zur Eiszeit erschwerte hier die Erforschung der diluvialen Kulturen und machte ein Zustandekommen einer grösseren diluvial-archäologischen Sammlung einheimischen Materials unmöglich. Kleinere Sammlungen einzelner Fundplätze erwuchsen naturgemäss eher in dem gebirgs- und höhlenreichen Mittel- und Süddeutschland. In Norddeutschland besass vor allem Weimar, Jena und Hannover (HAHNE) eine nennenswerte Sammlung von Taubach-Weimar-Ehringsdorf, ein Fundplatz, der seit PORTIS Zeiten nur langsam sein Geheimnis sich entlocken lässt. Ausser Taubach kommt den Funden der Lindentaler Hyänenhöhle, die im Besitz des Städtischen Museums in Gera sind und nach meiner Bestimmung der La Micoquephase angehören, durch ihre archäologische Stellung die grösste Bedeutung zu, an die sich schliesslich die Moustérienindustrie aus der Baumannshöhle im Harz u. a. anschliessen. Mit der Rheingegend südwärts betreten wir mehr das reichere jungpaläolithische Gebiet.

Das Bonner Provinzialmuseum enthält die prächtigen Magdalénienfunde von Andernach und einige Stücke aus westfälischen Höhlen und dem rheinischen Löss, Wiesbaden die älteren Funde aus der Wildscheuer bei Steeden a. d. Lahn, Koblenz in letzter Zeit die Lösskulturen von Rhens und Metternich; weiter südlich Stuttgart die wertvollen Magdalénienkulturen der Schussenquelle und das Paläolithikum einiger kleiner Höhlenfunde Schwabens, Ulm die Bocksteinfunde, Augsburg eine Serie aus der Ofnet und Konstanz den kostbarsten Teil der Magdalénienindustrie von Thayngen. In den meisten Sammlungen wurde mir eine vollkommene Neuordnung und Neuaufstellung der paläolithischen Funde in den letzten Jahren möglich; an einigen kleineren Museen konnten früher teils verschollene Funde aus dem Dunkel der Depots und der Vergessenheit wieder ans Tageslicht gerückt werden.

Die diluvial-prähistorische Abteilung des geologischen Instituts in Tübingen ist aus einer kleinen Sammlung hervorgegangen, die Prof. v. KOKEN für seine Vorlesung über Urgeschichte des Menschen schon vor einer Reihe von Jahren angelegt hatte. Der ständige Zuwachs

den die Sammlung in den letzten vier Jahren durch die Ausgrabungen in den Höhlen Schwabens erhielt, bedingte die Einrichtung einer besonderen diluvial-prähistorischen Abteilung als Glied der geologischen Institutssammlung, der ich meine gesamten früheren Funde zugewiesen habe. Das ausserordentliche Interesse, das KOKEN schon früher für die diluvialen Ansiedelungen Schwabens gehegt hat, die Nähe des höhlenreichen Jura, wo bereits seit den 70er Jahren mancher Spatenstich von OSKAR FRAAS uns die diluviale Vergangenheit erschloss und nicht zuletzt der Beistand, durch den der württembergische Staat die Weiterführung meiner seit mehreren Jahren vorgenommenen Ausgrabungen nun mittels einer besonderen Unterstützung sicherte, machte es hier möglich, eine diluvial-archäologische Sammlung zu begründen, die den weitaus grössten Teil der Funde aus den eiszeitlichen Kulturstätten Deutschlands in sich vereint und eine Übersicht über die gesamte Kulturentwicklung des fossilen, insbesondere des diluvialen Menschen gewähren soll.

Die primitive eolithische Kultur im Sinne RUTOTS und seiner Anhänger wird aus Norddeutschland durch die von KOKEN aus den interglazialen Sanden und Kiesen von Braunschweig, Mascherode und Volkmarsrode [1]) gesammelten Eolithen und Archäolithen vertreten. Auch Süddeutschland weist durch die im Laufe des Jahres von mir aufgehobenen Silexe eolithischer Natur aus dem Eolithenlager in den altdiluvialen Flusskiesen von Steinheim [2]) (O.-A. Heidenheim) zum ersten Male jene primitiven, den westeuropäischen Eolithen vollkommen gleichkommenden Instrumente in anscheinend unerschöpflicher Zahl auf.

Bei der Aufstellung des Paläolithikums und der Verschiedenheiten der einzelnen Lokalsuiten galt es auch das grosse gemeinschaftliche Band der Gesamtentwicklung der paläolithischen Kulturen Europas übersichtlich hervortreten zu lassen.

Ein Fundplatz, dessen Stratigraphie erstmals in Deutschland das zusammenhängende jungpaläolithische Kulturgebäude zu erkennen gab, war der Sirgenstein [3]). Die an Einschlüssen reiche Kulturschichten ergaben Suiten eines älteren Moustérien und eines späteren Moustérien vom Typus La Quina, brachten eine lückenlose Folge der typischen Aurignacienkulturen, ein weniger vollendetes Solutréen und aus der jüngsten Kulturschicht eine ältere Magdalénienindustrie, jeweils ausgezeichnet durch ein bestimmtes faunistisches Kolorit. Im Sirgenstein sind vor allem die Industriestraten durch wohlausgeprägte Leitformen belegt, welche die technischen Konventionen der einzelnen Kulturphasen am schönsten hervortreten lassen. Zu Seiten der archäologischen Funde des Sirgenstein ist eine Feuerstelle mit den verbrannten Knochen aus den unteren Horizonten der Kulturablagerung wieder aufgebaut, ebenso eine Werkstätte, die einen Blick in die Werktätigkeit der Moustierleute gibt. Der Sirgenstein wurde 1906 ausgegraben. Ein anderes Bild zeigen die Kulturen aus den Ofnethöhlen [4]) im Ries bei Nördlingen. Hier setzt die Besiedelung

[1]) E. v. KOKEN: Diluvialstudien, Jahrb. f. Mineralogie, Geologie, Paläontologie 1909.

[2]) Unveröffentlicht.

[3]) R. R. SCHMIDT: Die neuen paläolithischen Kulturstätten der Schwäb. Alb. Arch. f. Anthr. N. F. Bd. VII. H. 1.

[4]) R. R. SCHMIDT: Die vorgeschichtlichen Kulturen der Ofnet. Ber. d. naturw. Ver. f. Schwaben und Neuburg. Augsburg 1908.

erst mit dem Aurignacien ein und reicht bis an den Ausgang der Diluvialphase. Die Ofnetniederlassungen ergaben das vollentwickelte Solutréen. Einen überraschenden Anblick gewähren die Bestattungen aus der spätpaläolithischen Epoche des Azilien-Tardenoisien, zwei Gruppen von 27 und 6 Schädeln, denen noch die Spuren der Ockerbeisetzung anhaften. Kolliers aus durchbohrten Hirschzähnen und durchlochten Schnecken und Feuersteinbeigaben umgeben die eigenartige Gruppe, die wieder aufgebaut wurde, wie sie vorgefunden worden war, und wohl das seltsamste Monument eines vorgeschichtlichen Totenkultus bilden dürfte.

Aus dem Gebiete und Grenzgebiete Schwabens reihen sich mehrere jungpaläolithische Funde, die gleichfalls meinen Ausgrabungen der letzten Jahre entstammen und nun Aufstellung gefunden haben: Es sind die Magdelénienfunde vom Hohlefels bei Hütten, die ein Hoch- und Spätmagdalénien zeigen, Funde aus einer kleinen Grotte bei Schmiechen (beim Sirgenstein) und dem Probstfels im oberen Donautal bei Beuron [1]), die ein typisches Spätmagdalénien enthalten, sowie eine Reihe kleiner Funde aus Schwaben.

Die Funde aus der Wildscheuer im Lahntal [1]), die im vergangenen Jahr ausgegraben wurden, ergaben sowohl ein typisches Aurignacien mit Stein- und Knochenarbeiten, als auch ein älteres Magdalénien. Sie bilden unsere wertvollsten ausserschwäbischen Funde.

Teils durch Schenkung, teils durch Tausch konnten letzthin eine Reihe von Stücken für unsere Sammlung erworben werden, die einen kleinen Teil der Magdalénienfunde der Schussenquelle, von Andernach, Thayngen und dem degenerierten Magdalénien von Istein, den Aurignacienfunden der Bocksteinhöhle u. a. enthalten.

Endlich habe ich, um das Bild der Gesamtentwicklung der paläolithischen Kulturen in Deutschland zu vervollständigen, soweit möglich, eine Typenreihe sämtlicher bedeutsamen Funde, die in anderen Sammlungen Deutschlands untergebracht sind, wenigstens in Form von Abgüssen herbeigezogen. Diese Abgusssammlung birgt noch das Acheuléen von Achenheim i. E., das Moustérien von Weilerswistbach (Westf.), das Moustérien vom Typus La Quina von Taubach-Weimar-Ehringsdorf, das jüngere Aurignacien der Lössfunde von Rhens und Metternich, das Aurignacien und Magdalénien der Ulmer Bocksteinfunde, des Hohlestein, das Solutréen von Cannstatt, das Magdalénien der Schussenquelle, von Thayngen u. a. Grössere Etiketten beabsichtigen den Werdegang der paläolithischen Technik und ihre Eigentümlichkeiten verständlich zu machen. Ein besonderer Schrank wird z. Zt. der technischen und experimentellen Seite gewidmet, welche die genetische Reihe vom rohen Keil und Bulbussplitter bis zum degenerierten Spätmagdalénien veranschaulicht. Die Ähnlichkeit zuweilen wiederkehrender Formen zu verschiedenen Epochen paläolithischer Kultur zeigt zugleich, wie sehr wir auch anderer Stützen als blosse Typenreihen bedürfen, darum soll ausser dieser die Eigentümlichkeit der Retuschierung in deutlicher Weise demonstriert werden. An paläoanthropologischem Material besitzt die Sammlung

---

[1]) R. R. SCHMIDT: Die späteiszeitlichen Kulturepochen in Deutschland und die neuen paläolithischen Funde. Korrespbl. d. deutsch. Ges. f. Anthrop. 1908.

ausser den erwähnten Schädeln aus der Ofnet noch Zähne des diluvialen Menschen aus dem Aurignacien des Sirgenstein.

Einen übersichtlichen Vergleich über die Stratigraphie der diluvialen Wohnstätten sollen vor allem die grossen Profile der Fundplätze geben, als natürliches Tagebuch unserer Vorgeschichte. Die Schichten sind in natürlicher Mächtigkeit hinter Glaswänden aufgebaut, in genauer stratigraphischer Folge, wie sie bei den Ausgrabungen vorgefunden wurden, mit den faunistischen und archäologischen Einschlüssen und ihren Herdstellen. Vorerst wurden solche vom Sirgenstein und der Ofnet eingerichtet. Über dem Profil des Sirgensteins erhebt sich noch ein 2,50 m hohes Modell des Sirgensteinfelsens, mit seiner schutzbietenden Terrasse und dem Höhleneingang, das auch dem Laien das geologische Bild zugänglicher macht und ihm die Lebensweise des Eiszeitmenschen andeutet.

Von der Tierwelt konnte nur einiges, auch für das weitere Publikum von Interesse, ausgestellt werden, während dem Studium des Spezialforschers ein Raum im Souterrain mit der gesamten Tierwelt der Fundplätze offen steht. Als älterer Bestand der geologischen Sammlung haben rings an den Wänden Schränke mit den diluvialen Raubtieren, den Hirschen und Elefanten der Eiszeit Aufstellung gefunden. Ein interessantes Bild gewähren die massenhaften Nagetiere aus dem Hohlestein im Lonetal, die die allmähliche Wandlung des Klimas am Ausgang der Diluvialepoche andeuten.

Die reichhaltige Sammlung ausserdeutschen Materials sei im Anschluss wenigstens kurz erwähnt. Prof. KOKEN hat durch Kauf ein prächtiges Material aus den klassischen Fundplätzen Frankreichs und Belgiens erworben und soweit es tunlich ethnographisches Vergleichsmaterial (z. B. tasmanisches) herangezogen. Von der eolithischen Manufaktur Westeuropas und Ägyptens besitzt unsere Sammlung die Industrien aus dem belgischen Fagnien, Reutélien und Mesvinien RUTOTS und eine grössere Kollektion der SCHWEINFURTHschen Funde von Theben. Archäolithische Funde aus dem Miocän von Puy Courny bei Aurillac und Eolithe aus dem Mesvinien von Bergerac wurden letzthin für die Sammlung erworben. Das Praechelléen (Strépyen RUTOTS) liegt in typischen Abgüssen vor, während die Chelles- und Acheulstufen durch eine Reihe guter Stücke aus dem französischen Altpaläolithikum belegt werden. Das Moustérien weist prächtige Seiten aus Le Moustier selbst und La Micoque auf, das Aurignacien aus Miremont, Le Ruthe, Longeroche, La Roche, Sergeac und der Grotte de Pataud. Die Solutréenindustrie wird durch Stücke aus Solutré und Laugerie-Haute vergegenwärtigt, dem sich noch ein französisches und schweizerisches (Schweizersbild) Magdalénien anschliesst.

Die schöne Sammlung aus dem ägyptischen Altpaläolithikum verdankt Tübingen der SCHWEINFURTHschen Schenkung. Auch das nordafrikanische Paläolithikum ist jüngst durch die Funde, die KOKEN in der Umgebung von Gafsa südlich von Tunis machte, zur Geltung gekommen und enthält sowohl Stücke aus der alt- wie aus der jungpaläolithischen Industrie.

Von der Höhe der diluvialen Kulturentwicklung zeugt eine grössere Sammlung aller hervorragenden Stücke der glyptischen Periode Frankreichs in Abgüssen, besonders diejenige der PIETTEschen Sammlung,

die ich von dem „Musée des anquitées nationales" in St. Germain erwarb, während eine Reihe von Photographieen die Entwicklung der parietalen Kunst Südfrankreichs und Spaniens zeigt, die ich durch die freundliche Vermittlung H. BREUILS erhielt.

Der intellektuellen Entwicklung des diluvialen Menschen, die wir durch seine Kulturen hier schrittweise verfolgen können, geht die physische Entwicklung des fossilen Menschen parallel, der ein besonderes Abteil der Sammlung gewidmet ist, das Abgüsse der Neandertalgruppe Mittel- und Westeuropas bis zu den hochentwickelten Rassen des ausgehenden Diluviums aufweist, die in vergleichender Weise zur Ausstellung gelangt sind, um die Rassenmerkmale hervortreten zu lassen.

Einen illustrierten Führer, der zugleich eine Einführung in das Studium der Diluvialvorgeschichte und ihrer Literatur bilden soll, beabsichtige ich im Laufe dieses Jahres abzufassen.

Verzeichnis der 101 Teilnehmer

(darunter 8 Damen).

1. Vorsitzender: Kossinna, Gustaf, Dr., Universitätsprofessor, Berlin.
2. Vorsitzender: Bezzenberger, Adalbert, Univ.-Prof., Dr., Geh. Regierungsrat, Königsberg i. Pr.
3. Vorsitzender: Reimers, J., Dr., Direktor des Provinzial-Museums und Provinzial-Konservator, Hannover.

A.

Atzel, H., Pfarrer, Nerkewitz.

B.

Behnke, Wilhelm, Dr. phil., Direktor des Kestner-Museums, Hannover.
Bernett, Dr., Direktor der Naturhistor. Gesellschaft, Nürnberg, mit Frau.
v. Bibra, Freiherr, Major a. D., Hannover.
Bieder, Th., Hamburg.
Blanckenhorn, Max, Prof., Dr. phil., Berlin.
Blasius, Wilh., Prof., Dr., Braunschweig.
Blume, Kaiser Friedrich Museum, Posen.
Bock, Ernst, Lehrer, Letter, Kreis Linden.
Bodenstab, E., Neuhaldensleben.
Bödecker, Dr. phil., Lehrte.
Borchard, B., Dr., Charlottenburg.
Busse, Herm. u. Frau, Berlin-Wolfersdorf.

D.

Dehning, H., Lehrer, Celle.

E.

Ey, Ludwig, Buchhändler, Hannover.

F.

Fastenau, J., Dr. phil., Hannover.
Feyerabend, Museumsdirektor, Görlitz.
Fischer, Rich., Hamburg.
Franck, Geh. Baurat, Hannover.
Franck, E., Frankfurt a. M.
Fritze, Direktor, Dr., Hannover.
Fuhse, Dr., Museumsdirektor, Braunschweig.

G.

Girke, Georg, stud. phil., Berlin.
Graefe, H., Ingenieur, Linden.
Grösser, Max, cand. theol., z. Zt. Hannover-Döhren.
Günther, Schulinspektor, Clausthal.

H.

v. d. Hagen, J. O., Schmiedeberg bei Greiffenberg i. M.
Hahne, Frau Kommerzienrat, Hannover.
Hahne, Frau Ilse Magdalene, Hannover.
Hahne, H., Dr., Privatdozent, Hannover.
Hartwich, Dr., Arzt, Havelberg.
Hauthal, R., Prof., Dr., Hildesheim.
Heller, Lehrer, Nienburg a. d. W.
Herting, Bildhauer, und Frau, Hannover.
Hildebrand, Pfarrer, Leuthen, Kr. Cottbus.
Höfer, Prof., Dr., Wernigerode.

J.

Jahn, Martin, stud. phil., Berlin.
Jarck, Konservator des Museums Stade.
Jürgens, Dr., Hannover.

K.

Kabitzsch, Curt, Würzburg.
Kasten, Prof., Dr., Hannover.
Kiekebusch, Albert, Dr., phil, Berlin.
Klingholz, Fritz, Prof., Hannover.
Korn, Joh., Dr., Königlicher Bezirksgeologe, Berlin.
Krause, Hans, Dr., Döbeln.
Kuhlgatz, Friedr., Hannover.
Kunze, Prof., Bibliotheksdirektor, Hannover.

L.

Langerhans, Medizinalrat, Celle.
Langerhans, jun., stud., Celle.

Lenz, Prof., Dr., Lübeck.
Lienau, Abteilungs-Vorsteher am Museum in Lüneburg, und Frau.
Löhe, C., Redakteur (Hannoverscher Anzeiger), Hannover.
Lühmann, Oberlehrer, Braunschweig.

M.

Mente, Lehrer, Rebenstorf.
Mertens, Prof., Magdeburg.
Meyer C., sen., Bergen b. Celle.
Meyer, C., jun., Bergen b. Celle.
Meyer, F., Redakteur (Hannover. Tageblatt), Hannover.
Mohrmann, Warthold, stud. phil., Hannover.
Mohrmann, Karl, Prof., Geh. Baurat, Hannover.
Müller-Brauel, Hans, Schriftsteller, Zeven in Hannover.

O.

Olbricht, K., Dr., Lüneburg.

P.

Pastor, Willy, Berlin.
Pessler, Dr., Direktor des Vaterländischen Museums, Hannover.
Peter, Hugo, stud. litt., Hannover-Döhren.
Pfeiffer, Dr., Geh. Medizinalrat, Weimar.
Pfeiffer, Dr., Prof. der Physik, Hamburg.
Plettke, Fr., Konservator des Städtischen Morgenstern-Museums, Geestemünde.

R.

Rathgen, Prof., Dr., Berlin-Friedenau.
Reischel, Professor, Hannover.
Riemschneider, Georg, Buchdruckereibesitzer, Hannover.
Römstedt, Praeceptor, Bergen b. Celle.
Ross, B., Professor und Frau, Hannover.

S.

Schmelzer, G. und Frau, Hannover.
Schmidt, R. R., Dr., Tübingen.
Schmidt, Henry, Dr., Hannover.
Schmidt, Herm., Oberlehrer, Löbau i. Schl.
Schulz, Walter, stud. phil., Minden i. W.
Schulz, B., Prof., Hannover.
Schwantes, C., Hamburg.
Schwantes G., Lehrer, Hamburg.
Seeler, Bergen b. Celle.
Siedentopf, Frau Marie Charlotte, Magdeburg.
Staffel, Dr., San.-Rat, Chemnitz.
Staudinger, W., Dr., I. Assistent a. landw. Institut, Halle a. S.

W.

Wackenroder, E., Dr., Hannover-List.
Wahle, Ernst, stud. archaeol., Delitzsch b. Halle.
Walter, H., Dr., Pegau.
Weise, Dr., Hannover.
Wernert, Paul, Strassburg.
Winkler, Albert, stud. hist., Charlottenburg.
Wüst, E., Dr., Privatdozent, Halle.

Rednerliste.

Bezzenberger 50, 63, 72.
Blanckenhorn 38, 63, 67, 69.

Feyerabend 51, 53.
Frank 7.

Hahne 12, 25, 49, 63, 65, 68.
Höfer 17, 26.

Kiekebusch 41, 42, 54, 55.
Knoke 76.
v. Koken 99.
Korn 36.
Kossinna 2, 7, 16, 50, 53, 55, 63, 87, 88, 90.

Mohrmann 1, 7.

Olbricht 26, 37, 38.

Pfeiffer 99.

Reimers 11, 14, 24, 55.
Ross 5.

H. Schmidt 53.
R. R. Schmidt 56, 63, 68, 95, 97, 98.
Schulz 70.
C. Schwantes 39, 40, 41.
G. Schwantes 41.

Wackenroder 25.
v. d. Wense 5.
Wüst 37, 65, 68.

MANNUS

Zeitschrift für Vorgeschichte

Organ der Deutschen Gesellschaft
für Vorgeschichte

:: herausgegeben von ::

Professor Dr. Gustaf Kossinna

II. Ergänzungsband

Bericht über die II. Hauptversammlung

zu Erfurt, 31. Juli bis 3. August 1910

bearbeitet von

Dr. Gustav Albrecht

und

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

WÜRZBURG
Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag)
1911.

Königl. Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Sonntag, den 31. Juli:

Begrüssungsabend. Redner: Professor Dr. Biereye 1
Festschriften 2

Montag, den 1. August:

Universitätsprofessor Dr. G. Kossinna: Festvortrag über „Die Frau in der Vorgeschichte Mitteleuropas" 2
Begrüssungsreden: Landesrat Nitschke, Geheimer Sanitätsrat Dr. Zschiesche, Gymnasial-Direktor Professor Dr. Biereye, Professor Dr. Kossinna 4

Wissenschaftliche Vorträge:

Geh. Sanitätsrat Dr. Zschiesche: Das vorgeschichtliche Erfurt und seine Umgebung 8
Prof. Dr. Götze: Die vorgeschichtlichen Burgen der Rhön und die Steinsburg auf dem Kleinen Gleichberge bei Römhild 11
Privatdozent Dr. H. Hahne: Über die Moorleichen der Provinz Hannover (mit Tafel I, II) 18
Stud. archäol. A. Winckler: Über Gewebstoffe der Moorleichen . . . 27
Zu den beiden Vorträgen: Götze, Bezzenberger, Hahne, Möller 29
Stud. archäol. E. Wahle: Ein Fall von Skelettbestattung und ein neolithisches Totenopfer aus dem Mansfeldischen (mit 4 Abbildungen: Tafel III) 30
Dazu: Götze, Wahle, Jacob, Wahle, Albrecht, Wahle, Kossinna 35
Ausflug nach Möbisburg 37

Dienstag, den 2. August:

Geschäftliche Sitzung 37

Wissenschaftliche Vorträge:

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Bezzenberger: Die ältere und die jüngere Steinzeit in Ostpreussen 39
Dazu: Wahle, R. R Schmidt, Bezzenberger 40
Univ.-Professor Dr. G. Kossinna: Eine merkwürdige Baummarke (mit Tafel IV) 41
Dazu: Hahne (mit Tafel V), Dietrich, Bezzenberger, Schmidt, Bodenstab, Berger, Kossinna, Busse 42
Dr. R. R. Schmidt: Das Altpaläolithikum Deutschlands und seine Parallelen mit dem altpaläolithischen Kulturkreis Westeuropas . . 43
Dazu: Wüst, R. R. Schmidt, Hahne 44

Seite

Univ.-Professor Dr. O. Fleischer: Die Stellung der Indogermanen in Inner-Kleinasien um das Jahr 1000 v. Chr. (1500—700) 45
Dazu: Bezzenberger, Fleischer, Kossinna 46
Paul Berger: Seltene vorgeschichtliche Funde aus der Merseburger Gegend 47
Dazu: M. Wilcke, Berger, Wüst 48
Prof. Dr. Pfau: Über vorgeschichtliche „Feuersteinwerkstätten" in der Rochlitzer Gegend (Sachsen) 49
Dazu: Bezzenberger 65
A. Günther: Die Bronzezeit im Neuwieder Becken 66
Geh. Reg. Rat Prof. Dr. Bezzenberger: Schlusswort 67
Bierabend der Stadt Erfurt 67
Dichtungen von Geheimrat Dr. Zschiesche 68

Mittwoch, den 3. August:
Ausflug nach Weimar, Ehringsdorf, Buchfart und Öttern (Bericht von A. Möller) 70

Ausflug vom 4. bis 7. August
nach den vorgeschichtlichen Burgen des Feldatals und der Steinsburg (Kleiner Gleichberg) bei Römhild (Bericht von A. Götze) . 86
Verzeichnis der Teilnehmer 89
Rednerliste 91

Sonntag, den 31. Juli.

Nachmittags 5 1/2 Uhr fand eine Vorstandssitzung in der „Ressource" statt, in der die Tagesordnung der 2. Hauptversammlung und die Reihenfolge der wissenschaftlichen Vorträge festgestellt wurde. Daran schloss sich um 6 Uhr 25 Min. eine Sitzung des Ausschusses, in der die Wahl der Protokollführer erfolgte und beschlossen wurde, der Gesellschaft als Ort der nächsten Tagung Coblenz vorzuschlagen.

Um 8 1/2 Uhr abends wurde in der „Ressource" der Begrüssungsabend eröffnet, der sehr gut besucht war. Ausser Mitgliedern der Gesellschaft für Vorgeschichte mit ihren Damen waren Herren und Damen aus Erfurt anwesend.

Gymnasial-Direktor Professor Dr. BIEREYE, Erfurt,

begrüsste die Anwesenden mit folgender Ansprache:

Hochgeehrte Herren!

Im Namen des Ortsausschusses Erfurt bitte ich Sie, mir freundlichst einen Augenblick Gehör gewähren zu wollen!

Von allen Teilen unseres Vaterlandes haben Sie sich nach unserer Stadt begeben, nach dem Herzen der Herzlandschaft Deutschlands, des schönen Thüringen.

Mit hochgespannten Erwartungen werden Sie hierher gekommen sein! Sie werden die Reize der Natur geniessen wollen, die gerade von unserem Lande im Munde der Dichter und Denker gepriesen werden, die in der Pracht der grünen Wälder und der blühenden Auen, in den unzähligen Gartenanlagen mit ihren duftenden Blumen und feinstgepflegten Nutzgewächsen den staunenden Augen sich offenbaren und jedes empfängliche Herz entzücken. —

Sie werden sich sagen, dass Sie sich hier in einer uralten Kulturstätte befinden, die bei dem Zauber ihrer Lage von Ost und West, von Süd und Nord die vielseitigsten Einflüsse von jeher auf sich wirken lassen konnte, die eine Zeitlang die geistige Hochburg der Deutschen war, und insbesondere dem Manne, der, wie kein anderer, der Entwicklung unseres Innenlebens die Richtung gab, — ich meine Doktor Martin LUTHER, — das geistige Rüstzeug für sein weltbewegendes Wirken gewährte — und Sie werden schauen wollen, was an denkwürdigen Zeugen aus grossen Zeiten und von grossen Männern hier erhalten ist. —

Sie werden vor allem aber auch in unserem Lande den in so grosser Anzahl erhaltenen Spuren nachgehen wollen, die durch kundigen Forschersinn aus jenen Zeiten zutage gefördert sind, die nichts wussten von einer Aufzeichnung oder Überlieferung, — Spuren, die auf das Ursein unseres Geschlechtes helleres Licht werfend, allemal die schärferen, die eindringenden und die weiterblickenden Geister um so tiefer anregen werden!

Meine Herren! Mögen die Erwartungen, mit denen Sie zu uns gekommen sind, nicht enttäuscht, sondern eher übertroffen werden! Mögen Sie geistbildende und herzerhebende Anregungen in reicher Fülle mit von uns hinwegnehmen! Mögen die Tage und Stunden, die Sie unter uns in Erfurt und seiner Umgebung weilen, Ihnen bleibend in freundlicher Erinnerung stehen!

Mit diesen aufrichtigen Wünschen heissen wir Sie heute Abend von ganzem Herzen willkommen!

Beim Eintragen in die Teilnehmerliste erhielten die Teilnehmer nebst dem Programm folgende Schriften:

1. ZSCHIESCHE, Erfurt: I. Zwei neolithische Gräber mit Schnurkeramik von Erfurt. II. Weitere Funde aus der merowingischen Zeit von Erfurt und Umgegend. Mit 2 Tafeln und 3 Textabbildungen. Sonderabdruck aus Heft 30/31 der Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt.
2. Kurze Übersicht der wichtigsten Literatur der Vorgeschichte Mitteleuropas, zusammengestellt von E. WAHLE, revidiert und ergänzt von Gustaf KOSSINNA.
3. Erfurt in Thüringen. Bearbeitet von Max TIMPEL, Alfred OVERMANN, Adolf BERGMANN, Albert REINHARDT und Wilhelm RUDOLPH. Mit 16 Tonbildern, 20 Bildern im Text und einem Stadtplan mit dem Steigerwald und Ilversgehofen. Erfurt 1910.
4. Teilnehmerliste.

Montag, den 1. August.

Ressource.

Vorm. 9 Uhr. Die 2. Hauptversammlung wird eröffnet durch einen mit 40 Lichtbildern ausgestatteten Festvortrag von

Universitätsprofessor Dr. G. KOSSINNA, Berlin:

Die Frau in der Vorgeschichte Mitteleuropas[1]).

(Kurzer Auszug nach dem Bericht des Erfurter Allgemeinen Anzeigers.)

Der Redner knüpfte in humorvoller Weise an die Bestrebungen eines Teils der heutigen Frauenwelt nach politischer Gleichstellung mit

---

[1]) Der vollständige Vortrag wird erscheinen als Heft der Mannus-Bibliothek, herausgegeben von Professor Dr. Gustaf KOSSINNA. Würzburg, Curt Kabitzsch.

dem männlichen Geschlechte an. Er wies dann auf den Gegensatz hin, den die Stellung der Frau in älterer, namentlich in vorgeschichtlicher Zeit zu derartigen Bestrebungen einnehme. Über die Stellung der Frau im Leben der vorgeschichtlichen Völker berichtet uns in offenkundiger Weise das aus dem Erdboden gehobene reiche Fundmaterial an vorgeschichtlichen Kulturgegenständen.

Mann und Weib hatten in vorgeschichtlicher Zeit scharf getrennte Wirkungskreise. Der Mann widmete sich hauptsächlich dem öffentlichen Leben und war der Familie fast nur Schutz und Schirm gegen Feindesgefahr. Sonst sorgte er für sie nur hie und da durch Beschaffung animalischer Kost in Ausübung der Jagd. Seine Hauptbeschäftigung war jedoch vornehmes Nichtstun, unterbrochen zuweilen durch Sport.

Auf den Schultern der Frau dagegen lastete die volle Bürde der täglichen Arbeit, deren jede Familie zu ihrer Erhaltung bedurfte: die Arbeit der Ernährung und der Kindererziehung. Hierbei zeigt die Frau drei Entwicklungsstufen. Zuerst als blosse Sammlerin für den Tagesbedarf ist sie Schöpferin der menschlichen Arbeit. Später als Vorratssammlerin ist sie die Schöpferin des wirtschaftlichen Besitzes. Endlich auf dritter Stufe als Pflegerin von Nahrungspflanzen ist sie Schöpferin unseres Besitzes an Kulturpflanzen, die sie zugleich anbaut in der Wirtschaftsform des Hackbaues. Die beiden ersten Stufen der Entwicklung der Frau gehören in Europa noch dem paläolithischen Zeitalter, die dritte aber, wo die Frau die Schöpferin des Getreidebaus wird, bereits dem neolithischen Zeitalter an. Wie heute noch die Negersfrau mag sie oft, das jüngste Kind auf dem Rücken, im Sonnenbrande ihrer harten Feldarbeit obgelegen haben. Fiel dem Manne die schwierige Arbeit zu, das Feuer anzumachen, so war die noch schwierigere andauernde Sorge, das Feuer zu hüten, Sache der Frau. Redner führte verschiedene Bilder vorgeschichtlicher Hausgeräte vor. Jedes Haus besass eine „schöne Müllerin", denn die Frau musste das Korn auf der primitiven Handmühle selbst zerreiben.

Ebenso lag ihr die Herstellung der Tongefässe ob, die in der Weise geschah, dass immer ein feuchter Tonring auf den andern gelegt und das Ganze jedesmal verstrichen und geglättet wurde. Der Brand geschah am offenen Feuer.

Weiter musste die Frau für die Herstellung der Gewebe Sorge tragen. Redner ging unter Vorführung lehrreicher Abbildungen des näheren ein auf die primitiven Systeme vorgeschichtlicher Webstühle und der dazu gehörigen Geräte; er beleuchtete die Verwendungsart der in den vorgeschichtlichen Niederlassungen so häufig gefundenen Spinnwirtel und der sogenannten Webegewichte. Die oft zusammen gefundenen fünf Tonkegel der letzteren ergeben drei Gewinde, von denen mittels eines Fadensammlers der zum Weben erforderliche Faden abgewickelt wurde.

Redner war auch in der Lage, im Bilde Beispiele für die Machart und Verzierung der Gewebe und überhaupt für die Trachten der vorgeschichtlichen Frau vorzuführen. Aus der älteren Bronzezeit Schleswig-Holsteins und des benachbarten Ostseeküstengebietes sind uns ganze, aus Wollgewebe bestehende Frauentrachten dadurch erhalten geblieben, dass die Frauenleichen in Särgen aus Eichenholz beerdigt worden waren,

deren Gerbsäure erhaltend gewirkt hat. In einem solchen Grabe hatte die Frau eine kurze Ärmeljacke an, die nur im Rücken und am unteren Ärmelrand Nähte aufwies. Der Halsschlitz war mit einer Bronzefibel geschlossen. Der nach oben hin sehr faltenreiche Rock bestand aus einem einzigen Webestück und war in der Hüfte mit einem Quastengürtel umschlungen. Über den Kopf war ein Haarnetz gezogen, um den Hals ein breiter bronzener Kragenschmuck, um die Unterarme waren spiralig gewundene Bronzebandzylinder, um die Finger kleine Spiralen aus gleichem Metall gelegt. Der Gürtel hatte eine grosse, herrlich verzierte Bronzeplatte über dem dadurch verdeckten Knoten und in ihm steckte ein Bronzedolch mit Holzscheide.

Die germanischen Frauen der vorgeschichtlichen Zeit beteiligten sich nur ausnahmsweise am Kriegskampfe der Männer; sie stellten sich jedoch in die Reihen der Kämpfenden, um die Verwundeten zu bergen und zu pflegen, denn sie kannten die heilbringenden Pflanzensäfte und auch die heilenden Zaubersprüche. Diese Fähigkeiten und die der germanischen Frau nachgerühmte Fähigkeit, als Seherin in die Zukunft zu schauen, waren ganz dazu angetan, ihr ein hohes Ansehen zu verschaffen, wie ja auch aus der reichen Ausstattung der Frauengräber mit Schmuck und sonstigen Beigaben hervorgeht.

Was das Verhältnis von Frau und Mann betrifft, so herrschte bei den Germanen durchaus die Einehe vor. Rechtlich war zwar die Frau das Eigentum des Mannes, das er in zwingendster Not sogar verkaufen konnte; tatsächlich aber genoss sie bei ihm hohes Ansehen und besass einen grossen Einfluss. Eine Mitverbrennung, wie sie bei den Indern vorkommt oder bis vor kurzem üblich war, gab es bei den Germanen nicht, mit Ausnahme einiger nach Südosteuropa versprengter Stämme, die diese Unsitte von ihren dortigen Nachbarn übernommen haben durften. Erst die Wikingerzeit des skandinavischen Nordens scheint häufigere Fälle eines freiwilligen Witwentodes zu kennen. Bei den Germanen des Tacitus aber war die Witwe so frei gestellt, dass sie bei manchen Stämmen sogar eine Wiederverheiratung eingehen konnte.

Auf den Eröffnungsvortrag folgten die Begrüssungsansprachen.

Landesrat NITSCHKE,

als Vertreter des Landeshauptmanns der Provinz Sachsen überbrachte die Wünsche der Provinzial-Regierung für einen gedeihlichen Verlauf der Tagung.

Geheimer Sanitätsrat Dr. ZSCHIESCHE, Erfurt,

als Vertreter des Vereins für Geschichts- und Altertumskunde in Erfurt begrüsste die Versammlung im Namen des Vereins und hob hervor, dass die Gesellschaft für Vorgeschichte keinen geeigneteren Ort für ihre Tagung habe wählen können als Erfurt, denn diese Stadt liege im Mittelpunkt eines Gebietes, das reich an vorgeschichtlichen Funden aus allen Perioden der Vorzeit sei, ausserdem besitze Erfurt zahlreiche geschichtliche Stätten und viele sehenswerte Bau- und Kunstdenkmäler.

Gymnasial-Direktor Professor Dr. BIEREYE

als Vertreter der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt: Als derzeitiger Vizepräsident der Kgl. Akademie gem. Wiss. zu Erfurt habe ich die Ehre, Sie, meine Herren, im Namen dieser Körperschaft zu begrüssen.

Die Erfurter Akademie hat von jeher alle Gebiete menschlicher Wissenschaft mit Interesse verfolgt, namentlich soweit sie für den heimatlichen Boden unserer Stadt und Thüringens in Betracht kommen. Im Laufe ihres mehr als anderthalbhundertjährigen Bestehens hat sie in ihren Abhandlungen und Vorträgen wohl keine einzige Disziplin, die in dieser Hinsicht von Bedeutung wäre, ausser Acht gelassen. Scheinbar ist ihr nur die Prähistorie entgangen, jedenfalls findet sich unter den vielen Arbeiten, die im letzten Jahrhundert aus der Feder der Mitglieder unserer Körperschaft hervorgegangen sind, kaum eine, die sich auf Ihr Fach, meine Herren, bezöge. Um so interessanter wird es für Sie sein, zu hören, dass vor bereits mehr als 130 Jahren der feinsinnige und geistig hochbedeutende Protektor der Erfurter Universität und Akademie, der kurfürstl. Meiningische Statthalter Frh. v. DALBERG das Augenmerk der Gelehrtenwelt auf die Bedeutung der im Roten Berge südl. von Erfurt entdeckten alten Urnen, Schmuckgegenstände und Waffen hinwies, ja, auf eigene Kosten weitere Nachgrabungen vornehmen liess und dass u. a. 1777 Professor FRANK einen Vortrag hierüber hielt und dabei die Worte sagte: „Zu den Hauptgeschäften der Akademie gehört es, dass ihre Mitglieder tiefer in die Geschichte des Vaterlandes eindringen, die daselbst verborgenen Merkwürdigkeiten aufsuchen und gemeinnützig machen". — In unseren Tagen ist man ja längst über ein blosses „Aufsuchen und Gemeinnützigmachen" hinweg; das Studium der Prähistorie hat Sie viel weiter geführt: von allen Gebieten der materiellen wie geistigen Kultur haben Sie eines nach dem anderen in Ihren Bereich gezogen. Ihr Arbeitsfeld hat eine gewaltige Anziehungskraft gewonnen, und ist gewissermassen zu einem Brennpunkte des geistigen Lebens geworden. Immer mehr vertieft und vergeistigt kann Ihre Wissenschaft zu einer Sonne werden, die auf die Natur wie Geisteswelt gleichermassen Licht und Leben hinverbreitet.

Möge gerade diese zweite Tagung in den Mauern unserer Stadt Erfurt Sie ein gut Stück weiter auf solchen Wege vorwärts bringen! Das ist der Wunsch, den ich Ihnen heute im Namen unserer Akademie zurufen möchte!

Universitäts-Professor Dr. G. KOSSINNA:

Indem ich für die freundlichen Begrüssungen unserer Gesellschaft herzlichen Dank sage, tue ich dies in erster Linie gegenüber dem Herrn Vertreter der Provinzialverwaltung. Wir sind es leider ja gewohnt, dass unser Staat selbst den dringlichsten Anforderungen unserer so hervorragend nationalen Wissenschaft zugeknöpft, ja interesselos gegenübersteht, es sei denn dass es sich um Gegenden mit vorherrschend römischer Provinzialkultur handelt. Um so freudiger und dankbarer begrüssen wir das hohe Verständnis und Interesse, noch mehr die opferwillige

Hand, die von jeher und besonders im letzten Jahrzehnt die Provinzen für die Bedürfnisse der heimischen Vorgeschichtswissenschaft bewiesen haben. Das konnten wir voriges Jahr in Hannover nicht genug anerkennen und wiederholen es jetzt in gleicher Weise für die Provinz Sachsen.

Ebenso herzlich ist unser Dank an den Magistrat der Stadt Erfurt — der Herr Oberbürgermeister ist heute gerade durch eine Reise abgehalten, hier zu erscheinen, wird aber die Begrüssung unserer Gesellschaft seitens der Stadt am Festabend nachholen —, an die Kgl. Akademie und den Altertumsverein. Ich brauche nicht erst hervorzuheben, wie gern wir nach Thüringen gekommen sind, dieser Perle in dem goldenen Kranze schöner deutscher Landschaften, so recht „in Deutschlands Mitten". Schon im vorigen Jahre machte der Wunsch, nach Thüringen zu gehen, dem hannöverschen Plane starke Konkurrenz. Dieses Jahr sehen wir unsere Sehnsucht nach Thüringen in glücklichster Weise gestillt, dank der liebenswürdigen Einladung der drei Erfurter Grossmächte, des Erfurter Dreibundes: Akademie, Altertumsverein, Magistrat.

Thüringen nimmt eine ganz besondere Stellung ein in der Geschichte unserer Wissenschaft; von hier gingen einige der ältesten Werke über deutsche Vorgeschichte aus, um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts, wie die von BÜTTNER und OLEARIUS; hier setzten, nachdem Deutschland bei Jena zu Boden geworfen war und in einem Aufflammen der Begeisterung für altdeutsche Kunst und altdeutsches Dichten ein neues Selbstbewusstsein zu gewinnen trachtete, die Bestrebungen für heimische Denkmälerkunde in so vorbildlicher Weise ein, dass die Sachsen-Thüringischen Lande unzweifelhaft an der Spitze dieser Bewegung standen und uns eine noch heute unentbehrliche Literatur auf diesem Gebiete schenkten.

Sie haben schon aus meinem Festvortrage vernommen, dass in dem Chorus dieser Geister auch unser grösster Dichtergenius nicht fehlte. Aber nicht nur in rein wissenschaftlicher Weise nahm GOETHE Anteil an unseren Bestrebungen, auch bei einem dichterischen Meisterwerke jener Zeit hat er in das Gewebe der Haupthandlung den Einschlag einer Nebenfigur gefügt, mit der er dem Interesse für unsere Wissenschaft den Tribut seiner Anerkennung zollt. Ich meine die Gestalt der „Architekten" in den 1809 verfassten Wahlverwandtschaften, über deren Urbild aus dem Leben ich nichts weiter ermitteln konnte, als die Bemerkung Jacob GRIMMs (Briefwechsel zwischen J. und W. GRIMM aus der Jugendzeit. Weimar 1881, S. 187), dass GOETHE dabei „vielleicht" an den Architekten ENGELHARD in Kassel gedacht habe. Zwei Stellen dieses Werkes sind es besonders, die unser Interesse erregen:

1. Buch II, Kap. 2: „Der Architekt zeigte den Frauen die verschiedenen Nachbildungen und Entwürfe von alten Grabmonumenten, Gefässen und anderen dahin sich nähernden Dingen und als man im Gespräch auf die einfacheren Grabhügel der nordischen Völker zu reden kam, brachte er seine Sammlung von mancherlei Waffen und Gerätschaften, die darin gefunden wurden, zur Ansicht. Er hatte alles sehr reinlich und tragbar in Schubladen und Fächern auf eingeschnittenen, mit Tuch überzogenen Brettern, so dass diese alten ernsten Dinge durch

seine Behandlung etwas Putzhaftes annahmen und man mit Vergnügen darauf, wie auf die Kästen eines Modehändlers, hinblickte".

2. Aus Ottiliens Tagebuch: „Es ist wohl wahr, die Sammlung des Architekten von Waffen und alten Gerätschaften, die nebst dem Körper mit hohen Erdhügeln und Felsenstücken zugedeckt waren, bezeugt uns, wie unnütz die Vorsorge des Menschen sei für Erhaltung seiner Persönlichkeit nach dem Tode. Und so widersprechend sind wir! Der Architekt gesteht, selbst solche Grabhügel der Vorfahren geöffnet zu haben, und fährt demnach fort, sich mit Denkmälern für die Nachkommen zu beschäftigen".

Und auch jetzt gerade ist wieder von Thüringen eines der wichtigsten Werke zur deutschen Vorgeschichte ausgegangen, das schnell so bekannt gewordene Inventar der „Vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens", das wir den Herren GÖTZE, HÖFER und unserem Erfurter Geschäftsführer Geheimrat ZSCHIESCHE verdanken. Ihm, der ja auch der Vorsitzende des hiesigen Altertumsvereins ist, danke ich zugleich für die kleine, aber gehaltvolle Begrüssungsschrift. Wir selbst, der Vorstand unserer Gesellschaft, hatten die Absicht, gleichfalls eine Festgabe zu bieten; allein der Umfang der dafür in Aussicht genommenen Druckschrift wuchs unter der Hand so an, dass sie nicht mehr rechtzeitig fertiggestellt werden konnte.

Ich danke auch der Kgl. Akademie für Ihre Einladung und Begrüssung. Die Beziehungen unserer Wissenschaft zu ihr sind ja früher engere gewesen, als in neuerer Zeit; jedem Fachmann in der Vorgeschichte sind die Acta academica der alten Erfurter Akademie bekannt und wäre es auch nur aus den Veröffentlichungen des berühmten Depotfundes aus der Frühzeit der Bronzeperiode von Neunheilingen oder der seltenen Terrasigillataschale von Erfurt. Ich kann mir nicht versagen, zu wünschen und zu hoffen, dass von nun an die Vorgeschichte im Betätigungskreise der Akademie wiederum eine grössere Rolle spielen möge.

Endlich der Magistrat: es war für uns eine Freude und bei dem Gange nach Thüringen gewissermassen selbstverständlich, dass wir in die freundliche Blumenstadt Erfurt einkehrten, die dank ihrer glücklichen Lage und einer weisen Verwaltung nicht nur ihren alten Ruf als Hauptstadt Thüringens sich bewahrt, sondern einen beispiellosen Aufschwung zu einer modernen Grossstadt genommen hat. Wie man hört, sollen hier im Sommer die Kongresse aller Art gar nicht aufhören, und das zeigt schon, dass der Fremde sich hier wohl fühlt. Um so höher wissen wir darum die Anerkennung des Magistrats für unsere Wissenschaft zu schätzen, die er durch seine Einladung hierher im allgemeinen und durch die besondere Einladung zu dem morgigen Festabende uns erwiesen hat.

Darauf trat eine längere Frühstückspause ein.

Um 12 Uhr wurde die Sitzung wieder eröffnet.

Vorsitz: Universitäts-Professor Dr. G. KOSSINNA.

Geh. Sanitätsrat Dr. ZSCHIESCHE, Erfurt:

Das vorgeschichtliche Erfurt und seine Umgebung.

Der Vortragende führte etwa Folgendes aus:

Schon in der jüngeren Steinzeit hatte der Mensch die natürlichen Vorzüge der Örtlichkeit, wo sich jetzt Erfurt erhebt, mit scharfem Blicke erkannt. Hier, wo die den Gerafluss bisher einengenden Höhen beiderseits zurücktreten und das Tal sich mehr und mehr weitet, fand er alles, was zu einer Niederlassung erforderlich war. Die ehemals weit stattlicher fliessende Gera lieferte ihm das unentbehrliche Wasser und Fische im Überfluss, der damals wohl dichtere Wald bot mannigfache Früchte und hegte schmackhaftes Wild und der fruchtbare Lehmboden der Uferhänge ermöglichte erfolgreichen Ackerbau. Die Niederung selbst war versumpft, deshalb finden wir dort nur selten Spuren von steinzeitlichen Ansiedelungen, sondern fast ausschliesslich auf den trockenen Abhängen.

Besonders sind zwei Stellen in Erfurt durch umfangreiche Dorfanlagen aus der Gruppe der Bandkeramik ausgezeichnet, die westliche und südwestliche Abdachung des Petersberges und der Nordhang des Steigerwaldes. Hunderte von meist kesselförmigen 1 bis 1,5 m tiefen und 1,5 bis 2 m im Durchmesser haltenden Herdgruben mit dem üblichen Inhalte an Scherben, Steingeräten, Knochen usw. sind hier aufgedeckt. Grössere Gruben, die man als Wohngruben deuten könnte, sind nicht beobachtet. In der Ansiedelung am Steiger finden sich neben bandkeramischen Scherben auch solche vom Rössener Typus. In der Nähe von Erfurt finden sich noch an zahlreichen Stellen die Spuren mehr oder weniger umfangreicher Dörfer aus dieser Zeit, flussaufwärts bei Bischleben, Ingersleben und besonders Neudietendorf, wo auf der Mitte der jetzigen Bahnhofsanlagen sich ein grosses steinzeitliches Dorf befand. Flussabwärts ist fast das ganze linksseitige steile Ufer der Gera bis nach Gispersleben besiedelt gewesen, z. B. am Krankenhause, an der „hohen Stadt" usw. Auch auf dem Plateau am sogenannten Alacher See weisen Funde darauf hin. Stark bewohnt war ferner der rote Berg bei Gispersleben, eine reiche Fundstätte aller Perioden bis zur slawischen Zeit. So zahlreich die bandkeramischen Herdgruben sind, so selten finden sich Gräber. Sie beschränken sich auf einige wenige am Steiger, darunter allerdings ein bemerkenswertes, ausgezeichnet durch reiche Schmuckstücke aus Spondylusschalen. Ein Grab mit 2 Kinderskeletten stammt von der „hohen Stadt". Alle Skelette waren liegende Hocker. Am Steiger sind auch noch einige Gräber mit gestreckten Skeletten mit Beigaben von Rössener Gefässen gefunden. — Gräber mit Schnurkeramik sind aufgedeckt am südwestlichen Abhang des Petersberges, darunter eins bemerkenswert durch die Auskleidung mit Eichenbohlen; ein anderes enthielt 3 liegende Hocker. Weitere sind gefunden im Johannisfelde, auf dem kleinen Hirnzgenberge und in der weiteren Umgebung auf dem schon erwähnten roten Berge, dem kleinen roten Berge, auf der

Schwellenburg usw. — Noch sind zu erwähnen 3 Gräber mit Zonengefässen.

Die Funde aus der älteren Bronzezeit sind dürftig. Erwähnenswert ist ein Depotfund von Mittelhausen, drei Flachäxte und zwei Ringe. Es folgen dann zeitlich die Skelettgräber vom „Todten Mann" bei Waltersleben und vom roten Berge. Ein grösseres Gräberfeld mit Leichenbrand findet sich dicht bei Erfurt am Bindersleberer Wege. Die Graburnen, meist mit Beigefässen, waren von Steinen umsetzt. Sehr dürftige Beigaben von Bronze, darunter eine Vasenkopfnadel. Im Johannisfelde sind wiederholt Gräber mit Bronzebeigaben gefunden, doch ist alles zerstreut. — Dem Hallstätter Kulturkreise ist ein Grabhügel bei Elxleben a. d. Gera zuzuzählen, der in einer Nachbestattung ein Skelett mit einem schönen Torques barg.

Reicher ist die Hinterlassenschaft aus der Latènezeit. Am nordwestlichen Abhang des Petersberges, vor dem Andreastore hat sich ehemals eine grosse Siedelung befunden. Hunderte von Herdgruben sind hier allmählich bei den neuen Strassenanlagen aufgedeckt. Die Gruben gleichen im wesentlichen den steinzeitlichen, doch sind hier auch einige grössere gefunden worden, die man als Wohngruben bezeichnen kann. Von den Topfscherben von dort zeigen verschiedene die Spuren der Drehscheibe und haben einen schön profilierten Rand. Ferner stammen daher ein segelförmiger Ohrring von Bronze, ein vierkantiger Halsring von demselben Material, an den offenen Enden mit 4 Kugeln verziert, ein Stück eines Jetringes, Perlen von Ton und blauem Glas und verkohlte Körner einer kleinen Weizenart. Weitere grössere Ansiedelungen befinden sich flussabwärts auf der schon erwähnten „hohen Stadt" und auf dem roten Berge bei Gispersleben, sowie flussaufwärts bei Apfelstädt, westlich von Neu-Dietendorf. Die zu der Erfurter Wohnstätte gehörigen Grabstätten sind noch nicht entdeckt, vielleicht sind sie schon zerstört. Dagegen sind bei Gispersleben und Andisleben Brandgräber aus dieser Zeit gefunden. Fibeln von Eisen und Bronze, sowie schön gegliederte Bronzeketten vom Zaumzeug der Pferde stammen daher. Aus der weiteren Umgebung seien noch die Brandgräberfelder bei Holzhausen, auf dem Simmel bei Eischleben und bei Sömmerda erwähnt.

Es sei hier noch einiger alter Wallburgen gedacht, die wohl zum Teil bis in die Bronzezeit zurückreichen. Ganz in der Nähe im Steiger befindet sich eine solche Anlage, ein einfacher Abschnittswall. Weiter ist anzuführen die Burg bei Möbisburg, ein Wall auf der Mühlberger Schlossleite und die umfangreiche Alteburg bei Arnstadt, die Fundstätte zahlreicher Latène-Sachen. Hier hat sich auch eine Feuersteinwerkstätte befunden.

Römische Sachen sind meines Wissens im Stadtgebiete selbst nicht gefunden, wohl aber in der Umgegend. Münzfunde, die ja in Thüringen sehr häufig sind, sind bekannt von Windischholzhausen, vom roten Berge und von Bischleben. Von letzterem Orte stammt auch eine Bronzefibel und vom roten Berge ein Gefäss aus Terra sigillata, das leider verschwunden ist, nur die Abbildung ist uns erhalten. Auch ein Gefäss (Grabfund?) von Ilversgehofen

dürfte hierher gehören. In die Zeit der Völkerwanderung werden wir den schönen Grabfund von Bischleben setzen können (Gefässe, Schildbuckel und Fibel von Bronze, Schnalle von Silber mit Goldblech und 2 Almandinen besetzt). Es sei hier die Vermutung ausgesprochen, dass von den oben erwähnten Herdgruben der Latènezeit wohl manche bis in diese und die Merowingerzeit hineinreichen. Die Scherben der gewöhnlichen Gebrauchsgefässe der Latènezeit und der späteren Jahrhunderte bis in die Merowingerzeit lassen keinen Unterschied erkennen. Erst in den letzten Jahren haben sich die Funde aus der zuletzt erwähnten Periode gemehrt. Mitten in der Stadt auf dem Anger fand sich ein Skelett und als Beigaben 2 silberne Schnallen und eine zwischen den Zähnen befindliche Goldmünze, eine barbarische Nachbildung eines Triens von Justinian I. Die Prägung der Münze ist um 550 anzusetzen. Noch bis heute hat sich an manchen Orten unter der Landbevölkerung Thüringens die Sitte erhalten, den Toten eine Münze in die Hand oder zwischen die Lippen und Zähne zu legen. Weitere Merowinger Gräber wurden dann gefunden am südwestlichen Abhang des Petersberges (von hier stammt ein sehr schöner, tadellos erhaltener Glasbecher) und östlich nahe der Stadt im Krämpferfelde, dann beim Bahnhof Gispersleben und auf dem roten Berge. Sie weisen alle das typische Grabinventar auf. Mit den Merowinger Funden gewinnen wir den Anschluss an die geschichtliche Zeit der Stadt. Im Jahre 742 bezeichnet BONIFATIUS in einem Briefe an den Papst ZACHARIAS Erfurt als eine uralte Stadt heidnischer Ackerbauer. Auch slawische Funde sind zahlreich vertreten. In unmittelbarer Nähe der oben erwähnten Merowingergräber im Krämpferfelde wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein grosses Gräberfeld entdeckt. Neben eisernen Sporen, Messern, Eimerreifen und Henkeln, Ohrringen von Silber und Goldblech mit Filigranarbeit, Schmuckperlen aus verschiedenem Material fanden sich die charakteristischen Schläfenringe aus Bronze und Silber. Ein zweites grosses Gräberfeld vor dem Löbertore bei der Wüstung Daberstadt ist ebenfalls hierher zu setzen. Auch bei Bischleben am Windeberg ist ein slawischer Friedhof gewesen, der die gleichen Funde wie oben geliefert hat.

Zum Schluss noch einige Worte über den Petersberg und die schon oben erwähnte Burg bei Möbisburg. Es kann kaum zweifelhaft sein, dass der fast isoliert sich erhebende Petersberg, der die Peterskirche trägt, schon in der Vorzeit umwallt gewesen ist. Der sagenhafte Thüringer König MERWIG soll hier eine Burg erbaut haben und eine zweite westlich des heiligen Eichenwaldes der Wagd (des jetzigen Steigers), die Merwigsburg, von der das jetzige Möbisburg seinen Namen erhalten haben soll. Von der alten Befestigung auf dem Petersberge haben freilich die mannigfachen dort vorgenommenen Veränderungen nichts mehr übrig gelassen, die andere Burg aber bei Möbisburg ist noch heute als viereckige Umwallung deutlich erkennbar. Aber beide Stätten sind auch noch Heiligtümer gewesen. Auf solchen altheiligen Stätten pflegten die Heidenbekehrer christliche Kapellen zu erbauen. Schon in sehr früher Zeit ist eine solche sowie ein Kloster auf dem Petersberge errichtet worden, und in Möbisburg steht die Dorfkirche

noch heute innerhalb der alten Umwallung. Dafür sprechen auch die mannigfachen interessanten Sagen, die sich an beide Örtlichkeiten knüpfen.

Professor Dr. GÖTZE, Gross-Lichterfelde:

Die vorgeschichtlichen Burgen der Rhön und die Steinsburg auf dem Kleinen Gleichberge bei Römhild.

Zu dem Ausflug, der sich an die Tagung anschliesst, mögen folgende Bemerkungen als Einleitung und Orientierung dienen. Wenn in dem Programm der Besuch nur von drei Burgen vorgesehen ist, soll das nicht zu der Annahme führen, als ob es die einzigen jener Gegend wären. Dieser jetzt abseits der grossen Verkehrsstrassen liegende Teil Deutschlands ist vielmehr überraschend reich an prähistorischen Befestigungen, die nicht nur des grossen archäologischen Interesses, sondern auch ihrer landschaftlich reizvollen Lage halber mehr Beachtung verdienen, als ihnen bisher zu teil geworden ist.

Wenn man von Thüringen über Eisenach nach der Rhön reist, passiert man im breiten Werratal hinter Salzungen das bekannte Latène-Gräberfeld von Leimbach. Bald erscheinen im Hintergrunde die Basaltkegel der Rhön, deren nördlichster Vorposten, der Öchsen bei Vacha, den Reigen dieser Befestigungen eröffnet. Es folgen nach Süden auf dem linken (westlichen) Felda-Ufer der Geiskopf auf dem Dietrichsberg oberhalb Wölferbütt, weiter der Beyer bei Weilar und die Hessenkuppe bei Dermbach. Etwas abseits vom Felda-Tale nach Westen der Arzberg bei Otzbach, weiterhin der Stallberg bei Rassdorf, der Habelsberg bei Tann und die Milseburg bei Kleinsassen. Im südlichen Teile der Rhön folgen der Gangolfsberg bei Roth und in grösserem Abstande der Meternich bei Bad Brückenau. Auf dem rechten (östlichen) Felda-Ufer liegen die Stoffelskuppe bei Rossdorf, der Umpfen bei Kaltennordheim und die Altemark bei Erbenhausen, östlich von letzterer die Disburg bei Wohlmuthausen und weiter im Werratale die Rentmauer bei Melkers und der Dolmar. Südlich hiervon die Steinsburg und der Grosse Gleichberg bei Römhild und der Queienberg bei Queienfeld.

Diese Befestigungen sind unter sich verschieden und müssen daher einzeln betrachtet werden. Im folgenden werden nur die wichtigsten Daten erwähnt, bezüglich der weiteren Einzelheiten sei auf meine Darstellung in den von G. VOSS herausgegebenen Bau- und Kunstdenkmälern Thüringens[1]) verwiesen, wo auch die Literatur angegeben ist.

Der Öchsen (630 m über N. N.). Den Gipfel umgibt ringförmig ein Wall aus Basaltsteinen, dem sich in grösserem Umfang ein Vorwall vorlagert. Von letzterem erstreckt sich auf der Südsüdwest-Seite ein System von Wällen tief hinab, um eine Quelle in die Befestigung einzubeziehen. Offenbar ist die Quelle während der Besiedlungsdauer mehrere Male talwärts ausgewichen, was eine Erweiterung der Anlagen

[1]) Heft XXXI, XXXIV, XXXVI ff.

veranlasste. Fundamente von Hütten, zahlreiche Scherben und eine Anzahl Waffen und Geräte lassen erkennen, dass der Berg längere Zeit besiedelt war. Für die Datierung kommen hauptsächlich in Betracht ein Latène-Schwert, ein Hiebmesser, ein Gürtelhaken und ein Mahlstein von einer Rotationsmühle. Den Zugang zum innersten Ring bildet ein Torweg, der durch zwei übereinander greifende Wall-Enden gebildet wird.

Der Beyer (713 m). Um den Gipfel laufen zwei konzentrische Ringwälle aus Basalt. Am Abhange befinden sich zwar zahlreiche Wohnpodien und Ackerterrassen, die Besiedlung scheint aber nur kurze Zeit gedauert zu haben, denn trotzdem durch Wegebauten u. dgl. die Oberfläche an vielen Stellen wund gemacht ist, sind bisher noch keinerlei Artefakte, namentlich auch keine Scherben beobachtet worden. Wenn somit dieses wichtige Hilfsmittel für die Datierung vorläufig versagt, macht es der allgemeine Charakter der Anlagen im höchsten Grade wahrscheinlich, dass sie in die Latène- oder allenfalls in die Hallstatt-Zeit zu setzen sind.

Die Hessenkuppe oder der Rederberg (690 m). Die ovale Kuppe wird von einem Basaltwall umringt, der seine stärkste Entwicklung gegen den Sattel hat, mit dem der Berg mit der benachbarten Höhe zusammenhängt. Hier befindet sich auch der Eingang, der wie beim Öchsen durch zwei übereinander greifende Wall-Enden gebildet wird. Im umwallten Raum liegen drei parallelle Wallstücke. Scherben, Handmühlen und eine Eisenschere zeigen, dass die Befestigung in der Latène-Zeit in Benutzung war.

Der Arzberg (572 m). Um den langen ovalen Gipfel zieht sich ein Basaltwall, dessen Eingang wiederum durch zwei übereinander greifende Wall-Enden gebildet ist. Ein vorspringender Vorwall gewährt dem Tor einen besonderen Schutz. Von Funden ist noch nichts bekannt geworden, die Art der Anlage macht aber die Datierung in die Latène-Zeit wahrscheinlich.

Die Stoffelskuppe trägt auf ihrer Spitze Überreste eines kleinen mittelalterlichen Bauwerks. Auf zweidrittel Höhe des Basaltkegels läuft ein Wall herum, dessen Alter ganz zweifelhaft ist. Diese Befestigung bleibt deshalb bei den folgenden Erörterungen ausser Betracht.

Der Umpfen (696 m). Während die bisher aufgezählten Befestigungen auf einzelnen steilen Bergkegeln liegen, ist es hier eine nach dem Feldatal vorspringende Zunge eines gewaltigen Bergmassivs, die durch einen einfachen Basaltwall geschützt ist. Er erscheint jetzt als Abschnittswall, das Bollwerk ist aber vielleicht ursprünglich um den ganzen geschützten Raum herumgegangen und später, soweit es auf dem steilen Plateaurande stand, abgestürzt. Funde liegen noch nicht vor. Die Anlage gehört vermutlich in die Latène- oder Hallstatt-Zeit.

Die Altemark (676 m). Runder Basaltkegel, um dessen Spitze ein einfacher Steinring läuft. Der Wall enthält, wie ich durch eine Nachgrabung im Jahre 1904 feststellte, den unteren Teil einer Trockenmauer aus Basalt und Kalkstein, deren Aussenwand bis zu 0,60 m Höhe erhalten ist. Brandspuren machen die Verwendung von Holzversteifungen wahrscheinlich. Die Mauer hatte, soweit sie aus Stein bestand, eine Höhe von 2½ bis 3 m und eine Stärke von 3 m. Bei der Ausgrabung

wurden Scherben eines dickwandigen, schlecht gebrannten Gefässes mit rauher Aussenfläche und die Hälfte eines ovalen Mahlsteins aus rotem Sandstein gefunden. Hiernach ist die Anlage zweifellos prähistorisch und zwar wahrscheinlich latène- oder hallstattzeitlich.

Die Disburg (710 m). Ovaler Basaltring um den Gipfel mit Eingang an der schmalen Südseite in der schon geschilderten Weise durch Übergreifen zweier Wall-Enden. Kleine Steinrücken, die den Wall streckenweise auf der Innenseite begleiten, scheinen von Gebäuden herzurühren, die sich an die Innenseite der Mauer anlehnten. Für die Datierung ist eine bei den Ausgrabungen des Jahres 1821 gefundene Früh-Latène-Fibel massgebend. Ob ein tordierter Oberarmring ostdeutscher Form in Beziehung zur Besiedlung der Bergspitze steht, ist ungewiss, da nicht einmal feststeht, ob er oben oder auf den Abhängen oder am Fuss des Berges gefunden ist.

Die Rentmauer (etwa 450 m). Über dem Dorfe Melkers erheben sich die Melkerser Felsen. Auf dem darüber liegenden Plateau liegt ein halbkreisförmiger Wall, der sich an den Steilrand anlehnt. Er besteht anscheinend aus kleinen Kalksteinbrocken. Funde liegen nicht vor. Da es ungewiss ist, ob der Wall überhaupt in vorgeschichtliche Zeit zurückgeht, bleibt er im folgenden ausser Betracht.

Der Dolmar (740 m). Das langgestreckte, grosse Plateau wird von einem einfachen niedrigen Wall aus Basalt und Kalksteinen umringt, in dem ich bei mehreren Querschnitten keine Mauerkonstruktion feststellen konnte. Der einzige Fund ist ein goldenes Regenbogenschüsselchen; trotzdem der grösste Teil des Plateaus durch frische Anpflanzungen wund war, konnte ich doch nicht eine einzige Scherbe finden. Auf der Fläche hat also jedenfalls keine umfangreiche und langdauernde Ansiedlung bestanden. Näheres, auch die Literatur, vgl. GÖTZE, HÖFER, ZSCHIESCHE, die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens S. 226.

Der Queienberg ist das äusserste Ende eines von der Steinsburg nach Nordwesten sich erstreckenden Kalksteinrückens. Er fällt in einer scharfen Kante nach Norden steil ab. An diesen Rand lehnen sich auf dem schwach geneigten Südabhang die Befestigungswerke an: zunächst ein grosser Querwall, der dann nach Westen umbiegt und sich gabelt; westlich hiervon ein viereckiger Wall, an dessen Westseite sich ein ovaler Wall anschliesst. In dem viereckigen Raum stand im Mittelalter eine Wallfahrtskapelle. Von vorgeschichtlichen Artefakten ist noch nichts gefunden worden, die Datierung ist unsicher.

Der grosse Gleichberg oder Bernberg (678 m). Das von Nord nach Süd langgestreckte Plateau ist auf der Nord-, West- und Südseite mit einem einfachen Basaltwall umgeben, während die steil abfallende Ostseite eines solchen Schutzes entbehrte. Im Südwall befindet sich ein senkrechtes Pfostenloch von 30 cm Durchmesser. Auf dem ausgedehnten Plateau sind Funde aus verschiedenen Perioden gemacht worden, die sogar, wie ein in der Nähe des städtischen Basaltwerkes gefundenes grosses dreieckiges Jadeitbeil zeigt, bis in die Steinzeit zurückgehen. Wenn auch in den bisherigen Funden eine bestimmte Epoche nicht besonders hervortritt und so eine sichere Datierung des Walles nicht möglich ist, weist doch die durch das Pfostenloch verbürgte

Kombination von Stein- und Holzkonstruktion mit Wahrscheinlichkeit auf die Latène- oder Hallstatt-Zeit.

Während ich über die vorstehenden Burgen aus eigener Anschauung berichten konnte, sind mir der Geiskopf, der Stallberg, der Habelberg, die Milseburg, der Gangolfsberg und der Meternich nicht bekannt. Geiskopf und Habelberg sind Abschnittswälle, Stallberg, Gangolfsberg und Meternich werden als Ringwälle bezeichnet, und die Milseburg ist ein an die steile Bergkuppe sich anlehnender Halbring mit verschiedenen kleinen Aussen- und Innenwällen; die zahlreichen Funde gehören der Latène-Zeit an. (LANGE, Hessen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit.)

Die Steinsburg auf dem kleinen Gleichberge bei Römhild (641 m). Den ganzen oberen Teil des Berges bedeckt ein kompliziertes System von Basaltwällen, das im einzelnen hier nicht beschrieben werden kann. Ich muss mich darauf beschränken auf die reiche Literatur zu verweisen, deren wichtigste bis 1904 erschienenen Schriften in den „Bau- und Kunstdenkmälern Thüringens" Heft XXXI (1904) zitiert sind [1]).

Die Bedeutung der Rhönburgen als keltische Grenzwehr gegen die Germanen.

Der Schlüssel zur Beurteilung dieser Burgen liegt bei der Steinsburg, mit der wir uns also zunächst beschäftigen müssen. Wenn man hin und wieder der Ansicht begegnet, dass diese schon längst erforscht oder dass infolge der Verwüstungen für die Wissenschaft dort nicht mehr zu holen sei als schon bekannt ist, so ist das ein Irrtum. Seit zehn Jahren beschäftige ich mich auf Veranlassung des Hennebergischen Altertumsforschenden Vereins und im Einvernehmen mit der herzoglichen Regierung zu Meiningen eingehend mit ihr und widme ihr unter tatkräftiger Beihilfe des Herrn Apotheker KADE jährlich mehrere Wochen. Dabei hat sich herausgestellt, dass unbeschadet der grossen Verdienste JACOBs die exakte Untersuchung der Bauwerke erst begonnen hat und dass bei der von mir befolgten Methode [2]) trotz der beklagenswerten Zerstörungen sogar aus den angeblich vernichteten Teilen noch manches wertvolle Ergebnis gewonnen werden kann. Der erste Teil des Programms, die genaue Aufnahme der Befestigungswerke in ihrem gegenwärtigen Zustand, wird in Kürze erledigt sein. Vorher sollen aus wohlerwogenen Gründen Aufdeckungen in grösserem Massstabe nicht vorgenommen werden, und erst wenn diese stattgefunden haben, wird eine exakte Datierung der einzelnen Befestigungsabschnitte und damit eine zuverlässige Darstellung der Entstehungsgeschichte der Steinsburg möglich sein. Immerhin liegen bereits soviel Beobachtungen vor, dass die Hypothese, die ich vor mehreren Jahren über die Bedeutung der Steinsburg als keltische Grenzfestung aufstellte [3]), immer festeren Boden gewinnt.

---

[1]) Über die neueren Untersuchungen vgl. GÖTZE, Die Arbeiten auf der Steinsburg im Jahre 1907. (Neue Beiträge zur Geschichte deutschen Altertums, 21. Lieferung, Meiningen 1907, S. 162–168, mit 3 Tafeln).

[2]) Vgl. ANTHES, Der gegenwärtige Stand der Ringwallforschung (Bericht über die Fortschritte der römisch-germanischen Forschung im Jahre 1905, S. 30). Ders., Ringwallforschung (VI. Bericht der römisch-germanischen Kommission, 1911).

[3]) Neue Beiträge zur Geschichte Deutschen Altertums, 16. Lieferung, 1902.

Den Ausgangspunkt bildet die Grösse und der Umfang der Befestigungswerke. Die Länge der Wallzüge beträgt insgesamt ungefähr 9 km mit einem kubischen Inhalt von schätzungsweise 200 000 Kubikmeter Mauer — die heutigen Wälle sind nämlich zusammengefallene Trockenmauern aus unbehauenen Basaltsteinen. Der äusserste Ring umschliesst ein Oval von über 1000 m Länge und 800 m Breite. Es handelt sich also um Bauten, die eine gewaltige Arbeitsleistung darstellen. Nimmt man an, dass ein Mann täglich 2 Kubikmeter Mauer baut, erhält man eine Leistung von 100 000 Arbeitstagen. Dazu kommt das Herrichten des Untergrundes, der Transport des Baumaterials, das Sortieren der Steine, wofür wiederum 100 000 Arbeitstage anzusetzen sind. In dieser Schätzung ist die für die Entstehungsgeschichte der Steinsburg wichtige Beobachtung der letzten Zeit, dass nämlich Umbauten in grossem Umfang stattgefunden haben, noch nicht berücksichtigt. Nähere Angaben über diese Umbauten behalte ich mir an anderer Stelle vor.

Es liegt hier ein Werk vor, dessen Ausführung die Kraft einer einzelnen Gemeinde übersteigt. Wenn auch an vielen Stellen des Berges Überreste von Häusern, Wohnpodien und andere Ansiedlungsspuren vorhanden sind, war die ansässige Bevölkerung der Steinsburg bei weitem nicht zahlreich genug zur Schaffung solcher Anlagen. Aber auch die Leistungsfähigkeit der umliegenden Ortschaften, wenn sie sich zum Bau einer Fliehburg zusammengetan hätten, würde nicht ausgereicht haben. Hier waren grössere Kräfte wirksam, hier war ein grosser Bezirk, ein Stamm oder Gau an der Arbeit beteiligt. Das hat aber zur Voraussetzung, dass dieser grosse Bezirk auch am Nutzen interessiert war. Dann war die Steinsburg keine Fliehburg im gewöhnlichen Sinne, von der nur die nächsten Nachbarn Nutzen hatten, sondern hier waren grosse, weitreichende Interessen im Spiel, die den ganzen Stamm oder Gau angingen.

Zu demselben Ergebnis kommt man durch die Frage nach der Möglichkeit der Besetzung und Verteidigung. Die Verteidigungslinie des äusseren Ringes hat eine Länge von 3100 m, die eine enorme Mannschaft beansprucht. Und wenn man auch annehmen wollte, dass diese schwache Befestigung beim Angriff eines starken Feindes von vorn herein preisgegeben und nur die Verteidigung des zweiten Ringes, einer riesigen Mauer, beabsichtigt gewesen wäre, so musste man doch noch eine Strecke von 2 ½ km besetzen. Man sieht, dass wie beim Bau so auch bei der Verteidigung grosse Menschenmengen erforderlich waren. Also auch auf diesem Wege kommen wir dazu, die Beteiligung eines grossen Bezirks anzunehmen.

Welcher Art solche weitreichenden gemeinsamen Interessen waren, ergibt sich aus der Betrachtung der allgemeinen politischen Lage. Die Erbauung der Steinsburg oder wenigstens ihr Ausbau zu einer grossen Festung erfolgte im 5. bis 4. Jahrhundert v. Chr., und zwar waren es Kelten, die damals in dieser Gegend sassen. Das keltische Gebiet reichte bis hinein nach Thüringen, aber es war, wie wir aus KOSSINNAS Arbeiten wissen, durch die von Norden herandrängenden Germanen bedroht. Mag nun der Rückzug der Kelten aus Thüringen allmählich oder sprungweise vor sich gegangen sein, so kann ihnen die unerfreu-

liche Tatsache, dass sie an Boden verloren, nicht verborgen geblieben sein. Druck erzeugt Gegendruck, und damit sind die Bedingungen für den Zusammenschluss eines grösseren Gebietes zur Abwendung einer Alle gleichmässig bedrohenden Gefahr gegeben. Hierin findet nun auch die Entstehung einer grossen Festung wie der Steinsburg ihre Erklärung.

Es mag beachtet werden, dass die Mehrzahl der keltischen Oppida in Frankreich fast ausschliesslich der letzten Zeit der gallischen Unabhängigkeit angehören, also wahrscheinlich erst kurz vor der Ankunft der römischen Legionen erbaut worden sind [1]). Hält man daneben, dass die Entstehung der Steinsburg in die Zeit des Vordringens der Germanen fällt, so liegt es nahe, in beiden Fällen die Bautätigkeit mit dem Andringen eines mächtigen Feindes in ursächlichen Zusammenhang zu bringen.

Die Steinsburg bildet gegen einen aus Thüringen zu erwartenden Feind einen vorzüglichen Zentralpunkt der Verteidigung. Durch ihre Lage hinter der in erster Linie gefährdeten Grenzzone war sie gegen plötzliche Überrumpelung gesichert, während sie als Ausgangs- und Stützpunkt für Unternehmungen nach verschiedenen Seiten hin sich vorzüglich eignete. War das Kriegsglück nicht günstig, so nahm sie hinter ihren ausgedehnten starken Mauern nicht nur ein geschlagenes Heer sondern auch die Bewohner des umliegenden Landes in ihren Schutz. Die nach allen Seiten weithin freie Aussicht gestattete es, durch Feuer- und Rauchsignale Meldungen aus grosser Entfernung entgegen zu nehmen und weiter zu geben. Dass die Gallier ein vorzügliches Meldewesen hatten, bezeugt CAESAR, der seine Verwunderung ausspricht, wie schnell die Nachricht eines seiner Siege vom Lager des CICERO zu dem des LABIENUS gelangte [2]).

Wenn drüben in Thüringen Kriegsrüstungen vorbereitet wurden oder Streitkräfte sich in Bewegung setzten, konnte dies durch Posten vom Kamm des Thüringer Waldes nach der Steinsburg signalisiert werden, und dort war man in der Lage, ebenfalls durch Fernsignale die waffenfähige Mannschaft eines grossen Bezirks sofort zu mobilisieren. Die im Schutz der Steinsburg zusammengezogenen Streitkräfte konnten von hier aus je nach Bedarf mit Leichtigkeit sowohl nach einem der Pässe des Thüringer Waldes als auch gegen einen das Werratal aufwärts marschierenden Feind geworfen werden. Man hatte auch die Möglichkeit, die vorgelagerten kleinen Burgen durch Signale zu warnen, von denen ein Teil im Gesichtskreis der Steinsburg liegt, so der Dolmar, der Beyer, die Disburg und der Queienberg. Von Dolmar sind ausser dem Beyer und der Disburg dem Auge erreichbar der Öchsen, der Dietrich, der Arzberg und die Hessenkuppe.

Dass diese Burgen — soweit datierbare Funde vorliegen — der Latène-Zeit (bezw. Späthallstattzeit) angehören, wurde schon oben betont. Sie schliessen sich aber auch unter sich und mit der Steinsburg zu einer Kultur-Einheit zusammen, indem sie einen ganz bestimmten Typus in der Anlage gegenüber andern Befestigungen erkennen lassen. Es sind Gipfelburgen, d. h. ihre Erbauer suchten mit Vor-

[1]) DÉCHELETTE, Revue de la Synthèse historique No. 7, Juli-August 1901.
[2]) Caesar B. G. V, 53.

liebe die höchsten Berggipfel auf. Wenn das geschah trotz der unbequemen Zugänglichkeit, der Schwierigkeit der Wasserversorgung und mancher anderer Nachteile, die eine solche Situation mit sich brachte, so müssen eben besondere Ursachen vorliegen. Um von der Natur geschützte Stellen zu finden, waren sie durchaus nicht auf diese Spitzen angewiesen. Es gibt in dem fraglichen Gebiet namentlich an den Talrändern genug Plätze, die sich vorzüglich für Befestigungen und besonders für die bequeme Anlage von Abschnittswällen eignen ohne die bezeichneten Nachteile aufzuweisen. Wenn man sieht, dass in andern Gegenden z. B. im Thüringer Zentralbecken die Form des Abschnittswalles in mittlerer Höhenlage vorwiegt [1]), trotzdem es auch dort nicht an höheren Berggipfeln fehlt, so vermute ich in der Bevorzugung der Berggipfel eine durch lange Betätigung erworbene Gewöhnung, wie sie sich innerhalb eines im Gebirgsland gross gewordenen Volkes ausbildet, und die durch gewisse Lebensgewohnheiten gestützt wird, d. h. mit einem Wort ein ethnologisches Moment. Bei den in Rede stehenden Burgen, wo ausser Kelten nur noch Germanen in Frage kommen, kann die Wahl nicht schwer sein.

Es liegt mir natürlich fern den Tacitus zu missbrauchen, wie es zuweilen geschieht, und unter Berufung auf Germ. c. 16 zu sagen, die Germanen hätten überhaupt keine Burgen gebaut. Aber wenn man überall im keltischen Gebiet, nicht nur in Deutschland sondern namentlich auch in Frankreich, Burgen der in Rede stehenden Art sieht, während sie in unbestritten germanischem Gebiet in der Früh- und Mittel-Latènezeit fehlen — wie viel schöne Kuppen hat nicht der Harz! — so kommt man eben ganz von selbst zu der Anschauung, dass die Gipfelburg der Hallstatt- und Latènezeit ein keltischer Typus ist. Ein weiteres Merkmal dieser Burgen, das bis zu einem gewissen Grad vom ersten abhängt, besteht in der den Gipfel konzentrisch umgebenden Befestigungsanlage, von der nur ausnahmsweise wie beim Umpfen abgewichen wird. Die Wohnpodien, die massiven Hausfundamente und die hoch am Berg hängenden Ackerterrassen vervollständigen das typische Bild.

Dass diese Gipfelburgen nun gerade in der Zone der keltischen Nordgrenze auftreten, ist wohl kein Zufall. Es machte sich eben dort ein grösseres Bedürfnis nach Schutz gegen den vorwärts drängenden germanischen Nachbarn geltend.

Ihre geographische Verbreitung gibt beachtenswerte Hinweise auf die Richtung, in der sich die germanische Welle bewegte. In der Zone, die von der Steinsburg östlich dem Thüringer- und Frankenwald entlang geht, scheinen sie zu fehlen, man muss also annehmen, dass diese Gegend nicht gefährdet war. Das ist nun in der Tat der Fall, denn hier reichte keltisches Gebiet noch weit über das Mittelgebirge in das Gebiet der oberen Saale in den heutigen Kreisen Saalfeld und Ziegenrück hinein. Der Umstand, dass keltische Bevölkerung sich dort so lange halten konnte, deutet darauf hin, dass der germanische Stoss nicht nach Süden ging. Er richtete sich vielmehr nach Südwesten und Westen gegen das südliche Vorland des nördlichen Thüringer Waldes und gegen

[1]) ZSCHIESCHE, Die vorgeschichtlichen Burgen und Wälle im Thüringer Central-Becken (Vorgeschichtliche Altertümer der Provinz Sachsen, Heft X—XII).

die Rhön, und veranlasste die dort wohnenden Kelten zu Schutzmassregeln, d. h. zur Erbauung der genannten Burgen.

Das westlich anschliessende Gebiet des Vogelsberges, Taunus und Westerwaldes ist noch zu wenig erforscht, als dass man sich ein ausreichendes Bild der Besiedlung in jener Epoche machen könnte. Jedenfalls fehlen aber auch hier die keltischen Gipfelburgen nicht und namentlich scheint den grossen Taunusburgen eine ähnliche Rolle wie der Steinsburg zugefallen zu sein, während die Bedeutung des Dünsberges bei Giessen und des Heunsteins bei Dillenburg erst nach der weiteren archäologischen Aufklärung Hessens besser hervortreten wird.

Nach diesem Vortrage wurde die Sitzung geschlossen und ein gemeinsames Mittagsmahl in der „Ressource" eingenommen.

Nachmittags 4 Uhr: Ressource.

Vorsitz: Universitäts-Professor Dr. G. KOSSINNA.

Direktorial-Assistent und Privatdozent Dr. H. HAHNE, Hannover

Über die Moorleichen der Provinz Hannover.

Mit Tafel I und II.

Mit dem Schlagworte „Moorleichen" bezeichnet man menschliche Leichen, die in bestimmten Gebieten Nordeuropas im Torfmoor gefunden werden, durch chemische Einflüsse mumienartig konserviert; mit oder ohne Kleidung altertümlicher Art, die auf frühgeschichtliche Zeit hinweist; bisweilen in auffälliger Lage und Stellung, mit Anzeichen von Fesselung und absichtlicher Versenkung. — Bereits im Anfang des XIX. Jahrhunderts wandte sich den Moorleichen wissenschaftliches Interesse zu. Durch Joh. MESTORF erfuhren diese Funde 1900 und 1907 die erste vorzügliche zusammenfassende Bearbeitung (im 42. und 44. Bericht des Vaterl. Museums zu Kiel). Viele Einzelheiten bleiben aber noch zu erforschen, die es dann auch ermöglichen werden, den Beziehungen dieser Fundgruppe zu den grösseren Fragen der Vor- und Frühgeschichte weiter nachzugehen. Auf die germanische Stammeskunde, Sitten- und Rechtsgeschichte, Kleidungskunde, sowie auf somatisch-anthropologische Fragen und endlich auf wichtige geologische und geographische Verhältnisse, so z. B. auf die Torfmoor-Entwicklung, wirft die eingehendere Untersuchung der Moorleichen Licht.

Von den mir z. Zt. bekannten 56 Moorleichenfunden entfallen auf Dänemark 19 (Jütland 16, Fünen 1, Falster 2), Schleswig 7, Holstein 4, Nord-Hannover 18, Oldenburg 2, Holland 5, Irland 1.

Aus verschiedenen Gründen werden in die Moorleichen-Untersuchung hereingezogen auch die „Moorschuhe" und „Moorkleider", d. h. Funde von einzelnen Kleidungsresten oder von paarweise, öfters auch in grösserer Zahl beisammenliegend im Moor zum Vorschein kommenden Lederschuhen, wie sie aus Holstein, Schleswig, Hannover, Oldenburg und Holland bekannt geworden sind. Berücksichtigt werden

müssen überhaupt alle archäologischen Funde, zumal Moorfunde jeder Art (z. B. Moorbrücken), die sicher oder möglicherweise zeitliche und andere Beziehungen zu den Moorleichenfunden haben und mit ihnen zusammen grössere chronologische oder kulturelle Gruppen bilden.

Schon bei den ersten wissenschaftlichen Auseinandersetzungen über Moorleichen wurde auf geschichtliche Überlieferungen hingewiesen, die für altgermanisches Recht die Versenkung ins Moor (bezw. in den „Sumpf") als Strafe für gewisse Verbrechen (Ehebruch besonders) bezeugen; so auf Tacitus, Germania, Cap. XII., als die älteste der betreffenden Nachrichten; aber bereits aus altrömischer Zeit ist dies Ertränken im Sumpf als Strafe bezeugt (Livius Hist. I, 51), andererseits in der älteren Edda (Gudrunlied), weiter z. B. in den Gesetzen der Burgunder und in gelegentlichen Notizen bis ins Mittelalter hinein, sicher bis ins XV. Jahrhundert. Betreffend die Chronologie der Moorleichenfunde ist nach J. MESTORF bisher folgendes zu sagen: Die bei den Leichen gefundenen Kleidungsstücke zeigen weitgehende Übereinstimmungen in Schnitt und Stoff. Sehr häufig finden sich hemdartige, meist ärmellose Kittel, auch solche aus Fell, und häufig grosse viereckige, oft fransenbesetze Tücher (Plaids); mehrmals Hosen, Binden, Schnuren, Ledergurte und Lederschuhe. Die Gewebe bestehen immer aus Wolle und zeigen mancherlei charakteristische Ubereinstimmungen in der Herstellung der Fäden und Nähte, sowie in den Webemustern. Die Moorleichengewänder zeigen nun weiter allerlei Übereinstimmungen besonders mit den Kleiderresten aus dem Torsberger Moorfunde des (II.) III. bis IV. Jahrhunderts nach Christo. In diese Zeit („um 300") gehört auch die einzige bei einer Moorleiche gefundene Bronzefibel (Corselitze. MESTORF 1900, No. 15).

Die silbernen „Kapselanhänger" von Obenaltendorf betonen aber nach den Untersuchungen von E. BLUME (1910)[1]) die Zeit um 200. Die Beziehungen der „Moorleichen-Garderobe" zu den immer zahlreicher bekannt werdenden bildlichen Darstellungen und Beschreibungen germanischer Tracht im Bereiche römischer Kunst und Literatur bestätigen im ganzen diese vorläufige Ansetzung in frühe nachchristliche Zeit wenigstens für die Mehrzahl der Moorleichen. Auf dieselbe Zeit weist die grosse Ähnlichkeit der Schuhe unserer Fundgruppe mit Schuhen, die z. B. im Brunnen der Saalburg gefunden sind. Endlich geben die bildlichen Darstellungen des Silberkessels von Gundestrup mehrfache wichtige Fingerzeige für unsere Untersuchungen, die angedeutete zeitliche Ansetzung der Moorleichen wird durch sie unterstützt (KOSSINNA).

Zur Vorsicht gegenüber dem naheliegenden Versuch, die Gesamtheit der Moorleichen als eine zeitlich begrenzte Fundgruppe aufzufassen, mahnt zunächst die Überlegung, dass Versenkung in Sumpf und Moor sowohl als Strafgebrauch, wie als Begräbnisart für sehr verschiedene Zeiten bezeugt ist. Besonders nackten Leichen gegenüber ist deshalb Vorsicht geboten,

[1]) E. BLUME, Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit. (Diss. Berlin), Würzburg 1910, S. 92.

und solchen Funden gegenüber, bei denen über die Art der Kleiderreste nichts Sicheres bekannt ist. Aber auch die Tatsache, dass die Moorleichenkleidung z. B. mit den Torsberger Funden und datierbaren Germanendarstellungen weitgehende Übereinstimmung zeigt, würde erst eindeutig sein, wenn nachweisbar wäre, dass die betreffenden Gewebetechniken und Kleiderformen nicht auch in früherer oder späterer Zeit in dem betreffenden Gebiete Nordeuropas in Übung gewesen sind. — Die Moorgeologie lässt uns bei unseren chronologischen Fragen bisher fast noch ganz im Stich.

Die Moorleichen sind ausserordentlich „vielseitige" Funde und bieten Angriffspunkte für mancherlei exakte Untersuchungen auf naturwissenschaftlichem und archäologischem Gebiete. Schlussfolgerungen weiterblickender Art in den oben angedeuteten Richtungen werden besser erst aufzustellen sein, wenn alle Moorleichenfunde kritisch untersucht sein werden.

Beobachtungen, die ich bei Gelegenheit der museumtechnischen Bearbeitung der 3 Moorleichenfunde des Provinzialmuseums zu Hannover machte, sowie bei dem Versuch der Nachbildung von anderen Moorleichenkleidungsstücken aus der Provinz Hannover führten mich zu eingehenderen Untersuchungen zunächst der Moorleichenfunde der Provinz Hannover. Von den Ergebnissen dieser Arbeit, über die ein ausführlicherer Bericht als Veröffentlichung aus dem Provinzialmuseum zu Hannover in Vorbereitung ist, will ich in Folgendem auszugsweise einiges mitteilen.

Von den 18 Moorleichenfunden, die aus der Provinz Hannover bekannt geworden sind, werden die Reste von 6 in 4 verschiedenen Museen aufbewahrt; von den anderen sind vier nach gerichtlicher Untersuchung auf den nächstgelegenen Friedhöfen begraben, die übrigen sind teils alsbald nach dem Auffinden verkommen, teils ist ihr weiteres Schicksal unbekannt. Von mehreren Moorleichenfunden sind sehr gute Fundnachrichten erhalten, z. T. unveröffentlicht in unserem „Archiv f. vorgesch. Landesforschung"; aber auch aus schlechten Fundberichten von Augenzeugen ist mancher wichtige Hinweis zu entnehmen, oft allerdings nur sozusagen zwischen den Zeilen zu finden; deshalb habe ich bei allen Funden vielfach Nachfragen angestellt über die Fundstellen, die Vorgänge bei der Hebung des Fundes u. a. m. Die Museen zu Emden und Stade überliessen dem Provinzialmuseum gütigst leihweise ihre Funde zur Untersuchung für einige Zeit. Die Leiche von Brammer bei Kreepen konnte ich im Museum für Völkerkunde untersuchen und photographieren. Bei der Untersuchung der Funde selbst traten und treten aber fortwährend neue Fragen auf, sodass die Untersuchungen heute noch nicht als abgeschlossen zu betrachten sind.

Viele der notwendigen Untersuchungen sind ausserordentlich langwierig und schwierig. Herrn Studiosus Alb. WINCKLER verdanke ich wertvolle Hilfe bei der Untersuchung der Gewebe, die er als mein Volontär mit grosser Geduld und Gewissenhaftigkeit ausführte. Seine Untersuchungsergebnisse liegen vielen meiner Angaben über die Gewebe zugrunde.

Auf zwei besonders fruchtbare und interessante Beobachtungen, die sich mir ergaben bei der Untersuchung der Form der Moorleichenkleider, will ich im voraus zusammenfassend hinweisen. Erstens stellte es sich heraus, dass die Tragefalten der Gewandung und die abgetragenen Stellen oft noch erstaunlich gut erkennbar waren und zu allerlei Schlüssen über die Tracht berechtigten. Ausserdem war oft die Zusammengehörigkeit und ursprüngliche Lage, sowie z. B. die „Unterseite" und „Oberseite" einzelner Teile und Kleiderreste der Leiche an verschiedener Färbung zu erkennen, die offenbar Folge der Einwirkung des Moores und der Verwesung ist.

Zugunsten der Übersichtlichkeit wähle ich im Folgenden die Form knapper Fundberichte.

I. Moorleichenfunde, von denen Reste vorhanden sind.

1. Bernuthsfeld, Kr. Aurich. Im Moore „Hogehahn", 400 m westlich von der Landstrasse bei der Kolonie Tannenhausen, gefunden 1907; zunächst wieder vergraben, bald aber wieder sorgsam durch Archivrat Wächter gehoben. Aufbewahrt im Museum zu Emden.

Männliche Leiche mit 20 cm langem Haupthaar, lag bekleidet auf dem Rücken. Die Kleidung bestand aus folgenden Stücken:

a) Ärmelrock
b) Kapuze
c) Umschlagetuch
d) Plaid, mit Fransen an einer Schmalseite
e) f) 2 lange Binden
g) Wollschnurreste
h) Lederriemen
i) Lederne Messerscheide
k) Lederriemchen
l)-o) 4 Zeugstücke von unsicherem Zweck
p) 1 Kappe aus Kalbfell, die in 200 m Entfernung von der Leiche gefunden ist, gehört wahrscheinlich zu ihr
q) Ein „Stock" von 128 cm Länge ohne Bearbeitung lag „bei der Leiche".

Metallteile sind nicht gefunden worden. An dem Lederriemen hat ursprünglich eine Schnalle gesessen; sie ist entfernt ohne Verletzung des betr. Riemenendes, also wohl zerrostet. Der

a) b) Ärmelrock und die Kapuze sowie die Stücke l-o bestehen aus einzelnen Zeugstücken (der Rock aus 43, die Kapuze aus 8), die 22 verschiedene Webemuster zeigen und teils mit zweckmässigen Nähten aneinander gefügt, teils als Flicken über abgetragene Stellen genäht sind, woraus hervorgeht, dass der Rock wirklich lange Zeit getragen ist. Alle Stoffteile sind aus Wolle gewebt, und zwar in Leinenbindung sowie als Köper, Streifendrell und Rautendrell. Auffällig ist ein Köpergewebe, das aus zweifarbigen Fäden so gewebt ist, dass ein grosskariertes „schottisches" Muster entstanden ist; es sitzt am Rock vor der Brust. Der Rock hat einen „Stehkragen", sowie

links vorn einen Schlitz zur Erweiterung des Halsausschnittes. Die Ärmel sind lang und eng. Die Kapuze hat vielleicht am Rockkragen gesessen, wo Nahtspuren vorhanden sind.

c) Das Tuch ist nach den Tragefalten u. a. zu urteilen benutzt als Umhang über Rücken und Brust (Mantel, Sagum); es besteht aus dickem, lockerem Wollköper und zeigt an mehreren Stellen aufgenähte Stücke zweifarbigen Gewebes.

d) Das Plaid zeigt dickes, lockeres Streifendrellgewebe.

e) f) Die Binden aus rauhem Wollgewebe in Leinenbindung zeigen Falten, die darauf deuten, dass sie wohl als Fuss- und Bein-Wickel gedient haben.

h) Der grobe Lederriemen ist nicht ohne weiteres als Leibgurt anzusprechen, da er wohl nicht viel länger als 75 cm gewesen ist und weil die Schnall-Löcher anders verteilt sind als bei einem Gürtel.

i) Die Messerscheide aus feinem Leder ist für ein „Rückenmesser" (kleiner Sax) gemacht.

k) Die Fellkappe ist in sorgfälltiger Arbeit hergestellt aus Fell einer Ziege, deren dunkeler Rückenstreifen (?) einen von vorn nach hinten über den Kopf laufenden Schmuckstreifen bildet.

l)-o) Der Zweck der 4 Zeugstücke ist unsicher; sie sind keine zufällig abgerissenen Fetzen, zeigen zu je 2 symmetrische Form und Nähte; Benutzungsspuren lassen vermuten, dass wenigstens die zwei grösseren Stücke bei der Fussbekleidung verwendet worden sind; die kleinen mögen ursprünglich mit der Kapuze im Zusammenhang gestanden haben.

2. Brammer bei Kreepen, Kr. Verden. Im Hingstmoor gefunden 1903; aufbewahrt im Kgl. Museum f. Völkerkunde in Berlin.

Männliche Leiche mit, bis 25 cm langem, gelocktem Haupthaar und etwa 1½ cm langem Kinn- und Wangenbart; sie lag mit dem Gesicht nach unten nackt im Torfmoor, der rechte Arm lag über, der linke unter dem Kopf, die Beine waren angezogen. Spuren von Fesselung an Armen und Füssen waren und sind noch erkennbar, hierauf wies auch die Lage hin. Bei (auf?) der Leiche lagen 3 Steine von etwa 20—25 Pfund, sowie zwei „Stäbe". Reste von zusammengedrehten Ruten sind mit der Leiche eingeliefert.

3. Marx, Kr. Wittmund. (Marx-Etzel). Im Hilgenmoor (Kirchenmoor) bei Etzel gefunden 1817; aufbewahrt im Provinzialmuseum zu Hannover. Wahrscheinlich männliche Leiche, lag bekleidet auf dem Rücken, von 2 (oder 4) „Pfählen" niedergehalten, die im Sand des Moorbodens eingerammt waren und sich über der Leiche kreuzten; sie sind verloren. Von der Leiche ist kein Körperteil aufbewahrt (vgl. No. 4). Die Kleidung bestand nach einem zeitgenösischem Berichte aus:

a) „Mantel"
b) Wams
c) Kniehose
d) 2 Lederschuhen.

Es sind folgende Kleidungsreste vorhanden:

a) Reste eines Gewandstückes (Jacke, Hemdrock?), bestehend aus

zwei aufeinandergenähten Lagen von verschieden feinem Wollgewebe in Leinenbindung (das feinere mit doppeltem Einschlagfaden).

b) Rumpfkleid (Überwurf) aus einem langen Wollköperstück hergestellt durch Zusammennähen der Schmalseiten bis auf einen Schlitz am unteren und ein Loch für den einen Arm am oberen Rande. Nach den Falten und Abnutzungsstellen, sowie der Verfärbung ist das Stück so getragen, dass der linke Arm durch das Ärmelloch gesteckt wurde und Kopf und rechter Arm zunächst oben aus dem Gewand herausgestreckt wurden. Der dabei unter der rechten Achsel liegende Zeugrand wurde dann vorn und hinten gefasst und über der rechten Schulter durch eine Nadel zusammengehalten, wodurch das zweite Armloch gebildet wurde.

c) die Kniehose aus einem Stück Wollengewebe, dessen Mittelteil als Rautendrell, dessen Ränder als Streifendrell gewebt sind, hergestellt in einem einfachen Schnitt ähnlich dem einer Babyhose. Der Leibteil der Hose ist durch Einnähen eines Leibbindenförmigen Stückes verstärkt. An der Hose sind mehrere Flicken eingesetzt.

d) Von den zwei Schuhen ist nur einer im Provinzialmuseum aufbewahrt, der zweite ist 1817 nach Groningen abgegeben an die dortige Akademie (vergl. unten unter Schuhfund von Ardorf). Unser Schuh ist aus einem Stück Fell (Rind) geschnitten; Reste von Haaren sind an der Innenseite noch vorhanden. Der Schnitt des Schuhes zeigt grosses Verständnis für die natürliche Form und Bewegung des Fusses. Die sehr gefällige Verzierung passt sich vorzüglich dem praktischen Zweck des Ganzen an, da sie nur auf ruhenden Flächen angebracht ist. (Die Rekonstruktion, wie sie in Lindenschmit Altt. u. h. V. II. 7. 5. und anderen Stellen gegeben ist, entspricht nicht ganz der Wirklichkeit.)

4. Marx, Kr. Wittmund. (Marx-Stapelstein). Ebenfalls im Hilgenmoor bei Stapelstein gefunden 1861; aufbewahrt im Provinzialmuseum zu Hannover. Das Geschlecht ist unbestimmt. Die Leiche lag „wie begraben", „Kleiderreste lagen dabei, von mindestens 3 Kleidungsstücken". Aufbewahrt sind eine grosse Anzahl stark zusammengedrückter und zerknitterter, meist nur kleiner Wollgewebefetzen (Leinen- und Köpergewebe) ohne erkennbare Gewandform; auffallend ist ein Stück aus sehr feinem Wollgewebe mit dunklen Längsstreifen sowie Reste zweier Borden in Brettchenweberei. Der skelettierte Schädel der Leiche ist vorhanden, es ist nachweislich der in der Literatur fälschlich der Leiche von Marx-Etzel (No. 3) zugeschriebene (so bei Virchow „Beiträge zur physischen Anthropologie der Deutschen" S. 239). Der Schädel gehört einem Erwachsenen an (geschlossene Sphenobasilarnaht!).

5. Neu-Veerssen, Kr. Meppen. Im Provinzialmoor bei Gr.-Fullen gefunden 1900; aufbewahrt im Provinzialmuseum zu Hannover. Männliche Leiche mit etwa 20 cm langem, welligem Haupthaar und kurzgeschorenem Hinterhaupthaar, Kinn-, Wangen- und Lippenbart; lag nackt auf dem Rücken mit angezogenen Armen und Beinen.

Die Lage der Beine lässt sich z. B. durch die vorhandenen Spatenstiche feststellen, die zugleich mehrere benachbarte Knochen und Gelenkteile durchschnitten, also gleichsam deren Lage zu einander markiert haben. 1901 wurde in 4 m Entfernung ein „Tuch in der Grösse einer zusammengerollten Pferdedecke" gefunden, vielleicht also ein Kleidungsstück, das zu der Leiche gehörte (verloren). Spuren von Fesselung u. dergl. sind nicht nachzuweisen.

6. Obenaltendorf, Kr. Neuhaus a. d. Oste. Im Obenaltendorfer Moor, nordöstlich der Schule gefunden 1895; zunächst wieder verscharrt, dann von Herrn Lehrer MEIER sorgsam wieder aufgegraben. Aufbewahrt im Museum zu Stade, aber einige Fetzen (vom Plaid) im Kgl. Museum für Völkerkunde zu Berlin.

Männliche Leiche, von der viele Reste aufbewahrt sind, so der Kopf mit 8 cm langem, welligem Haupthaar, deutlicher Scheitelglatze, kurzgeschorenem Lippen- und Wangenbart (das Kinn ist am Kopf nicht vorhanden). Die Leiche ist bekleidet gefunden, ihre Lage ist nicht festgestellt worden. Die Kleidung der Leiche selbst ist von den Torfgräbern stark zerfetzt, und erst später zusammengesetzt worden (r.-g. C.-Mus. Mainz); es sind vorhanden:

a) Hemdrock ohne Ärmel
b) Plaid mit Fransen an beiden Schmalseiten
c) 1 Hosenbein (wohl das linke)
d) e) 2 kurze breite Binden
f) g) 2 Lederschuhe
h) i) 2 Anhänger aus Silberblech in Form plombenartiger Kapseln.

a) Der Hemdrock ist aus einem langen Stück Wollgewebe (in Leinenbindung mit doppelten Einschlagfäden) hergestellt, indem die Schmalseiten zusammengenäht sind bis auf einen Schlitz unten und einen für einen Arm oben. Die Langseite, die somit der obere Rand des Gewandes wurde, ist zusammengenäht bis auf einen Schlitz für den Hals. Für den anderen Arm ist ein Armloch in das Gewebe eingeschnitten. Über Brust und Rücken laufen 3 dunkle eingewebte Streifen, nahe dem unteren Saum deren 2.

b) Das Plaid ist ein gr. Webestück in derselben (aber mit gröberen Fäden hergestellten) Gewebetechnik wie a) mit je einem dunklen eingewebten Streifen an jeder Schmalseite. Die Breitseiten mit Webekante, die Schmalseiten mit 5 cm langen Fransen, aus den Enden der Kettenfäden gedreht, versehen. Die Falten und Verfärbungen lassen vermuten, dass die Leiche in das Plaid eingewickelt war. An einem zu diesem Plaid gehörigen Stück Zeug kleben menschliche Haupthaare.

c) Ein Hosenbein oder Reste von zweien (fälschlich als „Kapuze" ergänzt) gehört zu einer Kniehose, die aus derselben Gewebeart, wie a) hergestellt ist. Eingewebte dunkle Streifen laufen nahe dem unteren Rande quer um den äusseren Schenkelteil. Sehr deutliche Tragfalten im Sinne der Kniehose sind vorhanden.

d) e) Die Binden bestehen aus Wollgewebe in Leinenbindung mit Resten von Schnüren an den Ecken. Bei der Auffindung haben sie „unterhalb des unteren Randes" des Hemdrockes gelegen; sie zeigen sehr auffällige Falten und Abnutzungstellen. Die Falten treten in genau derselben Weise an einem Stück Zeug in der Grösse dieser Binden auf, wenn man es fest um das Knie wickelt und dann kräftig das Knie beugt.

f) g) Die Lederschuhe sind zur Zeit auf Gipsfüsse gezogen, und zwar auf zwei verschieden lange und breite, weil Einrisse und fehlende Stücke an den Sohlen u. a. m. nicht berücksichtigt worden sind bei der Ergänzung der Schuhe. Ein Stück Lederwerk, das nicht bei der „Rekonstruktion" verwendet ist, zeigt, dass sich an der Innenseite der Schuhe Haare befinden (Rind). Der Schnitt ist grundzüglich gleich dem des Marx-Etzeler Leichenschuhes. Das Ornament ist spärlicher. Der Teil des Schuhes, der die Aussenfläche (bezw. obere Fläche) des Mittelfusses deckt, ist in mehrere Streifen aufgelöst, deren breitester das Hauptornament trägt. —

h) i) die beiden Anhänger sind je aus einem Sanduhrförmig geschnittenen Stück Silberblech so hergestellt, dass die runden, löffelartig hohlgetriebenen Enden mit ihrer Hohlseite aneinander gebogen und durch einen zwischen sie senkrecht auf ihre Ränder gelöteten Messingstreifen vereinigt sind. Das schmale Mittelstück ist dabei zur Öse gebogen. An welcher Stelle der Leiche diese Schmuckstücke gefunden sind, ist nicht sicher; sie zeigen Abscheuerung in den Ösen und haben je eine verzierte und glatte, zugleich mehr abgescheuerte Seite.

Anhangsweise sei hier angeführt der

Schuhfund von Ardorf, Kr. Wittmund. Im Torfmoor am „Heiligenstein" wurden 1817 3 Lederschuhe gefunden, „einer für einen Erwachsenen, zwei für Kinder"; sie waren „ohne Zierrate" und „aus einem Stück gemacht". Einer der kleinen Schuhe „soll nach Groningen gekommen sein". — Nach Groningen ist nun aber nach vorhandenen Akten 1817 auch einer der Schuhe von Marx-Etzel (s. oben) gekommen! Auf meine Anfrage nach diesem Marx-Etzeler Schuh wurde mir von der Akademie in Groningen gütigst ein Lederschuh zur Untersuchung leihweise übersandt, der sichtlich identisch ist mit dem in „Antiquiteiten" 1819 abgebildeten, der von der Marx-Etzeler Moorleiche stammen soll, aber ganz bedeutende Unterschiede aufweist gegen den im Provinzialmuseum zu Hannover aufbewahrten, sicher zu jener Leiche gehörigen. Er ist viel kleiner, unverziert, von einfacherem Schnitt und ohne Haare an der Innenseite und völlig unbeschädigt. Gerade auf diese ihn von dem Etzeler Schuh unterscheidenden Eigenschaften passt nun aber die Beschreibung der Ardorfer Schuhe genau (obwohl über das Vorhandensein der Haare bei den Ardorfer Schuhen der betr. Bericht im Unklaren lässt). Andererseits ist im Bericht über die Marx-Etzeler Leiche von zwei reich ornamentierten Schuhen die Rede. Das Fundjahr ist dasselbe; Ardorf und Etzel liegen nicht weit von einander. Eine Fundvermengung ist m. E. nicht ausgeschlossen.

II. Moorleichenfund, von dem ein guter Fundbericht in einer Gerichtsakte vorhanden ist.

7. Landegge, Kr. Meppen. Im v. Santenschen Moor bei der „Landegger oberen Tenge" gefunden 1861. Die sehr eingehende verlorene gerichtliche Untersuchungsakte befindet sich in Kopie im Hannoverschen Archiv für vorgeschichtliche Landesforschung. (Im Auszug veröffentlicht in MÜLLERs „Statistik".)

Männliche Leiche mit 7—8 cm langem Haupthaar und kurzgeschorenem Bart, lag nackt mit dem Gesicht nach unten. Der rechte Arm war gebeugt, der linke Arm auf den Rücken gebogen, das rechte Knie gebeugt, sodass die Sohle nach oben blickte, das linke Knie ebenso gebeugt. Der linke Fuss fehlte („sicher nicht beim Torfstechen abgestochen"). Über dem Rücken der Leiche lagen zwei Knüppel (einer davon bearbeitet), auf den Kniekehlen anscheinend Grassoden. Die Leiche wurde in Altharen begraben.

III. Moorleichenfunde, von denen lückenhafte Berichte vorhanden sind.

8. Düring, Kr. Geestemünde. Im Torfmoor bei Düring gefunden 1833. Gerichtlich untersucht, Untersuchungsergebnis nur im Auszug vorhanden im Hann. Archiv f. vorgesch. Landesforschung.

Vielleicht weibliche Leiche mit Resten wollener Kleidungsstücke, dabei ein starker Holzknüppel. In Loxstedt begraben.

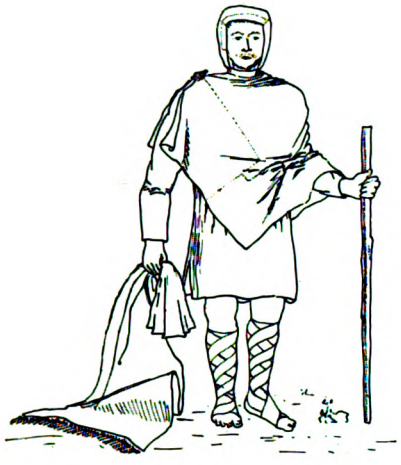
9. Heseler Vorwerk, Kr. Leer. Im Torfmoor beim Heseler Vorwerk gefunden 1853. Menschliches Skelett, (wohl nicht bekleidet, „bis auf die Knochen vermodert"). Es ist wieder eingegraben.
10. Lehe, Kr. Lehe. Im Brillen-Moor nördl. v. Lehe gefunden 1870 (71?); gerichtlich untersucht; die Akten sind vernichtet. Die Leiche ist in Lehe begraben. Menschliche (männliche?) Leiche, bekleidet mit „einem Stück Zeug, wie eine Pferdedecke, mit Schuhen an den Füssen und einem Hüftgurt wie eine Geldkatze, der die Decke zusammenhielt".
11. Neuenwalde, Kr. Lehe. Im Torf nördl. vom Dahlemer Holz gefunden 1865. Menschliche Leiche in horizontaler Lage (Kopf im Norden), wohl auf dem Rücken liegend; mit einem „Gewand ohne Knöpfe und Knopflöcher, ähnlich dem der Mausefallenhändler", keine Weste, Hose, Gürtel oder Schuhe. Ein faustgrosser Stein lag neben der Leiche. Der Fund ist alsbald verzettelt.
12. Rhauder Westerfehn, Kr. Leer. Tief im Torfmoor westlich von R. W. gefunden 1858. Menschliche Leichenreste („heel vergahn"), die alsbald wieder weggeworfen worden sind.

IV. Leichenfunde, von denen nur unsichere Berichte vorhanden sind.

13. Im Lande Hadeln. „Ein menschliches Skelett beim Kleikuhlenwühlen gefunden".
14. Im Riepener Moor. Am westlichen Ende des Riepener Moores im Kreise Zeven befindet sich auf alten Karten die Stelle bezeichnet,

Die Moorleichen der Provinz Hannover.

(Rekonstruktionen.)



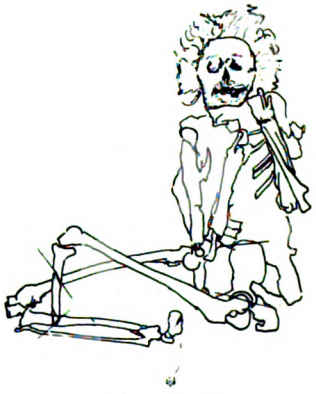
1. Bernuthsfeld
S. 21.

2. Marx-Etzel
S. 22.

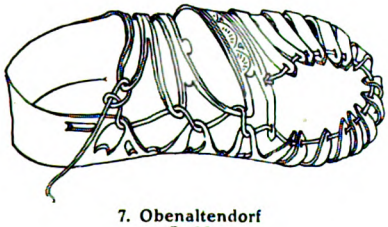
3. Obenaltendorf
S. 24.

4. Brammer
S. 22.

5. Landegge
S. 26.

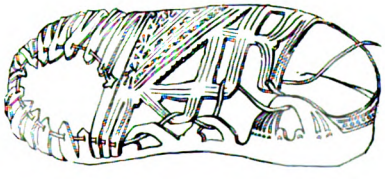


6. Neu-Verssen.
S. 23.

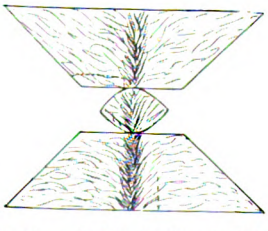


7. Obenaltendorf
S. 25.

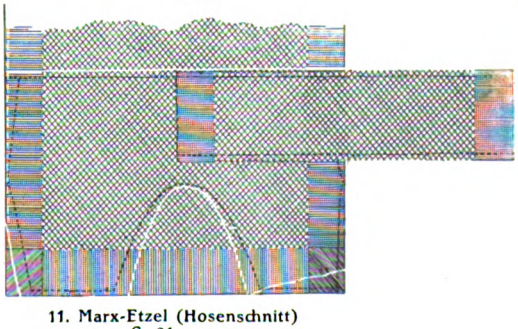
8. Groninger Schuh.
S. 25.



9. Marx-Etzel.
S. 23.



10. Bernuthsfeld (Fellkappe-Schnitt)
S. 22.



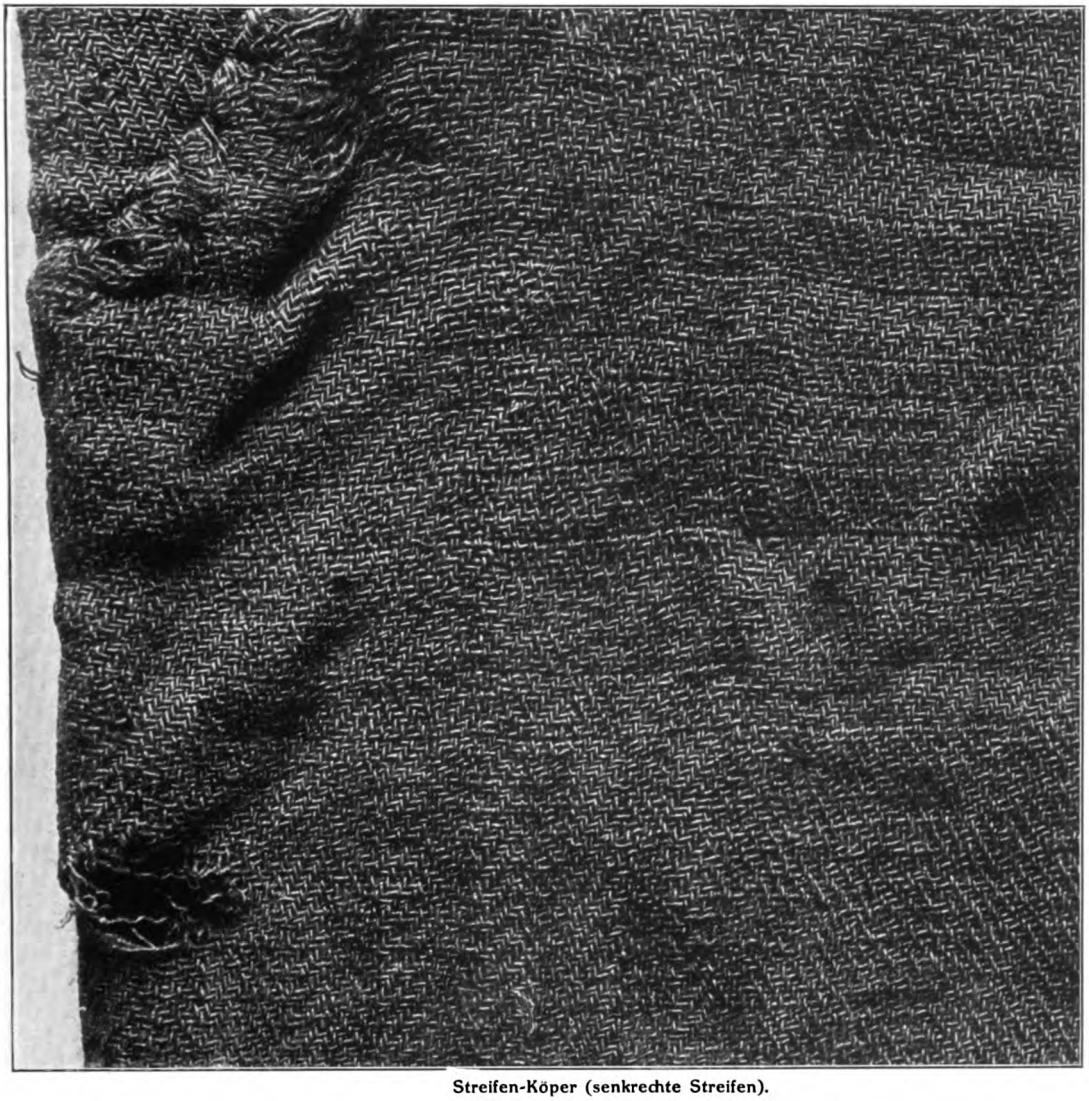
11. Marx-Etzel (Hosenschnitt)
S. 24.

12. Obenaltendorf
(Silberkapsel) S. 25.

Rauten-Köper

dken

Streifen
Köper
(wagered
Streifen)



Diagonal
Köper

Streifen-Köper (senkrechte Streifen).

Gewebe der Knie-Hose von Marx-Etzel: Vorderteil des rechten Oberschenkels.
Stelle, wo die rechtwinklig zu einander verlaufenden Streifendrellmuster des Randes des Webestückes zusammenstossen mit dem Rautendrellmuster des Mittelteiles.

„wo im Jahre 1754 ein toter Körper gefunden und vom Amte Zeven eingeholet und beerdigt worden". — Die Stelle müsste demnach nahe Sittensen, Kr. Zeven im Eckel-Moor sein.

15. Rütenbrock, Kr. Meppen. Im Meppenschen Torfmoor soll etwa 1830—36 eine menschliche Leiche, mit wollenem Zeug bekleidet, gefunden sein. Über die angebliche gerichtliche Untersuchung war schon 1860 nichts mehr zu erfahren.
16. Südgeorgsfehn, Kr. Leer. Im Torfmoor bei S. gefunden zwischen 1840—45, nach anderen in den 1860er Jahren.
Menschliches Skelett mit „Teilen von Kleidungsstücken" und „Resten eines Sarges"(?)

Umstehende Tabelle S. 28 soll die Moorleichenfunde der Provinz Hannover zusammenfassen nach einigen ihrer Merkmale.

Diese Tabelle mögen noch folgende zusammenfassende Angaben über die Hannoverschen Moorleichen ergänzen:

1. Sämtliche Gewebe bestehen aus Schafwolle, nur in dem Gewebe der langen Binden von Bernuthsfeld scheinen straffe Tierhaare eingesponnen zu sein.

2. Es scheint, dass die jetzt durch das Moor meist fuchsigrot gefärbten Gewebe ursprünglich „naturfarbig hell" waren, die jetzt dunkelerfarbigen Kleidungsstücke und eingewebten jetzt dunkelbraunen Einzelfäden und Streifen ursprünglich „naturfarbig dunkel".

3. Die bekannt gewordenen Schuhe sind sämtlich aus einem wohl gegerbten aber meist mit Haaren versehenen Stück Leder geschnittene „Bundschuhe", im Schnitt und Ornament nahe einander verwandt.

4. Die männlichen Leichen haben meist langes (8—25 cm) welliges Haupthaar und kurzgeschorenen Lippen-, Wangen- und Kinnbart.

5. Bei zwei Leichen sind sichere, bei dreien sind wahrscheinliche Anzeichen für Knebelung und andere Gewaltakte vorhanden.

6. Es ist nicht sicher, ob weibliche Leichen unter den bisher aus der Provinz Hannover bekannt gewordenen, gefunden sind.

(Nachschrift während der Korrektur: Durch die weiteren Untersuchungen wurden die hier wiedergegebenen Ergebnisse in einigen Punkten korrigiert, in vielen erweitert und erheblich vertieft. Im Jahrbuch des Provinzialmuseums zu Hannover 1909—10, Teil II, sind zunächst die Moorleichenreste, die im Provinzial-Museum zu Hannover aufbewahrt werden, eingehend behandelt).

Stud. archäol. Albert WINCKLER, Berlin

machte im Anschluss an den Vortrag Mitteilungen über Studien, die er unter Leitung von Dr. HAHNE den Gewebstoffen der Moorleichen im Museum zu Hannover gewidmet hat. Die Gewebe weisen eine grosse Mannigfaltigkeit auf — oft sogar an demselben Kleidungsstück — und zeugen nicht nur von Schönheitssinn, sondern, besonders in der Bildung der Webekanten, auch von einem verblüffend hohen Stande der Technik. In den Geweben kommen Taft, Köper, Streifendrell, alles in ein- oder mehrfarbiger Ausführung, und besonders Rautendrell vor. Letzterer ist kennzeichnend für germanische Stoffe, wie dies auch aus Dar-

Fundort und Aufbewahrungsort	Geschlecht	Lage	Plaid	Tuch	Hemdrock	Ärmelrock	Kapuze	Kniehose	Binden	Schnur	Riemen	Schuhe	Verschiedenes
I. Sichere Funde.													
1. Bernuthsfeld, Kr. Aurich. Mus. Emden	M.	auf d. Rücken	+ (1,95× 1,70 cm)	+ (180× 95 cm)		+ (105 cm lang)	+		+ (2 je 14 cm breit, 3,70 m lang)	+	+ Grosser v. 75 cm, kleiner v. 10 cm	–	Fellkappe. Messerscheide, Stock (130 cm)
2. Kreepen, Kr. Verden. M. f. V. Berlin.	M.	Auf d. Bauch, gefesselt. 3 Steine 2 Stäbe, nackt.											
3. Marx-Etzel, Kr. Wittmund. Prov.-Mus. Hannover.	M. (?)	auf dem Rücken v. 2 (4) Pfählen niedergehalten	Fragliche Gewandreste		+ (98 cm lang)							2	
4. Marx-Stapelstein, Kr. Wittmund. Prov.-Mus. Hannover.	?		Fragliche Kleidungsreste										
5. Neu-Veersen, b. Gross-Fullen, Kr. Meppen. Pr.-Mus. Hannover.	M.	nackt auf dem Rücken	+ ? oder + ? später gefunden										
6. Obenaltendorf, Kr. Neuhaus. Mus. Stade.	M.		+ (2,51× 1,75 cm)		+ (1 m lang)			+ (1 Bein vorhanden	2 kurze (je ca. 0 15× 0,75 m)			2	2 silberne Anhänger
7. Landegge, Kr. Meppen, nur Fundbericht vorhanden.	M.	a. d. Bauch, wohl gefesselt, 2 Knüppel, nackt											
II. Nur aus lückenhaften Berichten bekannte Funde.													
8. Düring, Geestemünde.	W. (?)	Holzknüppel, dabei Kleidungsreste											
9. Heseler Vorwerk, Kr. Leer.		nackt											
10. Lehe, Kr. Lehe.			+ ?									2	Hüftgurt
11. Neuenwalde, Kr. Lehe.		horizontal a. d. Rücken. Faustgrosser Stein		+ ? oder +									
12. Rhauder Westerfehn, Kr. Leer.		Skelett, wohl nackt											
III. Unsichere Funde.													
13. Land Hadeln.		„Skelett"											
14. Riepener Moor, Kr. Zeven.		„Leichnam"											
15. Rütenbrock, Kr. Meppen		Leiche mit Kleidung und Wolle											
16. Südgeorgsfehn, Kr. Leer.		„Skelett" mit Kleidungsresten und „Sargresten".											

stellungen germanischer Männer und Frauen in der römischen Kunst hervorgeht.

Die Ausführungen HAHNEs und WINCKLERs wurden durch Zeichnungen und Photographien der Gewebe, sowie durch Nachbildungen der Moorleichen-Kleider und ihre Vorführung am menschlichen Körper erläutert.

Direktorial-Assistent Prof. Dr. A. GÖTZE, Gross-Lichterfelde,

weist auf Funde von Gewandstoffen in Ostpreussen hin, die noch nicht veröffentlicht sind und auf die Herstellung von Webekanten durch Brettchenweberei in den Funden von Anduln und Thorsbjerg [1]).

Univ.-Prof. Geh. Reg.-Rat Dr. BEZZENBERGER, Königsberg,

macht darauf aufmerksam, dass die von Prof. GOTZE aus den Andulner Geweberesten erschlossene Brettchenweberei in neuerer Zeit noch in Litauen vorgekommen sei. Man habe mehrere der betreffenden Brettchen nebst angefangener Arbeit in Stallupönen gefunden.

Direktorial-Assistent Dr. H. HAHNE, Hannover:

Brettchenweberei haben wir seither an den Hannoverschen Moorfunden nur einmal bemerkt [2]); die Webekanten und Kettenherrichtung zeigen an unseren Stoffen reiche Verschiedenheit. Die Ergebnisse der betreffenden Untersuchungen hier vorzutragen, hätte zu weit geführt, sie werden bei der ausführlichen Veröffentlichung unserer Beobachtungen (s. oben) berücksichtigt werden.

Museumskustos Armin MÖLLER, Weimar:

Das Urhemd wird nach HAHNEs Untersuchungen durch Zusammenfalten eines rechteckigen Tuches und Vernähung der oberen Ränder bis auf einen bleibenden Spalt zum Durchstecken des Kopfes hergestellt. Römische und frühamerikanische Untergewänder zeigen einen Fortschritt: das handtuchähnliche Stück Zeug erhält schon beim Weben einen Spalt als Kopföffnung. Bei den Gewändern der Moorleichen liegt die Kopföffnung quer zur Körperrichtung, bei amerikanischen Hemden dagegen der Spalt in der Längsrichtung. Letztere Richtung stellt einen Fortschritt dar, der bis heute beibehalten wurde.

---

[1]) Näheres vergl. A. GÖTZE, Brettchenweberei im Altertum in: Zeitschr. für Ethnol. 1908, S. 81 ff.

[2]) Vergl. STETTINER, Brettchenweberei in den Moorfunden in: Mitteilungen d. anthropol. Vereins in Schlesw.-Holst., Kiel 1911, S. 26 ff. (bes. S. 55).

Stud. archäol. E. WAHLE, Delitzsch:

Ein Fall von Skelettbestattung und ein neolithisches Totenopfer aus dem Mansfeldischen.

Mit 4 Abbildungen (Taf. III).

Im Auftrage des Provinzial-Museums zu Halle a. S. hat Vortragender im Frühjahr 1910 Ausgrabungen im Mansfeldischen geleitet und ist durch die gütige Erlaubnis des Herrn Direktor REUSS-Halle in der Lage, einige Ergebnisse mitzuteilen. Eingehende Fundberichte liegen bei den Akten des Museums, das die Untersuchungen veranlasst und die Kosten bestritten hat. Ebenda werden auch die gefundenen Gegenstände aufbewahrt.

Nordöstlich von Burgisdorf (Mansfelder Seekreis) war an einer Stelle, wo ein Feldweg in den anstehenden hellgelben Löss eingeschnitten ist, beim erneuten Abstechen der Lösswand, 70 cm unter der Oberfläche, ein etwa 1 m langer, tiefschwarz gefärbter Erdstreifen

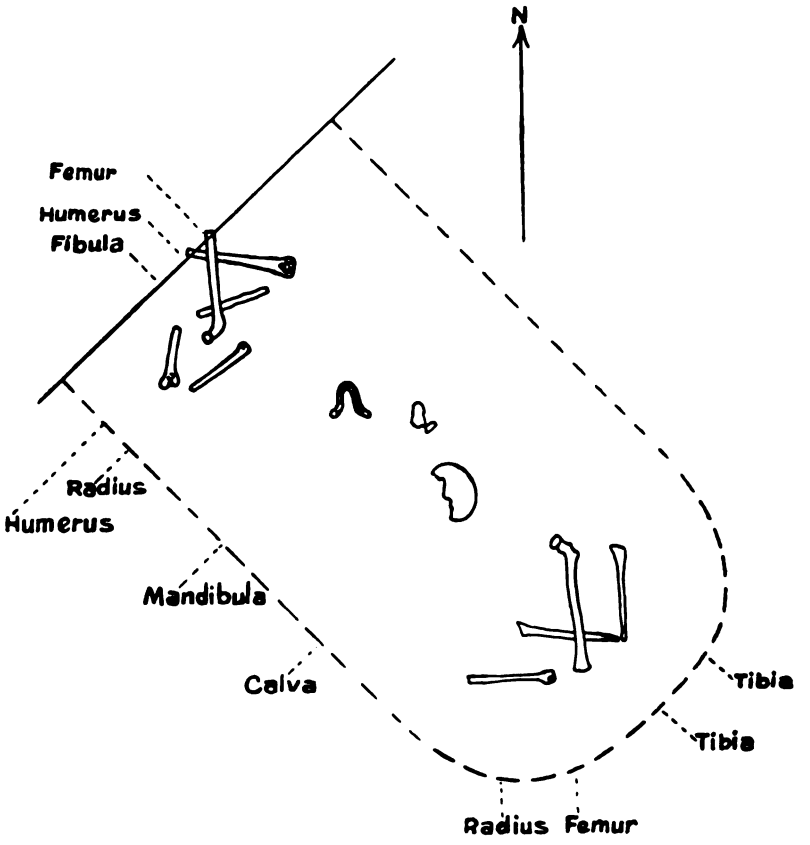


Abb. 1.

zutage gekommen, aus dem einige menschliche Knochen herausragten. Die Untersuchung ergab, dass in der angegebenen Tiefe eine schwarze

„Brandschicht" von 1 m Breite und noch 1,7—2 m Länge sich durch den Boden zog, auf der sich menschliche Knochen in ganz unregelmässiger Lage fanden. Die „Brandschicht" bestand aus kleinen Stücken Holzkohle, die sich im Löss als mehr oder weniger dicht verstreute tiefschwarze Brocken kenntlich machten. Ihre Lagerung spricht dafür, dass sie bereits als solche in die Grube geschüttet worden sind, nicht etwa, dass in der Grube ein Feuer gebrannt hat. Beachtenswert ist die Lage der Knochen zueinander. (Abb. 1.) Es fanden sich vor: eine nicht gut erhaltene Calva und in ihr das Mittelstück der Maxilla mit einigen Zähnen und mehreren nicht geschlossenen Alveolen; ein Umstand, der für ein Ausfallen der Zähne nach dem Tode ihres Trägers spricht. Ferner lagen in der Schädelkapsel: 1 Stück der grossen Hinterhaupt-Schuppe, welches zur Hälfte das grosse Hinterhauptloch einfasst, 3 aus dem fehlenden Teil der Maxilla stammende Molaren, sowie einige kleinere Stücke des Schädels. Etwa 25 cm davon entfernt lag die unversehrt erhaltene Mandibula, aus welcher post mortem 6 Zähne ausgefallen sind. Sodann lagen auf der „Brandschicht": 1 Clavicula, 1 Scapula (doch von ihr nur der Processus coracoideus mit den unmittelbar benachbarten Teilen), 2 Humeri (rechter und linker), 2 Radii (r. u. l.), 1 Stück von der linken Beckenhälfte, 2 Femora (r. u. l.), 2 Tibiae (r. u. l.), 1 Fibula, 2 Wirbelreste, 6 Rippenstücke, 2 Bruchstücke von Fibula oder Radius. (Die letztgenannten kleineren Knochen, die regellos auf der Brandschicht verstreut lagen, sind auf der Abbildung nicht verzeichnet.) Gefässe, Stein- oder Metallbeigaben wurden nicht vorgefunden.

Die Skeletteile sind sämtlich mehr oder weniger stark beschädigt. Vom Schädel ist nur das widerstandsfähige Dach erhalten, und auch dieses weist starke Brüche auf. Die zerbrechlicheren Schädelteile mit Ausnahme des in der Schädelkapsel vorgefundenen Stückes der Maxilla fehlen. Dasselbe ist mit den schwächeren Teilen des Schulterblattes der Fall. Die langgestreckten Extremitätenknochen sind an den Enden und Kanten abgestossen, oder diese fehlen vollständig. Zusammenstellung und Beschaffenheit der Knochen sprechen dafür, dass sie von einem Individuum stammen, und zwar dürfte der Tote, dessen Geschlecht sich nach den vorhandenen Resten nicht bestimmen liess, das 60. Lebensjahr bereits erreicht haben. Die Nahtsynostose ist über ihre Anfänge hinaus; die Zähne sind sämtlich schon stark abgekaut.

Das vollkommen gleichartige Aussehen der Knochen wie auch ihre Lage auf einer „Brandschicht" lässt schliessen, dass sie alle zu einer Zeit daselbst niedergelegt wurden. Die Knochen sind aber auch an eben jenen Stellen der Schicht hingelegt worden, an denen sie vorgefunden wurden. Irgend welche Störungen im Boden, auch etwa durch Hamsterbauten, konnten nicht nachgewiesen werden. Und sollte es sich wirklich um ein zerstörtes Grab handeln, was hat den Finder dann veranlasst, nur die grösseren Knochen wieder auf die Kohlenschicht zu legen, die kleineren aber, bis auf die wenigen, die er der Schädelkapsel anvertraute, nicht bei den übrigen zu lassen? Und wie wollte man den Umstand erklären, dass die langen Extremitätenknochen sämtlich an den Enden und Kanten abgestossen sind? Die Knochen sind also in der Lage beigesetzt worden, in der sie bei der Ausgrabung

angetroffen wurden. Und diese Lage zueinander wie auch der Erhaltungszustand und das Fehlen vieler Teile sprechen dafür, dass sie bereits ohne Fleischteile der Erde übergeben wurden.

Die Frage nach der Zeitstellung des Fundes lässt sich nicht genau beantworten. Zeiten, in denen Leichenverbrennung üblich gewesen, kommen wohl kaum in Betracht. Späte Kaiserzeit wäre möglich, ebenso die fränkische Periode; eher wohl aber Stein- und ältere Bronzezeit. Der Grad der Verwitterung lässt sich nicht als Zeitmesser verwenden. Es ist ja auch nicht festzustellen, wie lange die Knochen vor der Beisetzung den Witterungseinflüssen ausgesetzt gewesen sind.

Zur Erklärung des Befundes können folgende Hinweise dienen. Bei primitiven Völkern findet man häufig den Brauch, die Toten auf Wanderungen mitzunehmen, bis man sie in heimatlicher Erde bestatten kann. FORRER[1]) vermutet, dass die vielen Fälle von Skelettbestattung, die sich für die vordynastische Zeit Ägyptens nachweisen lassen, auf denselben Brauch zurück zu führen sind. ROCHHOLZ[2]) führt Beispiele dafür an, dass noch im deutschen Mittelalter in Fällen, in denen man umständehalber nicht in der Lage war, den Toten in heimatlicher Erde beizusetzen, man entweder den Kopf mitnahm und das übrige an Ort und Stelle bestattete, oder die Fleischteile löste, sie verscharrte, um wenigstens die Knochen nicht im Stiche lassen zu müssen.

Bedeutsam sind auch die Beobachtungen, die in Böhmen[3]) und neuerdings auch in der Wetterau[4]) gemacht wurden. Hier fanden sich in mehreren bandkeramischen Wohngruben in ungestörter Lage je ein Schädel ohne Unterkiefer, welche, nach den Fundumständen zu schliessen, in der noch benutzten Hütte zu Kultzwecken aufgestellt gewesen sind. Dies sind archäologische Belege dafür, dass man Schädel von Verstorbenen noch längere Zeit aufbewahrt hat. Dass dies mitunter mit dem ganzen Skelett geschehen ist, dafür ist der vorliegende Fall ein Beweis[5]).

Etwa 2 km nördlich von der vorstehend beschriebenen Fundstelle zieht sich in ost-westlicher Richtung ein Höhenzug hin, dessen westliches Ende der durch schnurkeramische und bronzezeitliche Bestattungen bekannt gewordene Säringsberg bildet[6]). Etwa auf der Mitte dieses Rückens, auf der Feldmark des Dorfes Heiligenthal (Mansfelder Seekreis), sind, wie die Überlieferung berichtet, vor Jahren „Steine und Urnen" gefunden. Die Untersuchung des Berichterstatters, die sich auf eben jene Stelle bezog, hat denn auch ein zum grössten Teil zerstörtes prähistorisches Denkmal ans Licht gezogen. Es konnte eine 30—75 cm tief liegende Steinschüttung von etwa 20 m Länge und 18 m Breite nachgewiesen werden, deren unregelmässige Form Ab-

[1]) R. FORRER, Steinzeit-Hockergräber zu Achmim, Strassburg 1901; ders. Urgeschichte des Europäers, Tafel 71, S. 226.

[2]) Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit, I, 1867, S. 232 ff.

[3]) v. WEINZIERL in: Zeitschrift für Ethnologie 1897, Verhandl. S. 46.

[4]) Corr.-Blatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, 1910, S. 21.

[5]) Über Skelettbestattung im allgemeinen siehe: DÉCHELETTE, Manuel d'Archéologie préhistorique I, 1909, S. 469—471 (mit Literatur).

[6]) Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder, VIII, 1909, S. 87, 113.

bildung 2 erkennen lässt. Am Ostrande bestand sie aus einer dünnen Lage von kaum faustgrossen Steinen, doch verstärkte sie sich von hier aus nach Nordwesten bis zu 50 cm Dicke, woselbst sie von mehreren aufeinander liegenden Schichten unregelmässiger Steinplatten gebildet wurde. Auf der ganzen West- und Nordfront war sie zackig und unregelmässig, sowie scharf abgeschnitten, im Gegensatz zu ihrem langsamen Verlaufen in südöstlicher Richtung. Es ist demnach anzunehmen, dass sich die Steinschüttung einst noch weit nach Westen und Norden ausgedehnt hat[1]).

Diese bei der Auffindung noch 200 bis 250 qm grosse Schüttung ist, wie sich durch Beobachtung der Mächtigkeit des humosen Löss deutlich nachweisen liess, auf der alten Oberfläche errichtet worden, worauf ein Hügel über ihr gewölbt wurde.

In dem Erdreich zwischen, sowie unmittelbar über und unter der Schüttung wurden Scherben angetroffen, die sämtlich dem Bernburger Typus angehören[2]), sowie 3 grössere Silexspäne.

Etwa in der Mitte des noch angetroffenen Teiles der Schüttung wurden unter ihr und in sie hineinragend mehrere von Natur nicht dorthin gelangte grosse Steinblöcke angetroffen, die jedoch ebenso schwer zu deuten sind, als sich ihr unmittelbarer Zusammenhang mit der Schüttung beweisen lässt. Doch haben sie sicher nicht zu einem Steinkranz oder Steinzaun gehört; auch sind sie nicht als Reste eines Steingrabes zu deuten.

Wichtigere Funde wurden am Ostrande der Steinschüttung unter einem unvermittelt 2 m weit aus ihr herausspringenden Ausläufer gemacht. Unter diesem fanden sich in einer 1,65 m langen und 1,05 m breiten Grube von 1,45 m Tiefe und elliptischem Grundriss, die mit humosem Löss gefüllt war, 2 übereinander auf der rechten Seite mit dem Kopf im Westen liegende Hocker, nur durch eine Schicht faustgrosser Steine von einander getrennt (Abb. 3, auf Taf. III; oben Grundriss, unten Aufriss). Jeder Hocker hatte einen Silexspan als Beigabe; ferner lag im unteren Teil der Grube ein Scherben vom Bernburger Typus mit Innenverzierung, sowie bei dem unteren zwei von einer Fleischbeigabe stammende Tierknochen. Der obere, durch Hamstergänge sehr zerstörte Hocker bot nichts besonderes; dagegen war bei dem unteren durch nichts, auch nicht durch Hamsterbauten gestörten Skelett (Taf. III, Abb. 4) die Lagerung eines Teiles der Knochen sehr auffallend. Die beiden Schlüsselbeine lagen übereinander in 3 cm Abstand und genau parallel, das linke auf die Mandibula gelehnt. Das linke Schulterblatt fehlte vollständig. Dort, wo der obere Teil des Brustkorbes sich befinden musste, war nur ein Durcheinander von Hals- und Rückenwirbeln, sowie von Rippen. Atlas und Epistropheus lagen wohl noch genau aufeinander, aber nicht unmittelbar unter dem Foramen magnum, sondern

---

[1]) Die punktierte Linie auf der Abbildung (Taf. III) soll nur den erhaltenen Rest der Steinschüttung als Teil des Ganzen zur Darstellung bringen.

[2]) Sowohl der älteren, neuerdings in Walternienburg so schön vorgefundenen Stufe (Jahresschrift VI, 1907, S. 89, VIII, 1909, S. 217), wie auch der jüngeren, z. B. in Drosa (Jahresschrift IV, S. 33) und dem Lausehügel bei Halberstadt (Augustin-Friederich, Abbildungen von mittelalterlichen und vorchristlichen Altertümern des Bistums Halberstadt, 1872, S. 7.) beobachteten.

etwa 4 cm davon entfernt. Auf diesem Gewirr lagen die Epicondylen des linken Humerus, der genau nord-südlich gelegt war und zwar mit dem Caput im Süden, also in der entgegengesetzten Lage, in welcher er im Körper liegt. Er war wagerecht gelegt; 11 cm unter dem Caput schlossen sich Ulna und Radius desselben Armes an und zwar das distale Ende, während das proximale nach dem unteren Brustkorbe zu sich befand. Die unteren Extremitäten, der Beckengürtel, die Lendenwirbel, sowie der untere Teil des Brustkorbes lagen in ungestörtem Zusammenhang; auch die rechte obere Extremität nebst zugehörigem Schulterblatt, dessen Zusammenhang mit dem Schlüsselbein infolge der nicht normalen Lage der letzteren allerdings nicht mehr vorhanden war. Zwischen den Knochen beider Unterarme lagen ganz allein einige Rippen.

Beide Toten waren männlichen Geschlechts und ausgewachsen; der obere mass etwa 1,60 m, während der untere 1,80—1,85 m gross gewesen sein mag. Beide waren Langschädel; doch steht eine anthropologische Untersuchung noch aus. Hinsichtlich der Zeitstellung lässt sich nur sagen, dass die Anlage in die jüngere Stein- oder älteste Bronzezeit fällt und dass sie nicht älter sein kann als der Bernburger Typus. Denn die zahlreichen Scherben dieser Art brauchen nicht unbedingt gleichaltrig mit dem Denkmal zu sein; sie können schon vorher dort gelegen haben. Auch ist es möglich, dass sie sich in der Erde befanden, die man zum Aufwölben des Hügels zusammenbrachte. Ebenso gut ist aber auch denkbar, dass sie bei dem Aufbau der Anlage eine bestimmte Rolle gespielt haben und das Denkmal also der Kultur des Bernburger Typus zuzurechnen ist. Sonst könnte es auch zur Stufe der Kugelamphoren, der Schnurkeramiker, Glockenbecherleute und der Aunetitzer gehören[1]).

Die Frage, ob Steinschüttung und Hocker in unmittelbarem Zusammenhang stehen, glaube ich, ist unbedingt zu bejahen. Die Steinschüttung hat man sich wohl als den schützenden Mantel eines grösseren Grabes vorzustellen, das bereits in früherer Zeit entfernt worden ist, jedenfalls aber den Kern der Anlage gebildet hat. Denn die beiden bescheiden am Rande der Schüttung übereinander bestatteten Toten waren Diener, die ihrem Herrn in den Tod gefolgt sind. Nur so lassen sie sich in ihrem Verhältnis zu der Steinschüttung würdigen. Fälle, in denen Herr und Diener zusammen bestattet wurden, sind aus

---

[1]) In vorstehendem Bericht ist der nachfolgend beschriebene Fund nicht berücksichtigt, da ich ihn für bedeutend jünger als die Gesamtanlage hielt. Es fand sich nämlich nahe des Westrandes der Schüttung in einer in dieser ausgesparten flachen Mulde ein umgestülpter Gefässboden, sowie neben und unter ihm verschiedene zueinander gehörige Scherben und einige ganz kleine Bronze-(?)Stückchen. Nachdem nun aber aus den Scherben ein einhenkliges Kännchen zusammengesetzt worden ist (wovon ich erst nach dem Vortrage Kenntnis erhielt), wird, falls sich dieses zeitlich festlegen lässt, das Alter der Gesamtanlage sich genauer bestimmen lassen; denn in stratigraphischer Hinsicht lag sie unter dem Gefäss (andererseits aber, wie schon vermerkt, über den Bernburger Scherben). Sollte es mir möglich sein, das Kännchen typologisch und chronologisch einzureihen, so gedenke ich später in der „Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder" darüber zu berichten.

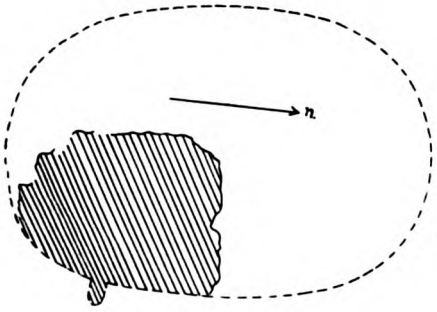


Abb. 2.

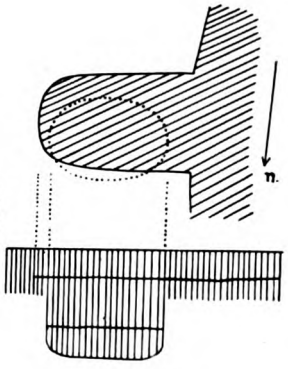


Abb. 3.

Abb. 4.

Bodenfunden bereits mehrfach bezeugt[1]). Aus frühgeschichtlicher Zeit sind schriftliche Belege dafür vorhanden, dass Pferde, Habichte und Knechte ihrem Herrn, die Frau ihrem Gemahl mit in den Tod gefolgt.

Die in vorliegendem Fall beobachtete unregelmässige Lage der Skeletteile des Schultergürtels, oberen Brustkorbes und linken Armes, wie auch das Fehlen des linken Schulterblattes, lässt sich nicht auf irgendwelche Einflüsse nach bereits erfolgter Bestattung zurückführen. Und da bei diesem Funde nicht anzunehmen ist, dass der Tote im Kampfe geblieben, so bildet eine absichtliche rituelle Zerstückelung die einzige Erklärungsmöglichkeit. Es sei in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, dass MOGK[2]) einige Stellen aus der altnordischen Literatur nachweist, nach denen man bei der Opferung von Menschen „die Rippen blossgelegt und die Lunge herausgezogen hat", womit jedoch nicht gesagt sein soll, dass in vorliegendem Falle dasselbe stattgefunden haben muss. „Man scheint die Lunge als den Sitz der Seele betrachtet zu haben, die natürlich allein dem Gotte gehörte" (MOGK). Eben darin beruht der Wert dieses Fundes, dass er, obwohl nur noch als Torso geborgen, ein Denkmal einstiger gesellschaftlicher Zustände und vorgeschichtlicher Bräuche ist. Fälle von ritueller Leichenzerstückelung kommen häufiger vor, als allgemein angenommen wird. Es ist ihnen jedoch noch nicht die Würdigung zuteil geworden, die sie verdienen. Hätten die Völker zu allen Zeiten Leichenbestattung geübt, so wären wir in der Lage, die Ergebnisse religions- und sittengeschichtlicher Forschung auf archäologischem Wege zu ergänzen. Ob es auch so gelingt, wo man von Skelett- zu Brandbestattung übergegangen ist und umgekehrt, sei noch dahingestellt. Vorläufig müssen wir uns damit bescheiden, derartige Gräber gut zu untersuchen und nicht, wie es bei vielen Fällen von Leichenzerstückelung geschehen sein mag, anormale Lagerung von Knochen auf „Verschleppung durch Nager" zurück zu führen, wie dieser Terminus technicus in vielen Berichten zu lesen ist.

Direktorial-Assistent Prof. Dr. GÖTZE, Gross-Lichterfelde, weist auf einen ähnlichen Fund von Leichenzerstückelung im Bärenhügel bei Wohlsborn in der Nähe von Weimar hin[3]).

Stud. archäol. E. WAHLE, Delitzsch:

Es war nicht meine Absicht, die Befunde des Prof. GÖTZE irgendwie zu bezweifeln. Ich bezweckte mit dieser Bemerkung nur auf die Untersuchungen GRÖSSLERs hinzuweisen, der, wie ich aus dem Munde eines tüchtigen Mansfeldischen Lokalforschers erfahren habe, stets bestrebt war, anormale Lagerung von Knochen auf „Verschleppung durch Nager" zurückzuführen.

---

[1]) Z. B. in den Hügeln von Leubingen, Kreis Eckartsberga, und Helmsdorf, Mansfelder Seekreis.

[2]) MOGK, Die Menschenopfer bei den Germanen, 1909, S. 9.

[3]) A. GÖTZE, Menschenopfer im Bärenhügel b. Wohlsborn, Grossh. Sachsen-Weimar in: Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1893, S. 142 ff.

Museumsassistent Dr. K. JACOB, Leipzig:

Es scheint mir gewagt, bei der Skelettbestattung an den Schädelkult zu erinnern. Bei den Naturvölkern, die diese Sitte haben, wird meist der Leichnam erst beerdigt und dann nach einiger Zeit wieder ausgegraben, wobei der Schädel vom Rumpf getrennt wird. Der Schädel wird über der Erde aufbewahrt und nicht, wie bei uns, wieder beigesetzt. — Hätte man den Leichnam erst längere Zeit mit sich geführt, um ihn als Skelett in heimischer Erde beisetzen zu können, so würde man wohl kaum eine 2 m lange Grube ausgeworfen, sondern sich mit einer bedeutend kleineren Grube begnügt haben, in der man dann die Knochen als Haufen (und nicht so weit verstreut) beigesetzt hätte.

Stud. archäol. E. WAHLE, Delitzsch:

Demgegenüber bin ich nur in der Lage, auf die Tatsachen hinzuweisen.

Städt. Bibliothekar Dr. G. ALBRECHT, Charlottenburg:

Die Sitte, das Skelett oder einzelne Knochen Verstorbener zum Zweck der Bestattung in der Heimat aus fernen Ländern mitzuführen, wird in mittelalterlichen Schriften und Dichtungen vielfach erwähnt. Namentlich in der Zeit der Kreuzzüge wurde das Verfahren, das Skelett für die Überführung in die Heimat von den Fleischteilen loszulösen, häufig angewendet, so z. B. bei der 1270 erfolgten Überführung der Gebeine Ludwigs IX. von Ägypten nach Frankreich. In meiner Dissertation „Vorbereitung auf den Tod, Totengebräuche und Totenbestattung in der altfranzösischen Dichtung" (Halle 1892) habe ich diese Art der Bestattung geschildert und mit Textstellen belegt.

Stud. archäol. E. WAHLE, Delitzsch:

Die Lagerung eines Teiles der Knochen (auf der Abb. 1 rechts unten) macht es wahrscheinlich, als habe man beabsichtigt, die Hockerstellung der Unter-Extremitäten nachzuahmen.

Univ.-Professor Dr. G. KOSSINNA, Berlin:

Bei dem Hocker mit Zerstückelung kommen nicht alle neolithischen Kulturen als möglich in Betracht, wie der Vortragende bemerkte, denn bei der Glockenbecherkultur finden sich niemals Langschädel-, sondern stets Kurzschädelskelette.

* * *

Gegen Schluss der Sitzung machte Geh. San.-Rat Dr. ZSCHIESCHE einige Mitteilungen über den Ausflug nach Bischleben und Möbisburg, ferner führte stud. archäol. A. WINCKLER an einem von ihm hergestellten Webstuhl Versuche zur Herstellung von vorgeschichtlichen Gewebstoffen vor.

Nachmittags 6 Uhr:

Ausflug nach Möbisburg.

Der Ausflug nach dem nahe gelegenen Möbisburg galt hauptsächlich der Besichtigung der dortigen „Burg". Die Burg ist eine viereckige Umwallung auf einem niedrigen an die Gera stossenden Hügel. Der östliche Teil, ebenso die beiden Eingänge sind noch gut erhalten. Innerhalb der Umwallung steht die Dorfkirche. Die Befestigung dürfte aus der fränkischen Zeit stammen, reicht aber vielleicht noch weiter zurück, wie eine hier gefundene bronzene Latène-Fibel vermuten lässt. Sonst beschränken sich die Funde auf wenig charakteristische Scherben. Die Kirche innerhalb der Umwallung und zahlreiche Sagen lassen vermuten, dass hier eine Kultusstätte gewesen ist (s. oben Vortrag von Dr. ZSCHIESCHE). Von den Sagen sei nur die von den Schatzgräbern erwähnt, denen der Teufel die Hälse umdrehte. Er kam, in ein rotes Kleid gehüllt, auf einem kleinen mit zwei Böcken bespannten Wagen angefahren. Donar ist hier unverkennbar. Vier an dem Gesims der Kirche kunstlos ausgehauene offenbar sehr alte Köpfe sollen die Schatzgräber darstellen.

Nach der Besichtigung vereinigte der Abend die Teilnehmer im Garten des Gasthauses „Zur Forelle" in Möbisburg.

Dienstag, den 2. August 1910:

Vormittags 9 Uhr:

Geschäftliche Sitzung in der „Ressource".

Vorsitz: Universitätsprofessor Dr. G. KOSSINNA.

1. Der Vorsitzende erstattet einen kurzen Bericht über das verflossene Geschäftsjahr.
2. Der Schatzmeister Dr. BORDES erstattet den Kassenbericht, demzufolge der Stand der Finanzen am 2. August 1910 der nachstehende ist:

Einnahmen vom 3. August 1909 bis 2. August 1910	M.	Ausgaben vom 3. August 1909 bis 2. August 1910	M.
a. Mitgliederbeiträge (davon 1 = 300 M. auf Lebenszeit) . .	4245,55	a. Drucksachen . . .	2363,69
b. Zinsen der Bank .	85,45	b. Porti, Depeschen .	178,88
c. Unvorhergesehenes .	39,67	c. Reisekosten . . .	30,—
		d. Bürobedarf . . .	146,51
		e. Unvorhergesehenes .	10,20
	M. 4370,67		M. 2729,28

Einnahmen	4370,67 M.
Ausgaben	− 2729,28 „
	1641,39 M.
Dazu Saldo-Vortrag vom 3. VIII. 09	+ 1961,63 „
Kassenbestand	3603,02 M.

Hierbei ist zu bemerken, dass bei den Ausgaben die Unkosten für die Drucklegung und Versendung des 2. Bandes des Mannus „mit 2870 M. nicht aufgeführt sind", dass also der Kassenbestand dementsprechend kleiner wird.

3. Der Beschluss des Vorstandes und des Ausschusses, im Jahre 1911 die dritte Tagung für Vorgeschichte in Coblenz abzuhalten, wird der Versammlung mitgeteilt.

4. Universitäts-Professor Geh. Reg.-Rat Dr. BEZZENBERGER stellt den Antrag, dass die heutige Tagung für Vorgeschichte bei dem preussischen Kultusministerium vorstellig werden solle, der Herr Kultusminister möge dahin wirken, dass bald ein Gesetz für den Schutz der vorgeschichtlichen Denkmäler in Preussen erlassen werde.

Nachdem Geheimrat BEZZENBERGER seinen Antrag begründet hat, erklärt GÜNTHER-Coblenz:

Im allgemeinen stehen wir auf dem Standpunkt, dass es eines Gesetzes zum Schutze der frühgeschichtlichen Denkmäler usw. bedarf. Insbesondere muss der Raubgräberei, der Zerstörung von Hügelgräbern, Ruinen usw. ein Riegel vorgeschoben werden. Es fragt sich aber nur, wem der Gesetzentwurf zugute kommen soll. Wenn nur die grossen Museen berücksichtigt werden sollen, so muss ich darauf hinweisen, dass im Rheinlande, wie auch die Bonner Jahrbücher ausweisen, viel von privater Seite und von den Lokalmuseen und Vereinen gearbeitet worden ist, was dann aufhören würde. Überhaupt scheint die Denkmalspflege und der Heimatschutz nicht gewahrt und gefördert, wenn die Altertumsfunde usw. dem heimischen Boden entfremdet werden. Dann scheint der Entwurf auch ein Polizeigesetz und zum Teil ein Enteignungsgesetz zu sein, wo von dem Urteil der unteren Polizeiorgane gegebenenfalls abhängig gemacht wird, was als frühgeschichtliches Denkmal zu betrachten ist. Es ist aber auch bezüglich des Verbleibs der Sachen eine Lücke vorhanden, da schliesslich, wenn der Grundbesitzer oder Finder die Stücke nicht an die Behörde ablässt, dem Händler immer noch Tür und Tor geöffnet ist, während die Beobachtung und Feststellung der Fundumstände verloren geht.

Auf eine Frage des Vorsitzenden, ob er also, wenn das Gesetz die Lokalforschung nicht berücksichtige, dagegen sei, antwortet GÜNTHER mit „Ja"!

Der Antragsteller Geheimrat BEZZENBERGER führt dem gegenüber aus, dass die Rücksicht auf kleinere Sammlungen nicht zu weit gehen dürfe, da sie viel zu viel vorübergehenden Bedingungen unterworfen seien und den Überblick erschwerten. Die Verhältnisse z. B. der Provinz Sachsen mit ihren ungefähr 25 Sammlungen finde er durchaus nicht erstrebenswert. Es werde Sache der Gesetzgebung und der Praxis sein müssen, einen billigen Ausgleich zwischen den Interessen einmal der grossen und der kleinen Museen und andererseits der Bodeneigentümer und der Wissenschaft zu finden. Auf keinen Fall könne der Regierungspräsident bei der Handhabung des Gesetzes ausgeschaltet werden.

Hierzu erklärt GÜNTHER, auch er halte den Regierungspräsidenten für die geeignete Instanz, nicht aber die untergeordneten Verwaltungs-

und Polizeiorgane, die bisher noch sehr wenig Verständnis für die Vorgeschichte bekundet und ihr Gutachten in der Angelegenheit bisher meist abgegeben hätten, ohne mit den betreffenden Vereinen und Personen Fühlung zu nehmen.

Bei der Abstimmung, ob überhaupt ein Gesetz für notwendig gehalten werde, stimmt auch GÜNTHER dafür mit dem Bemerken, dass er grundsätzlich dafür sei, dass aber bei der Ausführung die Lokalvereine usw. berücksichtigt werden müssten. Im übrigen soll der nicht ausgraben dürfen, der nicht veröffentlicht.

Der Antrag BEZZENBERGERs wurde einstimmig angenommen.

4. Die erwählten Kassenrevisoren erstatteten Bericht, und Oberlehrer SCHMIDT-Löbau stellt den Antrag, dem Schatzmeister Entlastung zu erteilen. Der Antrag wird einstimmig angenommen.

5. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. BEZZENBERGER spricht dem geschäftsführenden Vorstande den Dank der Gesellschaft für die gute Führung der Geschäfte aus und fordert die Anwesenden auf, sich zum Ausdruck ihres Dankes von den Plätzen zu erheben.

6. Verlesung von Telegrammen und Glückwunschschreiben.

7. Der Vorsitzende, Prof. Dr. KOSSINNA, ermahnt die Anwesenden, eifrig Mitglieder für die Gesellschaft zu werben und sich rege an den Arbeiten für den „Mannus" zu beteiligen, dann schliesst er die geschäftliche Sitzung.

Vormittags 10½ Uhr:

Eröffnung der wissenschaftlichen Sitzung.

Vorsitz: Universitäts-Professor Dr. G. KOSSINNA.

Univ.-Prof. Geh. Reg.-Rat Dr. BEZZENBERGER, Königsberg:

Die ältere und die jüngere Steinzeit in Ostpreussen.

(Kurzer Auszug.)

Der Vortragende führte zunächst aus, dass die ältesten Spuren des Menschen in Ostpreussen sich heute — entgegen einem Satze TISCHLERs — weit über die jüngere Steinzeit verfolgen lassen. Zum Beweise legte er eine photographische Tafel vor, welche die von SARAUW in „En Stenalders Boplads" nachgewiesenen ostpreussischen Stücke der Ancylus-Zeit vereinigt, und zeigte Abbildungen mehrerer Objekte, die derselben Periode der ostpreuss. Steinzeit entstammen, oder doch vielleicht zuzuschreiben sind. So u. a. einer beschnittenen Rentierstange aus dem untermezoischen Walde bei Rossitten (Kur. Nehrung) und eines Mammutknochens aus einem Kieslager des Kreises Heydekrug mit menschlichen Eingriffen. Noch älter sei vielleicht eine Silexklinge aus der Nähe von Königsberg. — Weniger als aus der Ancylus-Zeit besitze Ostpreussen sichere Zeugen aus der Litorina-Zeit. Immerhin hebe sie sich aber durch das Vorkommen des Walzenbeils deutlich genug ab, und jedenfalls gebe es dort manches Stück, das jünger als

Ancylus- und älter als neolithische Zeit sei. Daher seien mindestens zwei Perioden einer ostpreuss. älteren Steinzeit zu unterscheiden. Mindestens ebensoviele seien aber auch in der jüngeren Steinzeit zu erkennen. Diese Scheidung zeige der in Abbildungen vorgelegte Befund des berühmten Grabhügels bei Wiskiauten (Samland). Die Bevölkerung, die die Trägerin der ostpreussischen Steinzeit-Kultur war, hält der Vortragende für eine preussisch-litauische und suchte dies durch die Entwicklung der litauischen Bezeichnungen für „Meer" und „Haff" (mares = Kurisches Haff, júrios = Ostsee) zu erweisen.

Stud. archäol. E. WAHLE, Delitzsch:

Ich möchte im Anschluss an die Ausführungen des Herrn Vorredners auf eine für die Würdigung des nordostdeutschen Neolithikums bedeutsame Tatsache hinweisen.

Von dem Standpunkt KOSSINNAs aus kann man ein Verschmelzen finno-ugrischer und indogermanischer Kulturelemente beobachten. In Grabfunden aus Nordostdeutschland (aus Ostpreussen: 3, Westpreussen: 2, Posen: 1), die nach Steingeräten und Gefässen in die Zeit der Schnurkeramik fallen, finden sich Bernsteinperlen, die ebenso verziert sind und dieselbe Technik aufweisen, wie die Stücke von Schwarzort, die nach BERENDT ein weit höheres geologisches Alter haben, als jene jungneolithischen Grabfunde. Befunde auf Scherbenplätzen sind nicht in Betracht zu ziehen, obwohl das Zusammenvorkommen von schnurverzierten Scherben und Bernsteinarbeiten (einmal sogar einer Bernsteinfigur) ganz von der Technik derer von Schwarzort auf 7 verschiedenen Fundstellen doch wohl auffallen muss. Für das lange Weiterleben der ancyluszeitlichen Kultur spricht auch die Verzierungsart der Knochenplatten aus dem jungneolithischen Grabe von Wiskiauten, für die KOSSINNA (Mannus II, 1910, S. 76) Parallelen nennt, und deren Schmuck in derselben Manier ausgeführt ist wie die Verzierung auf dem Geweihstück von Klein-Machnow, das nach den Ausführungen SCHÖTENSACKs in das Frühneolithikum fällt. Es wäre demnach der Schluss berechtigt, dass die aus dem Megalithgräbergebiet nach Osten vordringenden Indogermanen im nordöstlichen Deutschland auf die zurückgebliebenen Reste der nach Osten abgewanderten Finno-Ugrier gestossen seien.

Dr. R. R. SCHMIDT, Tübingen

entgegnet auf die Ausführungen des Geh. Reg.-Rats Prof. Dr. BEZZENBERGER, dass ein Vergleich der erwähnten Silexklinge mit den Aurignacien-Typen nicht möglich ist. Derartigen Silexklingen ist kein chronologischer Wert beizumessen; sie können in allen Phasen der älteren und der jüngeren Steinzeit vorkommen.

Universitäts-Professor Geh. Reg.-Rat Dr. BEZZENBERGER

erwidert gegen stud. WAHLE, dass Ostpreussen keinen einzigen Anhalt für die Annahme finnischer Bevölkerung biete und gegen Dr. SCHMIDT,

dass er sein Urteil über das betreffende Feuersteinstück als Nicht-Aurignacien dankbar annehme und ihn bitte, den bei Heydekrug gefundenen Mammutknochen mit vermutlichen Eingriffen von menschlicher Hand bei seinem demnächstigen Besuch persönlich zu untersuchen.

Universitäts-Professor Dr. G. KOSSINNA, Berlin:

Eine merkwürdige Baummarke.

Mit Tafel IV und V.

Ich lege hier zwei glatt gespaltene Kloben Eichenholz vor, die von einem Baume stammen, der vor etwa zehn Jahren am „Ransberg", einem Vororte von Dülken im Rheinlande, links von der Landstrasse Dülken-Viersen gefällt, klein gemacht und als Brennholz verbraucht worden ist. Diese beiden Stücke, der einzig erhaltene Rest des Baumes, sind mir durch Vermittelung des Kgl. Landesgeologen Herrn Professor Dr. POTONIÉ in Berlin von Seiten des Lehrers W. LOMNITZ in Dülken zugegangen. Sie sehen auf der glattgespaltenen Fläche des einen Stückes ein eingeschnittenes Zeichen und auf dem andern Stücke den Gegendruck, das Negativ dieses Zeichens, das sich erst beim Dickenwachstum des Baumes gebildet hat (Tafel IV). Wenn ein Einschnitt in den Stamm eines lebenden Baumes durch die Rinde bis in den Holzkörper des Baumes hineingeht, so hinterlässt er hier eine Narbe, die dann vom Kambium aus alljährlich mit neuen Holzlagen, den Jahresringen, überdeckt wird. Diese Überdeckungsanlagen schmiegen sich zuerst der durch den Einschnitt künstlich vertieften Oberfläche an, um dann allmählich den gewohnten Verlauf zu nehmen. Auf diese Weise gelangt der Einschnitt immer tiefer in den Stamm hinein. Aus der Anzahl der Jahresringe über dem Einschnitt kann man bei einem frischgefällten Baum ohne weiteres das Jahr ermitteln, in dem der Einschnitt gemacht wurde.

Da unsere beiden Abschnitte der einzige Rest des Stammes sind, ist diese Ermittelung hier also leider nicht möglich. Die Wölbung der beiden Abschnitte ist schwach; der Stamm wird also schon ziemlich dick gewesen sein, als der Einschnitt erfolgte. Nach der Mitteilung des Lehrers hat der Baum an einer Stelle gestanden, die nach der Dülker Chronik im 12. Jahrhundert ganz mit Wald bedeckt gewesen sei, die aber jetzt nur noch wenige Bäume aus jener Zeit her aufweist. Über das Alter des Einschnitts erfahren wir hierdurch nichts; immerhin wird er einige hundert Jahre alt sein.

Diese Angelegenheit würde im Wesentlichen nur botanisches Interesse besitzen, wenn das Zeichen ohne Bedeutung wäre. Es ist aber im Gegenteil sehr interessant, weil es äusserst selten ist. HOMEYERs bekanntes Werk über die Haus- und Hofmarken des Mittelalters bietet fast nichts ähnliches; nur ein einziges Zeichen fand ich dort, das zwar ähnlich, aber weit einfacher in der Gestalt ist. Ich wäre dankbar, wenn mir jemand Parallelen nachweisen könnte.

Direktorial-Assistent Dr. H. HAHNE, Hannover,

berichtet über einen ähnlichen aus Marwitz bei Beyersdorf in der Neumark stammenden Fund, wo sich in einem Stück Buchenholz eine Zeichnung in Gestalt eines eisernen Kreuzes als Blüte eines blätterbesetzten Stieles befindet (s. Taf. V, Abb. 1). Darunter stand wohl eine vierstellige Jahreszahl, wovon die erste und die letzte Ziffer fehlt, die dritte (eine 2 ?) halbzerstört ist; erhalten ist eine 8, wohl als Hunderterzahl. In einer Gegend, wo sich auch sonst viel alter „Aberglaube" erhalten hat, kann man wohl auch an Überbleibsel der Sonnenkreuz-Darstellung denken. Möglicherweise haben auch militärische Kreuze und dergleichen Veranlassung zu solchen Darstellungen gegeben [1]).

Pastor DIETRICH, Frienstedt,

erwähnt die Zeichnung einer Kirche auf der Rinde einer Kastanie in dem Dorfe Kirchheim (Kr. Erfurt), die erst vor 40 Jahren gepflanzt wurde und ist der Ansicht, dass der Brauch, derartige Zeichen in Bäume einzuschneiden, nicht alt zu sein brauche.

Universitäts-Professor Geh. Reg.-Rat Dr. BEZZENBERGER:

Eine solche eingeritzte Zeichnung unter der Rinde einer etwa 600jährigen Eiche ist vor einigen Jahren im Kreise Rossejny (Gouvern. Kowno, Russland) gefunden worden. Sie zeigt ein Rad und kann nur einige 100 Jahre alt sein.

Oberlehrer SCHMIDT, Löbau i. S.,

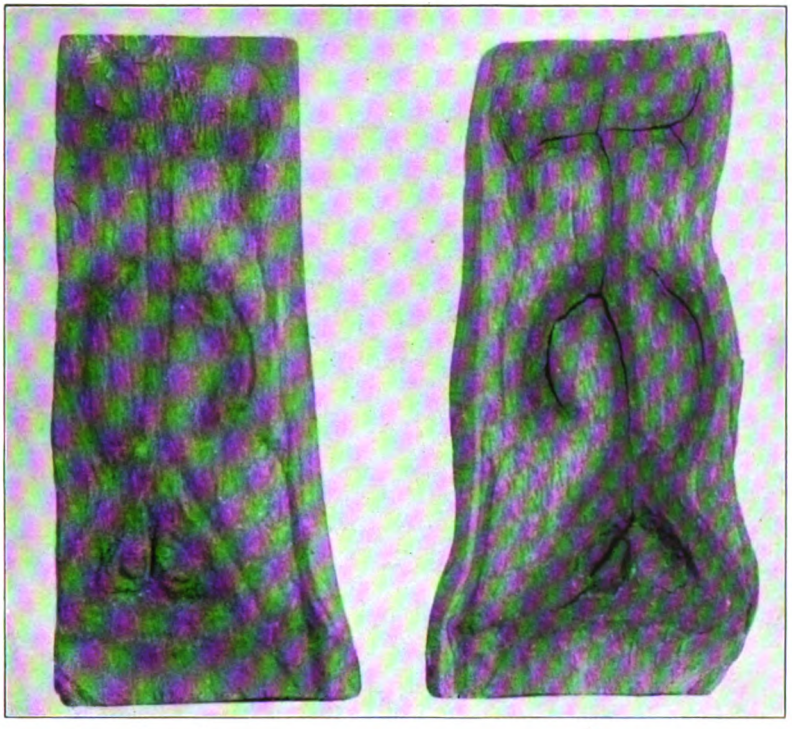
führt zur Erklärung der tief eingeschnittenen Baumzeichnungen an, es sei sehr wohl möglich, dass an dem Baume eine Marke aus schwachem Eisenblech, ein Heiligenbild, ein Amulett oder dergl., befestigt war, die im Laufe der Jahre einwuchs und somit von den neuen Jahresringen vollständig bedeckt wurde. Als man nach dem Fällen des Baumes den Stamm spaltete, fiel das vom Rost zerstörte Metall heraus, ohne dass die Arbeiter etwas davon bemerkten.

Apotheker BODENSTAB, Neuhaldensleben,

erwähnt, dass zu Braunschweig ein zur Zeit der Freiheitskriege eingeschnittener Name zweier Personen in einem Holzkloben gefunden und dieser dem Museum einverleibt worden ist.

---

[1]) Während des Druckens konnte noch eine zweite (Taf. V, Abb. 2), einen Mann mit merkwürdigen Hut (?) darstellende Baum-Zeichnung beigefügt werden, aus einem Buchenstamme, der etwa in der Mitte des XIX. Jahrh. bei Nienburg a. Weser gefällt worden ist. Die ausserhalb (über) der Figur angesetzten Jahresringe liessen sich zählen, es sind fast genau 100. — In dem Kopf ist die Jahreszahl 1741 eingeritzt und zwar die einzelnen Ziffern in Spiegelschrift, sodass ihr Abdruck (in der äusseren Holzschicht) aussieht, wie 1471. Die Darstellung scheint obszön zu sein.



a b

Bildliche Darstellung auf einem Abschnitt eines Eichstammes von Dülken, Rheinland.

a) Holzschicht mit dem „Abdruck" der Einritzung.
b) Holzschicht mit der Einritzung.

Abb. 1.

b a

Marwitz b. Beyersdorf, Neumark (Privatbesitz).

Abb. 2.

a b

Nienburg a. Weser. (Provinzialmuseum zu Hannover.)

Bildliche Darstellungen aus Buchenstämmen.

a) Zentrale Holzschicht mit den Einritzungen,
b) Periphere Holzschicht mit dem „Abdruck" der Einritzungen.

Curt Kabitzsch (A. Stuber's Verlag), Würzburg.

Privatier Paul BERGER, Merseburg:

Nach langjährigen Beobachtungen an verschiedenen Baum-Einritzungen und deren Verwachsungen, kann ich mich auch nur den Ausführungen des Hrn. Prof. KOSSINNA anschliessen. Entschieden handelt es sich in vorliegendem Falle um eine Schnitt-Vernarbung ähnlich dem Prozess, der nach Verletzungen bei der menschlichen Haut als „Narbe" verheilt.

Universitäts-Professor Dr. KOSSINNA, Berlin:

CONWENTZ hat ein ähnliches Rotbuchenholzstück veröffentlicht, das die Jahreszahl 1678 trägt. Modern ist also eine solche Sitte nicht, sondern volkstümlich und kann als solche uralt und ebenso auch noch neu sein.

Rentier BUSSE, Woltersdorfer Schleuse bei Erkner:

In der Provinz Brandenburg, Reg.-Bez. Potsdam, zweigt sich von der Chaussee, die von Treuenbritzen nach Jüterbog führt, zwei Kilometer südlich vom ersten Ort, ein Waldweg nach Frohnsdorf ab. Etwa in der Mitte dieses Weges, westlich an demselben, befindet sich eine etwas erhöhte mit Steinen und Baumzweigen belegte Erdstelle. Hieran knüpfen sich Sagen aus älterer Zeit. Unaufgeklärt ist das Alter der Erinnerungen, und es bleibt fraglich, ob diese bis zur Vorzeit zurückgehen. Jedenfalls ist festgestellt, dass sich an einigen in nächster Nähe stehenden Bäumen verrostete, eiserne Landwehrkreuze gefunden haben. Es sollen Landwehrleute, die in der Schlacht bei Dennewitz verwundet wurden, sich bis hierher geschleppt haben und an dieser Stelle gestorben und beerdigt sein. Die Landleute, die hier vorbeigehen, brechen Baumzweige ab und werfen diese darauf.

Dr. R. R. SCHMIDT, Tübingen:

Das Altpaläolithikum Deutschlands und seine Parallelen mit dem altpaläolithischen Kulturkreis Westeuropas.

(Kurzer Auszug.)

Der Vortragende berichtet über die ältesten diluvialen Spuren des Menschen in Deutschland und bringt diese Funde in Parallele mit dem westeuropäischen Altpaläolithikum. SCHMIDT hat die gesamten altsteinzeitlichen Funde Deutschlands zusammengefasst und kommt zu dem Ergebnis, dass die ersten sicheren Anfänge menschlicher Besiedlung zur Eiszeit in Deutschland bis in das Acheuléen zurückreichen. In diese Epoche fallen die Funde von Sablon bei Metz, Rüderbach und Achenheim i. Els. In Achenheim ist vor allem eine einwandfreie Schichtenfolge festgestellt worden. Diese Überreste fallen in die Ablagerungszeit des Älteren Lösses und gehören nach SCHMIDT der

letzten Zwischeneiszeit an. Auch die vielumstrittenen Funde von Taubach-Ehringsdorf-Weimar, die schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bekannt geworden sind, glaubte SCHMIDT noch der letzten Zwischeneiszeit zurechnen zu dürfen. Die Ehringsdorfer Industrie zeigt in den oberen Fundschichten Geräte, die nach SCHMIDT und anderen dem ausgehenden Acheuléen nahe stehen. Die Tierwelt der Fundschichten von Achenheim und Taubach ist eine zwischeneiszeitliche Waldfauna. Ein ganz anderes Bild zeigen die folgenden jüngeren Kulturen des Altpaläolithikum. Die Baumannshöhle im Harz, der Sirgenstein und andere schwäbische Höhlenfunde enthalten typisches Moustérien. In diesen jüngeren altpaläolithischen Kulturen der letztgenannten Höhlen haben wir dann im Gegensatz zum vorangehenden Acheuléen eine eiszeitliche, einheitliche arcto-alpine Tierwelt, die zur Ablagerungszeit des Jüngeren Lösses in Deutschland gelebt hat und die der letzten Eiszeit und der unmittelbar folgenden Nacheiszeit angehört. Von dem Moustérien aufwärts durch das Jungpaläolithikum besitzen wir in Deutschland einen vollständigen Aufbau der Kulturen, die SCHMIDT durch seine letztjährigen Ausgrabungen in Mittel- und Süddeutschland nachgewiesen hat.

Universitäts-Professor Dr. Ewald WÜST, Kiel:

Eine auch nur annähernde Gleichzeitigkeit der Acheuléen von Achenheim und West-Europa mit den Kulturen des Travertingebietes von Weimar halte ich — von archäologischen Erwägungen ganz abgesehen — aus geologischen Gründen für völlig unmöglich. Zwischen das Acheuléen und die Kulturen des Travertingebietes von Weimar fällt ohne Zweifel eine grosse Eiszeit, m. E. die Riss-Eiszeit.

Dr. R. R. SCHMIDT, Tübingen,

entgegnet zu den Bemerkungen von Prof. WÜST, dass andere Interpretationen als diejenige von WÜST über die chronologische Festsetzung der Travertine von Weimar und Umgebung möglich sind und auch von verschiedenen Seiten angeführt worden sind.

Direktorialassistent Dr. H. HAHNE, Hannover:

In der Literatur und sonstigen Erörterungen werden fälschlich die Fundstellen Taubach, Weimar und Ehringsdorf zusammengeworfen, was zu vermeiden ist, aus geologischen und archäologischen Gründen.

Für „eolithisch" ist s. Zt. nur der Taubachhorizont gehalten worden, die Ehringsdorfer Funde haben mich bereits 1906 zu der Ansetzung „Moustérien" und schon bald zur Vergleichung gewisser Erscheinungen in dem obersten Ehringsdorf-Horizonten mit Technik und Formgebung des Aurignacien geführt, nicht aber zur Gleichsetzung mit dem Aurignacien. Weder für die Ansetzung des Acheuléen in die letzte Zwischeneiszeit noch für die Ansetzung des Ilmtal-Paläolithikums (Taubach-Ehringsdorf) in das Acheuléen scheinen mir die Gründe stichhaltig.

Universitäts-Professor Dr. Oskar FLEISCHER, Berlin:

Die Stellung der Indogermanen in Inner-Kleinasien um das Jahr 1000 v. Chr. (1500—700).

(Kurzer Auszug.)

Kleinasien, durch den Halys zweigeteilt, scheidet sich auch in seiner geographischen Namengebung dadurch auf den ersten Blick in eine westliche und östliche Hälfte, dass fast alle östlichen Landschaftsnamen im Altertume auf -ene auslauten. Zu Dutzenden häufen sich solche Namen hier, während sie in der westlichen Hälfte nur ganz versprengt vorkommen. Diese Landschaftsendung ist indogermanisch, speziell arisch (ainja). Auch in den arischen Ländern Asiens, besonders in Ariana bis zum Indus und Himalaja kommt sie vor, aber nicht, wie im kleinasiatischen Osten, in zusammenhängender Masse, sondern nur vereinzelt und zwar zum Teil in Doppelungen zu Kleinasien. Daraus wird ersichtlich, dass der Zug dieser Namensbewegung nicht vom Osten nach Westen gegangen ist, sondern umgekehrt von Ost-Kleinasien nach dem Osten.

Noch deutlicher ergibt sich dies aus den geographischen Sondernamen, wie Caucasus, Caspia, Casius, Saca, Soanus, Sindi u. v. a., die in den Kaukasusländern dicht aneinander geschichtet sind, in Asien aber nur versprengt in gleicher oder ähnlicher Gestalt wiederkehren. Dieselben und andere Namen sind aber vom Kaukasus aus auch nach Westen, nach Kleinasien gezogen (der Vortragende gibt davon eine grosse Zahl von Beispielen), insbesondere nach dem inneren Kleinasien d. h. zu den Gegenden am mittleren Halys und oberen Euphrat und Tigris. Überall kann bei der Menge von Parallelen von keinem Zufall die Rede sein, und da die Kaukasusländer das Tertium comparationis aller Gleichungen sind, so muss hier der Ausgangspunkt aller liegen. Je näher dem Kaukasus, desto mehr häufen sich die Parallelen. In Persien sind sie viel häufiger als im Iran. Ja fast alle Namen der Persis und Carmanias finden sich im Kaukasus wieder und zwar so, dass die von Carmania vor allem aus Iberien und Colchis, die der Persis aus den Ländern zwischen Kaukasus und dem Araxes zu stammen scheinen. Und nicht nur die persischen geographischen, sondern auch die Personennamen, insbesondere die des persischen Fürstengeschlechtes der Achämeniden, teilen diese Eigentümlichkeit; denn letztere gehen grösstenteils auf Flussnamen Armeniens zurück, ein weiteres Zeugnis der bekannten Hochachtung der alten Perser für die Flüsse.

Ferner ergibt sich ein offenbarer Zusammenhang in den Namen der Achämeniden mit denen der Fürsten des alten armenischen Reiches Urartu (Ararat). Es liegt daher nahe, den ältesten Namen der Perser, Artäer, mit dem der Urartäer zu vergleichen. In der Tat gab es ein Reich Parsua, das Urartu südlich benachbart war; es wird sogar zeitweilig eine Provinz desselben genannt. Südlich von Armenien zeigen sich dann auch in dem Namen der alten Landschaft Artacene, in dem der Hartusch-Kurden und der heutigen Stadt Bersiga Spuren der alten Artäer-Perser. Da sich noch z. B. Kyros König von Parsua nennt, so kann an der Stammesgleichheit zwischen diesem Parsua am Tigris und dem späteren Persien kein Zweifel obwalten; aber sie können geo-

graphisch nicht dieselben Länder sein, sondern die Perser müssen früher eben am oberen Tigris gesessen haben.

Die älteste Dynastie der Perser wird übereinstimmend von diesen wie den Griechen auf Perseus von Argos zurückgeführt. Die Sage von Kyros ist nur ein Wiederschein der Perseussage. Erst von Perseus nannten sich die Perser so, vorher nannten sie sich selbst Artäer, die Griechen nannten sie aber Kephenen nach Kepheus, ihrem Könige, dem Vater der Andromeda. Kephene aber ist die Landschaft, um die Stadt Kephe am Tigris (jetzt Keif), zwischen den Reichen der Perser, Meder, Kossäer, Chatti, Phönizier und Mitani gelegen. In den assyrischen Inschriften heisst die Landschaft Kipân, in den ägyptischen Annalen des Thutmosis Kepuna oder Kapuna und ihre Bewohner Kepuna oder Keft. Die ägyptischen Denkmäler bilden Keft-Leute des öfteren ab; sie zeigen weder ägyptische noch semitische Züge und die Kunstformen der von ihnen dargebrachten Geschenke atmen direkt hellenischen Schönheitssinn. Es ist uns sogar noch eine Sprachprobe von ihnen erhalten geblieben, eine Beschwörungsformel, die der Vortragende als griechische Pentameter erkannt hat. Somit sind die Griechen bereits im 17./16. Jahrhundert v. Chr. in Innerkleinasien ansässig gewesen und die Perseussage ist dadurch als brauchbare geschichtliche Reminiscenz erwiesen. Es muss mindestens die persische Dynastie aus einer Vermischung von Griechen und einem kleinasiatischen Volke entstanden sein. Aus verschiedenen Nebenumständen ergibt sich dabei ein bestimmter Zusammenhang zwischen Mykene beziehungsweise Argos und dieser Gegend Innerkleinasiens. Ja, eine Unzahl peloponnesischer Namen finden sich in Kappadocien und Pontos, und Argos, Laconika und Messene kehren sogar direkt in denen des kappadocischen Städtedreiecks unweit des Euphrat (in Melitene) wieder: Arca, Lacotene, Mesene, ebenso wie sich der griechische Stadtname Mykene (man beachte die Endung -ene) in den assyrischen Inschriften als Mukania wiederfindet, das südöstlicher Nachbar Kappadociens war.

Univers.-Professor Geh. Reg.-Rat Dr. BEZZENBERGER:

Die Verbreitung von Ortsnamen bildet nur dann ein historisches Beweismaterial, wenn sie ein einwandfreies nationales Gepräge tragen. Wo das nicht der Fall ist, wo z. B. eine nachweislich gemeinindogermanische Bildung an einer Stelle oft, an einer anderen spärlich auftritt, besteht die Möglichkeit, dass sie dort gewuchert hat, hier verkümmert ist und beweist also keine Kolonisation. — Die Erklärung der angeblich altgriechischen (vorhomerischen) Schwurformel santzkapi penai usw. ist aus dialektologischen und anderen Gründen zu bestreiten.

Universitäts-Professor Dr. FLEISCHER

widerlegt die sprachlichen Bedenken und hält eine Verkümmerung ursprünglicher indogermanischer Namensgebung in Asien (Iran) für ebenso ausgeschlossen als er das zusammenhängende Auftreten indogermanischer

Namen im Osten Kleinasiens für ein deutliches Zeichen ihrer dortigen Anwesenheit ansehen muss, für das ja auch so vieles andere zur Genüge spricht.

Universitäts-Professor Dr. KOSSINNA, Berlin:

Kürzlich hat Professor Hugo WINCKLER in einem Nachtrag zu seiner ersten Veröffentlichung über seine lichtbringenden Entdeckungen in der Chetiterhauptstadt Boghazköi es gegen Eduard MEYERs Widerspruch als zweifellos sicher hingestellt, dass das Volk der Charri denselben Namen trage, wie die Arier, und dass beide südlich des Kaukasus, etwa in Armenien, ihre geschichtlich nachweisbare Urstatt gehabt hätten, was deutlich auf die Herkunft der Arier aus Europa auf einem Wege am Kaukasus vorbei hinweise. Es trifft das ebenso mit unseren prähistorisch-archäologischen Siedlungsforschungen überein, wie die Ergebnisse der interessanten und wichtigen Ortsnamenforschung des Herrn Professor FLEISCHER.

Nachmittags 3 Uhr in der „Ressource".

Vorsitz: Univers.-Professor Geh. Reg.-Rat Dr. BEZZENBERGER.

Privatmann Paul BERGER, Merseburg:

Seltene vorgeschichtliche Funde aus der Merseburger Gegend.

Der Vortragende legt verschiedene seltene Stücke aus seiner Sammlung vor[1]):

1. Drei Zierbeile aus Diorit (Kommandostäbe), die aus unterirdischen Steinpackungsgräbern bei Merseburg stammen.

2. Verkohlte Reste einer Speise (Pflanzennahrung) aus der Steinzeit, die von Professor SCHRÖTER-Zürich als Leindotter (Camelina sativa) festgestellt worden sind. Zum Vergleiche wurde frisches Material aus Erfurt vorgelegt.

3. Die Photographie eines bearbeiteten Eichen-Pfahlbaustammes, dessen äusserst primitive rohe Bearbeitung erkennen lässt, dass es sich tatsächlich um einen Pfahlbaurest handelt.

4. Schildkrötenschalen aus Herdgruben, die geröstet als Nahrung gedient haben. Durch das zahlreiche Vorkommen der Schalen als Überreste von Mahlzeiten wird erwiesen, dass die noch heute in der Elster und in anderen Flüssen vorkommende Schildkröte (emis) keine verwilderte Art ist, sondern schon in der Vorzeit hier in grosser Anzahl heimisch war.

---

[1]) Da dem Redner für seinen Vortrag nicht mehr genügend Zeit zur Verfügung stand, um die vorgelegten Funde eingehend zu behandeln, musste er seine Ausführungen wesentlich abkürzen und behält sich für später eine ausführliche Veröffentlichung mit Abbildungen vor.

5. Eigenartig gearbeiteter Muschelschmuck und Tonscheiben, die als Zierrat dienten, ferner Pfeilspitzen aus Knochen. Die echte Perlmuschel ist ebenfalls in den Merseburger Gewässern damals heimisch gewesen.

6. Photographien von gewaltigen Reibsteinen im Gewichte von 4—5 Zentnern.

7. Eigenartige Bronze-Gussformen, die zur Herstellung von glatten und gedrehten Halsringen, Messern, Schwertern, Dolchen, Nadeln u. a. gedient haben. Es sind zerschlagene, nur einmal zu gebrauchende (sogenannte verlorene) Formen aus gebranntem Lehmsand. In einer Nadelform steckte noch das Gussobjekt, da das Metall beim Giessen zu früh erkaltet war.

Kreisschulinspektor Dr. M. WILCKE, Zeitz:

Ich möchte Herrn BERGER fragen, ob er die Muschel nur einmal oder öfter gefunden hat. Für mich ist die Frage deshalb von Wichtigkeit, weil ich dieselbe Muschel — wie Herr Professor WÜST bestimmt hat — in Herdgruben bei Weissenfels in grösserer Anzahl (gegen 30 Stück) gefunden habe, die die steinzeitlichen Bewohner wohl aus der nahen Saale geholt und verspeist haben.

Privatmann P. BERGER, Merseburg:

In der Asche von Herdgruben fand ich öfter Schalen der Perlmuschel. Die Beschaffenheit der Schalen liess erkennen, dass sie erhitzt worden waren, also Mahlzeit-Überreste bildeten. Zum Teil sind die Schalen asch- oder bleigrau, sie büssten also ihre ursprünglich weisse Farbe durch das Erhitzen ein. Die irisierende Farbe der Schalen blieb aber bestehen, wenn auch nicht mehr so intensiv leuchtend oder schillernd. Bearbeitete Muscheln waren nicht dabei. Zeit: ältere Bronzezeit bis jüngere Steinzeit.

Universitäts-Professor Dr. Ew. WÜST, Kiel:

Die herumgegebene Muschel ist nicht die Fluss-Perlmuschel, Margaritana margaritifera, sondern Unio sinuatus, eine südwesteuropäische Form, deren nordöstlichstes Vorkommen gegenwärtig im Rhônegebiete nachgewiesen ist. Prähistorische und historische Funde der Muschel sind aus Mitteleuropa schon lange bekannt. Konnte man diese Funde bisher als importierte Schalen deuten, so zeigen neue Funde des Herrn Kreisschulinspektors Dr. WILCKE, des Redners und nunmehr des Herrn BERGER, dass diese Muschel in der geologischen Gegenwart, und zwar wie meine Funde bei Halle ergeben, bis in das 15. Jahrhundert noch in Mittel-Deutschland gelebt hat [1]). Es ist dringend zu wünschen, dass

[1]) Vergl. WÜST, Nachrichtsblatt der Deutschen Malakozoologischen Gesellschaft, 1910, S. 111—115.

bei Ausgrabungen Muscheln und überhaupt alle Tierreste auf das sorgsamste beachtet werden. Denn diese Tierreste liefern uns ungemein wertvolles Material zur Erforschung unserer Tierwelt in geologisch jungen Zeiten — die Haustierreste ausserdem überaus wertvolle Hinweise auf prähistorische Wanderungen.

Professor Dr. W. Cl. PFAU, Rochlitz i. Sachsen:

Über urgeschichtliche „Feuersteinwerkstätten" in der Rochlitzer Gegend (Sachsen).

Rochlitz besitzt für die früheste Geschichte Sachsens eine besondere Bedeutung. Um das Ende des 10. Jahrhunderts bildete es den Vorort eines wiederholt genannten Burgwarts, der in den Kämpfen Heinrichs II. gegen Boleslav von Polen von grosser Wichtigkeit war und zeitweilig in den Vordergrund rückte, da Boleslavs Stiefsohn, Guncelin, die Familie der Ekkehardinger, die bisher im Besitz dieses Landgebietes gewesen war, stark benachteiligte. Aus verschiedenen Gründen darf man wohl weiter als sicher annehmen, dass Rochlitz auch unter den Vorgängern Heinrichs des Heiligen bereits einen von den Deutschen besetzten Ort grösserer Bedeutung bildete. Nach chronistischen Angaben besass die Petri-(Schloss-)Kirche einen Kelch von Heinrich I. und dessen Gemahlin. Das Rochlitzer Muldenufer wurde unter den Ottonen als Grenze zwischen den Bistümern Meissen und Merseburg festgelegt. Die hervorragende Stellung, die Rochlitz schon zu so früher Zeit in Westsachsen einnahm, hing zweifellos hauptsächlich damit zusammen, dass der Ort bereits vor dem Einrücken der Deutschen, in den Tagen des Wendentums, den Mittelpunkt eines bedeutenden Verkehrs in einer stark besiedelten Gegend bildete. Dass die Rochlitzer Pflege in slawischer Zeit schon verhältnismässig dicht bevölkert war, geht aus den zahlreichen wendischen Scherben auf den Fluren, aus den vielen wendischen Orts- und Liegenschaftsnamen usw. zur Genüge hervor. Aus der Geschichte der Rochlitzer Saupenschaft[1]) lässt sich weiter ablesen, dass das Wendentum der Rochlitzer Gegend sogar eine ganz eigenartige Rolle gespielt hat. 16 Saupen, die in fünf verschiedenen Dörfern zu beiden Seiten der Mulde (Wickershain, Nosswitz, Gröblitz, Stöbnig, Gross- und Kleinstädten) wohnten, bildeten unter sich eine selbständige Gemeinde, die unter einem gewählten Saupenrichter stand. Mit der Gemeindeeinrichtung und Verfassung derjenigen Ortschaften, in denen die Saupengüter lagen, hatten diese Freibauern so gut wie nichts zu tun. Sie traten als Schöppen zum Rochlitzer Landgericht, das in Rochlitz auf dem Urtelsplatz tagte, zusammen. Eine Genossenschaft gleicher Art dürfte sich in ganz Mitteldeutschland nicht wieder nachweisen lassen, und höchstwahrscheinlich leitete sich die Würde dieser Saupen zum guten Teil von der bevorzugten Stellung ehemaliger Zupane her, denen die deutschen Eroberer einen Rest ihres alten Ansehens gelassen hatten. Eine militärische Bedeutung erhielten die Saupen noch dadurch, dass

[1]) Vergl. C. PFAU, Die Saupen vom alten Rochlitzer Landgericht. 1900.

sie den Landesherrn auf seinen Reisen im Burgwart zu begleiten hatten und dass ihnen ursprünglich augenscheinlich die Wache über die wichtigsten Strassen und Furten oblag. Wahrscheinlich konnte sich das Rochlitzer Wendentum zu einer besonderen Blüte entfalten, weil die von ihm in der Gegend vorgefundenen urgeschichtlichen Verhältnisse sehr günstig waren.

Die Wenden haben die Rochlitzer Gegend nicht erst erschlossen; nicht selten sind die Spuren in der Pflege, die auf dortigen Verkehr und Besiedlung vor der Slawenzeit hinweisen, z. B. Scherben von urgeschichtlichen Gefässen mit ihren charakteristischen Ornamenten. Die Verzierung der jüngeren Steinzeit habe ich bisher, gelegentlich meiner etwa zwanzigjährigen Forschung, erst viermal auf je einem Scherben nachweisen können, und zwar in Stöbnig (Bachen), Seelitz (Vogelsang), Zettritz-Winkeln (Hochläde) und Nosswitz (Wälsche). Häufiger treten Scherben der jüngeren Bronzezeit auf. Am meisten unter allen vorgeschichtlichen Artefakten lassen sich geschlagene Feuersteine, wie Schaber und Späne mit Kernstücken und Abfall, nachweisen. Vorzüglich gearbeitete Beile, Hämmer aus verschiedenen Gesteinsarten, Pfeilspitzen aus Feuerstein bilden keine Seltenheiten. Die Beile sind meist gut gearbeitet, z. T. geschliffen, doch kommen auch ganz grob gearbeitete vor. Mitunter trifft man ein einfach gelochtes oder sonst nur roh bearbeitetes Geschiebstück. Unter den geschlagenen Artefakten lassen sich gelegentlich vereinzelte retuschierte oder gekerbte Stücke nachweisen. Aus der Bronzezeit konnte ich zweimal Gräberfelder, die nicht sehr reich sind, aufdecken (Stöbnig, Seelitz) und zwar sowohl mit oberirdischer als unterirdischer Bestattung. Unter den Hügelgräbern fand ich eins, in welchem 2 Tote in sitzender Stellung bestattet worden waren. Skelettgräber treten aber selten auf; Leichenbrand überwiegt. „Herdgruben" liessen sich bisher nicht in der Rochlitzer Gegend entdecken[1]).

Im Vergleich mit manchen anderen Strichen kann die Rochlitzer Pflege nur als mässig reich an prähistorischen Artefakten bezeichnet werden; doch scheint sie besondere urgeschichtliche Eigenheiten aufzuweisen. Eine solche Merkwürdigkeit dürfte schon darin bestehen, dass die hiesigen Ortsfluren ganz auffällig arm an urgeschichtlichen Scherben, trotz der hier zahlreich auftretenden Steinartefakte, sind, und dass ein Dorfgebiet meist nur eine einzige Fundstelle von Spanmassen bietet. Der Umstand, dass die Rochlitzer Pflege nur wenig ergiebig an vorgeschichtlichen Artefakten ist, dürfte die hiesigen prähistorischen Verhältnisse durchsichtiger erscheinen lassen als in manchen anderen Landstrichen.

Besonders dankbar für prähistorische Forschungen erweisen sich in der Gegend die Grenzgebiete der Dorffluren, d. h. die breiten Striche,

---

[1]) Die prähistorischen Funde habe ich näher erläutert in folgenden Studien: Topographische Forschungen über die ältesten Siedlungen der Rochlitzer Gegend. — Geschichte der Töpferei in der Rochlitzer Gegend von den frühesten vorchristlichen Zeiten bis auf die Gegenwart. — Grundriss der Chronik über das Kloster Zschillen. (Heft 3, 4, 5 des Vereins für Rochlitzer Geschichte.) Die Stellen urgeschichtlicher Funde in der Gegend sind gemeinsam mit Flurnamen, Wällen, Sagengebieten auf Karten eingetragen worden, die der K. sächs. Kommission für Geschichte überwiesen worden sind.

die sich zu beiden Seiten der Flurscheide hinziehen. Die prähistorischen Wälle der Gegend liegen regelmässig im Grenzstrich der Ortsflur, ebenso kommen in diesem Gebiet die bisher entdeckten Gräberfelder vor und selbst Einzelgräber oder deren Spuren lassen sich zuweilen dort nachweisen, wennschon derartige Bestattungsstellen gelegentlich auch im Innern der Dorffluren anzutreffen sind. — Vor allem enthalten die Grenzstriche in der Regel mehr oder weniger reichhaltige Steinspangebiete, deren ich etwa 80 in ungefähr 50 Dörfern durch systematische Feldforschung entdeckte. Zuweilen geht der heutige Rain der Ortsflur mitten durch ein derartiges Artefaktengebiet (z. B. Beedeln—Meusen; Stollsdorf—Nosswitz, an der Wälsche); gewöhnlich liegt letzteres aber in einem nur geringen Abstand von der Flurscheide entfernt. Meist findet sich das Steinspangebiet auf einer Bodenschwellung, auf einem Buckel an einem Grenztal, wo oft der Grenzbach läuft, oder auf einem Berg am Grenzfluss, und zwar nicht selten da, wo nicht nur 2, sondern 3 Dorffluren zusammenstossen, also an besonders charakteristischer Stelle (z. B. Winkeln auf dem Silberhack, in der Nähe der Grenze mit Zschoppelshain — Topfseifersdorf; in Seitenhain auf dem Ziegenrücken bei der Grenze mit Schlotterhartha—Göritzhain usw.). Bemerkenswert ist ferner, dass diese Steinspangebiete nicht nur in den Ortschaften auftreten, die gewöhnlich als wendische Siedlungen aufgefasst werden, sondern auch, soweit ich untersucht habe, in Dörfern, z. B. Obergräfenhain, Topfseifersdorf, Weissbach usw., die man als deutsche Gründungen anspricht, wie dies bei den Waldhufendörfern der Fall ist. Selten besitzt ein Ort zwei oder mehrere Stellen von Massenlesefunden. Letzteres kommt besonders bei denjenigen Ortschaften vor, deren Flurgebiet durch das Zusammenfliessen der Gesamtliegenschaften verschiedener, ursprünglich selbständiger Niederlassungen entstanden ist, was z. B. für die Stadt Rochlitz gilt, in deren Flurbezirk die Siedlungen Witschitz (Mützenburg) und Koselitz oder Koselich, an welch letzteres noch der Liegenschaftsname Kesseling erinnert, sowie z. T. Zassnitz eingegangen sind. Zwei Spangebiete besitzt auch Sachsendorf, das der gewöhnlichen Ansicht nach von sächsischen Kolonisten gegründet sein müsste. Die Güter des Dorfes gehören nach zwei verschiedenen Kirchen; es zerfiel im Mittelalter in Lehnssachen auch in 2 Hälften, die verschiedenen Herren gehörten, und die Gruppierung der dortigen Bauerngehöfte deutet darauf, dass der Ort ursprünglich aus zwei verschiedenen Dörfern bestand. Ähnliches gilt augenscheinlich weiter von Erlau, Schwarzbach usw. Bei solchen Ortschaften liegt mitunter ein Steinspangebiet ausnahmsweise auch mehr nach dem Innern der Ortsflur, welche Eigenheit augenscheinlich mit Grenzveränderungen beim Eingehen von früheren Siedlungen zusammenhängt. Im folgenden spreche ich nur von Ortschaften der Rochlitzer Gegend, die seit uralten Zeiten in ihrem Flurbestand offenbar so gut wie unverändert geblieben sind.

Unter einem Steinspangebiet verstehe ich ein Flurstück, auf welchem Langspäne, Kernstücke, Absplissen oder allerlei grobe Abfälle aus Feuerstein in auffälliger Menge vorhanden sind, so dass diese Funde als Massenlesefunde angesehen werden können. Dass es sich hierbei um Massenfunde handelt, zeigen freilich erst vieljährige Untersuchungen einer und derselben Stelle. Zunächst trifft man auf ihr nur einzelne

verstreute Späne usw.; die Stelle liefert aber trotz des Ablesens der Artefakte nach jeder neuen Ackerung und Auswaschung durch Regen und Schneewasser immer neue Findlinge in grösserer oder geringerer Zahl, so dass dieselben, zusammengetragen, mit der Zeit eine meist stattliche Sammlung ausmachen. Auf den meisten dieser Fundstellen kommt hin und wieder der sogenannte Schaber vor; noch öfter lassen sich dort eigenartig gerauhte Steine nachweisen, die nicht selten eine regelmässige Grundform (kugelig, kreuzförmig, birnenförmig, prismatisch usw.) anstreben und in ihrer Massigkeit an die Kernstücke erinnern.

Mitunter kommen auch einige Funde aus sogenanntem Bandjaspis auf diesen Gebieten der Rochlitzer Gegend vor. Weitere Feuersteinartefakte, wie Beile, Hämmer, Pfeilspitzen u. a., oder rohe, ungeschlagene Feuersteine finden sich dort nur ganz ausnahmsweise; auf den meisten dieser Fundstellen habe ich von derartigen Dingen, obschon ich diese Gebiete jedes Jahr wiederholt untersuchte, überhaupt noch nichts angetroffen. Von den vorliegenden Feuersteinsachen (besonders Kernstücke und Späne) sind viele im Feuer geglüht oder darin zersprungen. Auffällig ist, dass von den seltenen Beilen u. a. aus anderem Material als Feuerstein meist nur Bruchstücke gefunden werden, und diese erwecken in ihrer Eigenart oft den Anschein, als ob die in Rede stehenden Geräte absichtlich zerschmettert worden wären. Auf manchen Stellen sind zahlreiche Feuersteinartefakte patiniert, z. B. auf dem Bieserner Steinberg, was hauptsächlich von der Bodenbeschaffenheit der Fundstätte herzurühren scheint. Als besonders reich an Spänen erweisen sich die Massenfundstellen der Stadtflur.

An prähistorischen Scherben sind die Steinspangebiete gewöhnlich sehr arm. Meist findet man von solchen Gefässtrümmern auf einem Feld im Laufe der Jahre nur kärgliche Reste, und zwar gehören dieselben fast durchgängig der jüngsten Bronzezeit (Zeit der Buckelgefässe vom Lausitzer Typus) an. Auf diesen Spangebieten habe ich bisher nur zwei Scherben der späteren Steinzeit, mit Schnurenverzierung, gefunden. Viele dortige vorwendische Scherben lassen sich, da sie keine Ornamentierung oder andere Kennzeichen aufweisen, nicht näher bestimmen. Wendische Scherben mit Wellenornament kommen auf den Steinspangebieten häufiger vor, mitunter sogar in sehr starker Zahl; doch gibt es auch Steinspangebiete, auf denen selbst die Wendenscherben selten sind. Auf allen diesen Fundfluren treten aber die frühdeutschen Scherben mit ihren eigenartigen Verzierungen in grösserer Menge auf, besonders jene auffälligen Henkel, die ich ihrer Form und Verzierung wegen „geschlitzte Wursthenkel" nenne. Hüttenbewurf, Leichenbrand u. a. konnte ich auf diesen Fundstellen nicht nachweisen.

Die Steinspangebiete der Gegend sind zu sehr verschiedenen Zeiten durch Rodungen erschlossen worden. Es gibt solche Fundstellen, die nachweislich bereits seit mehreren Jahrhunderten Äcker bilden, wie z. B. ein Feld auf dem Rochlitzer Galgenberg; andere sind erst vor wenigen Jahrzehnten blosgelegt, z. B. der Ziegenrücken in Doberenz, der Steinacker in Gröbschütz an der Rädsche, der Acker auf der Gulke in Pürsten, einige erst vor wenigen Jahren, z. B. ein Ackerstück auf dem Steinberg in Biesern. Eine Spanstelle, im östlichen Teil des Kesslingsholzes zu Rochlitz, habe ich selbst aufgedeckt, an einem Fleck,

wo nie Feld gewesen ist. Die Späne fanden sich hier z. T. bis etwa $^3/_4$ m Tiefe im Boden. Ein Unterschied zwischen den seit undenklichen Zeiten erschlossenen und den erst jüngst freigelegten Fundgebieten besteht hinsichtlich der Ausbeute kaum; auf denjenigen Fundstellen, die schon seit Jahrhunderten dem Ackerbau dienen, mögen jedoch manche Langspäne im Laufe der Zeit zerbrochen sein.

Bemerkenswert ist, dass sich diese ausgeprägten Massenfundgebiete bisher trotz eingehender Untersuchungen nicht im Innern der Ortsfluren nachweisen liessen. Mit den Rodungen kann diese Eigenheit nicht zusammenhängen. Die Artefakte aus Feuerstein sind im weichen Ackerboden so gut wie unverwüstlich, erhalten sich hier in ihrer ursprünglichen Form vorzüglich, gehen aber nicht verloren. Lassen sich im Innern der Dorfflur keine ausgeprägten Steinspangebiete nachweisen, so haben hier letztere auch nicht bestanden. Unsre Dorffluren, vor allem diejenigen, in welchen Blockfelderwirtschaft bestand, waren bis in die neueste Zeit überall von zahlreichen Gehölzen durchsetzt, die erst im 19. Jahrhundert allmählich verschwanden. An diesen Stellen müssten demnach Steinspangebiete in erster Linie anzutreffen sein, wenn sie hier überhaupt bestanden hätten.

Nach Ausweis der Funde auf den Steinspangebieten der Gegend ist zweifellos anzunehmen, dass Späne auf diesen Stellen hergestellt worden sind. Ob aber jedes hier auftretende Artefakt erst hier entstanden ist, lässt sich nicht angeben. Dies gilt z. B. von einer Pfeilspitze, einem Hammer. Nur auf drei Spanstellen bin ich der ersteren begegnet; sie kommt wie der Hammer sonst als Einzelfund auf Feldern, wo sonst nichts Prähistorisches zu finden ist, vor. Solche vereinzelte Pfeilspitzen aus Feuerstein fand ich z. B. auf je einem Acker in Nöbeln, Cossen. Es wäre deshalb recht gut möglich, dass die auf einem Steinspangebiet gelegentlich auftretende Pfeilspitze, oder ein vereinzelter Hammer, ein Beil aus Grünstein usw., nicht in einem ursächlichen Zusammenhang mit der Spanschlagerei auf den Massenfundgebieten stünde.

Wegen der Steinschlagarbeit auf diesen Stellen wären dieselben zunächst als Steinbearbeitungs- oder Werkstätten aufzufassen. Mit einer solchen Erklärung dürfte aber ihr Charakter noch bei weitem nicht befriedigend gekennzeichnet sein, denn es fragt sich, ob diese Späne auch hier verwendet worden oder ob sie als wertloser Abfall liegen geblieben sind. Allerlei Späne, Kernstücke, Absplissen, Schaber u. a. trifft man auch ganz gewöhnlich in gleicher Weise auf Gräberfeldern und im Mantel der Hügelgräber sowie in deren Umgebung selbst an. Also sind an diesen Stellen die Feuersteine wohl ebenfalls erst geschlagen worden, aber man wird deshalb die Grabstätten nicht als Werkstätten hinstellen. Auch in den Wällen der Gegend kommen diese Artefakte vor. Der prähistorische Mensch schlug seine Steine offenbar ganz gewöhnlich da, wo er die Späne usw. brauchte. Deshalb findet man auch sehr oft, wenn man die ausgewaschenen Felder untersucht, an einer oder der anderen Stelle vereinzelte Späne mit Abfall, wo man sonst nichts weiter entdecken kann, in der Rochlitzer Pflege z. B. in der Nähe von Dorfhäusern, wo von einem Massenfundgebiet meist nicht die Rede sein kann. Reste von Gräberfeldern sind die ausgeprägten Steinspangebiete nicht, denn es lässt sich auf ihnen gar nichts nachweisen, was auf Beerdigung deutete,

vor allem kein Leichenbrand, keine Mengen von Urnenscherben. Verschiedene unserer Steinspangebiete stossen an Steinbrüche, an Sand- und Lehmgruben (z. B. in Grosstädten, in Penna) an; doch ist dort noch nie ein Grab, eine „Herdstelle", oder eine sonstige unterirdische prähistorische Anlage angebrochen worden. Auch durch gelegentliche Nachgrabung konnte ich ausser den üblichen Steinspänen, Kernstücken usw. nichts entdecken. Wohnstätten haben auf den Steinspangebieten sicher ebenfalls nicht gestanden, denn nichts weist auf dieselben hin. Da der Ackerbau von manchen Dörfern in der Rochlitzer Gegend bereits zum mindesten in der jüngsten Bronzezeit betrieben wurde, wie die Getreideklopfer und die vorzüglich aus Rochlitzer Stein gearbeiteten Mahlsteine in gleichzeitigen Gräbern, z. B. in Stöbnig, beweisen, so müsste man doch derartige Gegenstände in Verbindung mit prähistorischen Spinnwirteln, sogenannten Webgewichten u. a. auf gewissen Steinspangebieten erwarten können, falls da Hütten gestanden hätten. Man findet solche Gegenstände dort ebensowenig wie Hüttenbewurf, Herdstellen usw. Nach den verschiedenfachen Funden auf den Steinspangebieten scheinen derartige Stellen bis in die frühgeschichtlichen Zeiten herein so gut wie ununterbrochen besucht und wohl zu gleichem Zweck benutzt worden zu sein. In wendischer und frühdeutscher Zeit haben sich aber die Dorfhäuser sicher auch nicht auf diesen Massenfundstellen erhoben, denn sonst würden wohl unsere Dörfer, wenigstens zum grössten Teil, noch heute dort stehen.

Es ist nicht recht ersichtlich, weshalb auf den Steinspangebieten, falls es lediglich Schlagstätten gewesen wären, keine Wohnungen hätten stehen sollen. Weshalb sollte der urgeschichtliche Mensch der Gegend hinaus in die freie Flur gehen und zwar regelmässig auf Stellen, die heutzutage im Gebiet der Dorfgrenze liegen, um hier seine Feuersteine zu spalten, nicht aber in oder bei seiner Wohnung? Warum bearbeitete er hier den Feuerstein, gerade dasjenige Material, das in der Gegend zu grösseren Hämmern, Beilen und ähnlichen Alltagsgebrauchsgegenständen fast gar nicht verwendet wurde? Warum stellte er auf diesen Stellen nicht auch die grossen Mahlsteine, die Beile, Hämmer usw. her, die aus anderem Stein, z. B. Porphyrtuff, Grünstein und dergl. bestehen, d. h. aus Material, das doch in der Gegend im Naturzustand so oft auftritt? Diese zahlreichen Werkzeuge sind sicher selbst von der einheimischen Urbevölkerung verfertigt worden, da dieselbe in der Bearbeitung der Steinarten eine erstaunliche Geschicklichkeit besass, wie charakteristische Stücke der Gegend beweisen. Überdies findet man in der Rochlitzer Pflege auch unfertige Stücke, z. B. solche, die beim Bohren zersprungen sind. Werkstätten für die angedeuteten Steinarten, wie Grünstein, Gabro usw., habe ich nicht nachweisen können, und nur an einer Stelle, wo auch mehr spätbronzezeitliche Scherben lagen, nämlich am Poppitzer Kuhberg, konnte ich erkennen, dass man hier den Gnandsteiner sogenannten Bandjaspis zu Beilen verarbeitet, oder wenigstens einschlägige Versuche angestellt hatte. Leider ist die betreffende Feldstelle in ihrer ursprünglichen Bodenbeschaffenheit durch frühere Erdarbeit z. T. etwas verändert worden. Auffällig ist ferner, dass auf den meisten Feuersteinspanstellen grössere ungeschlagene Stücke als Rohmaterial gar nicht vorkommen; ihr Vorhandensein sollte man aber

doch erwarten, falls diese Fundgebiete lediglich Werkstätten waren. Der Abfall, der beim Bearbeiten der Beile entsteht, muss nach Ausweis der Schlagmarken in der Hauptsache schuppenartig, blätterig sein; derartiger Abfall findet sich auf den Steinspangebieten aber ziemlich selten, da hier Langspäne bei weitem vorherrschen. Auf der Stelle, wo Bandjaspisbeile hergestellt worden waren, lag blättriger Abfall.

Die Rochlitzer Gegend ist arm an oberirdischem Feuerstein, und selbst in ihren tiefen Sandgruben der Neuzeit tritt er nur selten auf. Der Feuerstein, der auf den Spanstätten verarbeitet wurde, ist hierher zweifellos erst aus entlegenen Gebieten, wie etwa aus der Gegend des Colditzer Waldes, hergeholt worden; in gleicher Weise verschaffte man sich den sogenannten Bandjaspis aus dem mehrere Stunden weit entfernten Gnandstein. Da der Feuerstein in der Rochlitzer Gegend zu grösserem Gerät so gut wie gar nicht verwendet und fast nur zu den überdies nicht häufigen Miniaturgegenständen, wie niedlichen Beilchen, Pfeilspitzen gebraucht wurde, so könnte man sich die Massen der Steinspäne auf den zahlreichen Stellen gar nicht erklären, falls jene den Abfall aus Werkstätten bilden sollten, nicht aber die gewünschten Gebrauchsgegenstände selbst. Man wird aber doch den Feuerstein nicht von weit her auf eine entlegene Stelle jeder einzelnen Dorfflur geholt haben, bloss um ihn hier zu schlagen und dann die gewonnenen Langspäne und sonstigen Gebrauchsgegenstände, wie die sogenannten Schaber, unbenutzt liegen zu lassen. Vielmehr ist wohl anzunehmen, dass diese Massen von Langspänen usw. erst an Ort und Stelle gebraucht worden sind, ehe man sie weggeworfen, z. T. vielleicht sogar in die Erde geborgen hat.

Wenn die Steinspangebiete im Grenzstrich der Ortsfluren weder die Stellen von Gräbern noch von Wohnstätten gewesen sein können, so müssen sie m. E. ihr Entstehen ganz besonderen Anlässen verdanken. Aus der Eigentümlichkeit, dass sie regelmässig im Gebiet der Mark liegen, darf man vielleicht schliessen, dass sie mit letzterer in einem ursächlichen Zusammenhang stehen. Natürlich ist hier unter Grenze nicht eine geometrische Linie, sondern Grenzland, Grenztal, Grenzholz usw. zu verstehen, denn nach solchen Liegenschaften wurde früher die Ortsgrenze im Volksmund bestimmt. Noch jetzt haben wir in der Rochlitzer Gegend zahlreiche Liegenschaften, die nach ihrer Lage an der Grenze und zwar sowohl wendisch als deutsch benannt werden, z. B. Grinke, Gränke, Lacht, Lachtweg, Sorge [1]), Hegeholz, Hegeteich, Hegebach usw. Dorfartige Niederlassungen müssen sich in der Rochlitzer Gegend sehr frühzeitig gebildet haben, wennschon sie hinsichtlich der Anzahl ihrer Hütten und Bewohner nur sehr dürftig gewesen sein können. Das, was diesen Siedlungen den Ortscharakter verlieh, war die allmähliche Festlegung einer Ortsflur mit ungefährer Grenze.

Die Rochlitzer Gegend gehört in Sachsen zu denjenigen Strichen,

---

[1]) Das Wort Sorge (= zarche, Rand) findet sich in der Rochlitzer Gegend auch in den Ortsnamen Neusorge, Beisorge; letzterer Ausdruck bezieht sich auf eine Häusergruppe in Auerswalde. Über Neusorge und Auerswalde (Beisorge) ging die Grenze des alten Rochlitzer Gaues. Unter Sorge ist demnach bei diesen beiden Namen die Gaugrenze zu verstehen. Sonst gibt der Flurname (Neu-) Sorge regelmässig eine Liegenschaft auf der Grenze der Ortsflur an, z. B. in Rochlitz, Poppitz.

die auf beschränktem Raum die meisten Dörfer aufweisen, welch letztere infolgedessen zum guten Teil nur sehr klein sind und mitunter bloss 5—6 Güter mit etwa 200 Acker umfassen. Urkundlich genannte Siedlungen sind eingegangen, und ihre Liegenschaften sind zum Bereich andrer Ortschaften geschlagen worden, haben deren Flurbestand vergrössert. Besonders im Gebiet von Waldhufendörfern der Gegend weiss die mündliche Überlieferung von dort verschwundenen Niederlassungen (Angsdorf, Zschappach, Elzing, Haina, Wiedendorf) zu berichten, dabei wahrscheinlich an eine geschichtliche Tatsache anknüpfend. Der Verkehr in der Rochlitzer Gegend dürfte zu prähistorischer Zeit ein reger gewesen sein, wie nicht nur die Funde, sondern auch der Umstand andeutet, dass zahlreiche einheimische, eigenartige Steinarten, wie der Rochlitzer Porphyrtuff, der Garbenschiefer, der Gnandsteiner „Bandjaspis" usw. durch die gesamte Pflege vertrieben und hier verarbeitet wurden. Dieses Verkehrsleben einer ansässigen Bevölkerung und der Ackerbau musste bald dazu führen, Einzelpersonen, Familien oder Genossenschaften Landbesitz zu sichern und durch Grenzen festzulegen. Ackerbau ohne letztere ist wohl kaum denkbar; wenn Feldwirtschaft bereits etwa ein Jahrtausend vor Christus in der Rochlitzer Gegend betrieben wurde, so ist es doch wohl ziemlich wahrscheinlich, dass man hier auf die Grenzangelegenheiten schon in prähistorischer Zeit das Augenmerk allmählich richten musste, und sicher spielte dann die Ortsmark eine grosse Rolle bei den Wenden, aus deren Sprache wir sogar das Wort Grenze, das in der Rochlitzer Gegend in der Form Grinke oder Gränke noch heute Markliegenschaften verschiedener Dörfer (Zöllnitz—Seebitzschen; Göppersdorf—Bernsdorf—Beedeln) bezeichnet, herübergenommen haben. Die später in unsre Pflege einwandernden Deutschen haben hier m. E. wahrscheinlich gar keine Urgründung von Ortschaften vorgenommen, weil sie die im grossen und ganzen festgelegten Ortsfluren bereits vorfanden. Durch die Kolonisten wurde wohl nur die Bevölkerung der Ortschaft verstärkt, der Ackerbau verallgemeinert und gehoben, vielleicht wurden auch einzelne Walddörfer, die sich bis dahin in der Hauptsache vom verschiedenfachen Ertrag der Forsten genährt hatten, in ackerbautreibende umgewandelt, wobei die Gruppe der Dorfhäuser nach einem bestimmten Plan angelegt und die vorhandene Flur tunlichst gleichmässig geteilt werden mochte. Gebiete von Waldhufendörfern waren sicher auch von Wenden besiedelt; denn in der Rochlitzer Gegend liegen derartige Ortschaften meist da, wo besserer Boden ist, und wo die Feldwirtschaft wegen der grösseren Ebenheit der Fluren sich leichter gestalten musste. Es wäre doch gar nicht zu begreifen, weshalb die ackerbautreibenden Slawen der Pflege sich besonders gerade die für ihre Arbeit ungünstigen Dorfgebiete sollten ausgesucht haben. Die einwandernden Deutschen nahmen hier wohl hauptsächlich die besseren Ortsbezirke für sich in Anspruch und führten in letzteren besonders deutsches Leben, somit vielleicht eine neue Flurteilung ein.

Bei den Römern waren die Grenzangelegenheiten schon sehr frühzeitig geregelt, bereits Jahrhunderte vor Christus. Dem König Numa schreibt man die Errichtung der religiösen mit Opfern verbundenen Grenzfeste, der Terminalien zu, die zu Ehren des Deus terminus, dem alle Grenzsteine geheiligt waren, im Februar abgehalten wurden. Fest-

gelegte Grenzen müssen vor ihrer Verwischung bewahrt werden, müssen von Zeit zu Zeit nachgeprüft, besichtigt werden. Vor allem muss darauf hingewirkt werden, dass alle Ortsinsassen, zumal die heranwachsende Jugend, den Verlauf der Grenzen kennen. Als in Rochlitz 1709 die Ortsflurgrenze durch eine Kommission revidiert wurde, beteiligten sich ausser der letzteren zahlreiche Beamte, die 16 Landsaupen, Bürger und „eine ziemliche Menge Kinder, welche mit Fleiss zu einem so denckwürdigen Actu aus den Schulen herbeygeholet worden," an der Handlung [1]). Nach der damaligen Ratsrechnung bekamen die Schulknaben „bey Beziehung derer Weichbilder" Geld. 1711 hatten Kurrentschüler den Feldmesser auf der Grenze zu begleiten. Als 1524 die Flurgrenze des Dorfes Seelitz bei Rochlitz neu reguliert wurde, umritt die Kommission nach dem Rochlitzer Amtsbuch die Grenze. Nach dem Erbbuch des Rochlitzer Amtes um 1600 hatten die Amtsuntertanen die Pflicht, ihre Berainungen jedes Jahr einmal mit den Nachbarn zu umgehen. Meines Erachtens dürfte auch die Rochlitzer Urbevölkerung eigne Flurumzüge, Grenzzusammenkünfte abgehalten haben und höchstwahrscheinlich verband sie mit dem Begriff der Mark besondere religiöse Anschauungen. Darauf deutet manches hin. Für die Rochlitzer Gegend ist bemerkenswert, dass die Ortssagen [2]) allerhand gespenstische, meist hauptlose Unwesen, wie Pferde, Kälber, Hunde, Reiter, Männer, weisse Frauen, Feuergestalten u. a. regelmässig lediglich im Grenzgebiet der Dorfflur umgehen lassen, z. B. bei einer Brücke, einer Mühle, einem Bauerngut, im Grenzholz, bei einem Teich, einer Grube, in einem Hohlweg und dergl. Der Kreuzweg spielt in der Rochlitzer Gegend keine Rolle als Spukstelle. Diese Ortssagen entstammen doch wohl prähistorischer Zeit, denn solche Fabelwesen lassen sich schwerlich genügend nur aus christlicher Vorstellung erklären. Wenn mitunter in der Gegend ein derartiges Unwesen nicht bei einer heutigen Ortsmark, sondern an andrer Stelle erscheinen soll, so ist dies regelmässig da der Fall, wo eine Siedlung der Sage oder der archivalischen Quelle nach eingegangen ist, wo Ortschaften zusammengefallen sind. Die einschlägige prähistorische Forschung muss Hand in Hand gehen mit einer gründlichen Untersuchung der Ortsgeschichte. In Erlau liegt das Spukgebiet mitten im Dorf, an der weissen Brücke am Fuss des Steinberges. Von der Brücke geht ein Weg nach dem letzteren, wo ein Steinspangebiet ist. Zweifellos ist dieser Weg ursprünglich Grenze gewesen, und zwar zwischen zwei Dörfern, die nunmehr Erlau bilden. Aus amtlichen Quellen konnte ich nicht entnehmen, dass Erlau aus zwei Ortschaften

---

[1]) HEINEs Chronik, S. 399.

[2]) Bei den Aufzeichnungen über Ortssagen sind gründliche Nachforschungen darüber anzustellen, ob gewisse Flurstellen bei den Einheimischen stark in Verruf stehen, ob Erzählungen von umgehenden Reitern, Kälbern u. a., die an einer gewissen Stelle erscheinen sollen, wirkliche Sagen und als solche allgemeiner bekannt sind oder waren, oder ob sie lediglich Mitteilungen einer abergläubischen, hinsichtlich der Wahrheitsliebe fragwürdigen Person bilden. Viele „Sagen" in Sagensammlungen sind sicher keine. Zur gründlichen Durchforschung des Sagenstoffes einer Gegend gehören für den einheimischen Sagenforscher m. E. Jahrzehnte. Vergl. meinen Aufsatz in der Leipziger Zeitung, Wissenschaftl. Beilage, 1904, Nr. 64: Über sächsische Sagenforschung.

gebildet worden wäre. Doch sagt die alte „Kirchengalerie" (Lief. 6, S. 22): „Die Einwohner des Dorfes sind in zwei Gemeinden, die obere und niedere, getheilt", und noch heute spricht der Volksmund von Ober- und Nieder-Erlau. Diese Namen müssen ursprünglich zwei selbständige Dörfer bezeichnet haben; die an Erlau angrenzenden Ober- und Nieder-Crossen, Ober- und Nieder-Thalheim bilden noch heute vier Ortschaften. Sehr oft liegt das Steinspangebiet da, wo sich nach allgemeinerer Sage der angedeutete Spuk vollziehen soll, und mehrfach verdanke ich die schnelle Auffindung des Massenfundgebietes nur meiner Sagenkenntnis. Eine sehr verrufene Sagenstelle ist in städtischem Grenzgebiet z. B. die Strasse bei der Libbe, bei Kinz' Brücke, wo u. a. besonders der Libbhund umgehen soll. Diese Stelle liegt zwischen drei Steinspangebieten: Brandsäule (Acker an der Abdeckerei), Schieferberg und Ziegenrücken am Lisjenloch. In der Nähe des Steinspangebiets auf der Wälsche bei der Brille geht auf dem Lachtweg das Brillenmännchen um, beim Steinspangebiet an der Kolkauer Ludsche (Grenze) soll der Ludschenmann erscheinen usw. Was unter den spukenden Gestalten ursprünglich zu verstehen ist, warum sie meist ohne Kopf erscheinen sollen, ob sie als rein mythische Wesen aufzufassen sind, oder ob zu ihrer Erklärung das Zusammenfliessen verschiedener religiöser Vorstellungen vorausgesetzt werden möchte, wird sich wohl kaum je sicher ausmachen lassen. Wenn viele Fabelwesen als kopflos erscheinen sollen, so liesse sich denken, dass diese Sagen an Enthauptungen anknüpfen. In prähistorischer Zeit opferte man Menschen und Tiere. Die Todesstrafe der Vorzeit kann zum guten Teil als Sühnopfer für die beleidigten Gottheiten angesehen werden. Enthauptungen haben in Sachsen ehemals sicher nicht selten auf Grenzen stattgefunden. Nach Ausweis alter sächsischer Karten hatte in manchen Gegenden des Landes fast jeder Ort, jedes Dorf, eine eigene Gerichtsstätte — und zwar auf der Flurmark. Von der Rochlitzer Pflege hat sich eine solche Karte leider nicht erhalten. Nachweislich lagen aber die Gerichtsstätten der Stadt Rochlitz draussen auf der Ortsflurgrenze, nämlich auf der Kuppe des Galgenberges (Grenze mit Gröblitz) und auf dem Brandsäulenacker (Grenze mit Seelitz); beide Stellen enthalten Massenfunde prähistorischer Artefakte, auf welche Eigentümlichkeit ich schon in meinem Aufsatz „Topographisches vom alten Rochlitz" (Neues Archiv für sächs. Geschichte Bd. XXVIII, H. 3, 4, S. 299) hingewiesen habe. Die Sitte, die Gerichtsstätten auf die Ortsmark zu verlegen, knüpft wahrscheinlich an prähistorische Verhältnisse oder Vorstellungen an.

Auch der Umstand, dass in der Rochlitzer Gegend in der Urzeit gern in jenen Gebieten bestattet wurde, wo heutzutage die Ortsscheide verläuft, dürfte mit einer religiösen, auf die Grenze bezüglichen Anschauung zusammenhängen; lag letztere vor, so trug ihr Vorhandensein sicher mit zum Rechtsschutz, zur Sicherung der Mark bei. Die in Rede stehenden Steinspangebiete, die wohl kaum jemals sicher erklärt werden können, halte ich i. a. für Stellen, welche bei Flurumzügen Sammelpunkte bildeten, wo Grenzzusammenkünfte stattfanden, die zum guten Teil den Anstrich von Kulthandlungen haben mochten. Wie wir durch Nachrichten aus der Zeit der ältesten germanischen Mission und der mittelalterlichen Kirchenzucht wissen, nahm die Bevölkerung jedes Jahr

Flurumzüge unter Ausübung von allerhand heidnischen Bräuchen vor [1]). Spiele, Mahlzeiten, Opferungen, Pferderennen, das Tragen eines heidnischen Bildes durch die Fluren usw. bildeten dabei wichtige Einzelheiten, die wiederholt von der Geistlichkeit verboten oder christianisiert wurden. Die heidnischen Flurumzüge konnten nicht unterdrückt werden, sie lebten weiter unter kirchlicher Verbrämung, zum guten Teil bis in die neue Zeit. Bei den christlichen Flurumzügen führte man nicht selten Opfertiere mit, die am Schluss der Feier geschlachtet und verschmaust wurden. Reste vom Festmahl, wie Knochen, Asche, Kohle, Scherben vergrub man in die Erde oder legte sie in Ställe, um das Glück zu fesseln, Fruchtbarkeit zu erzielen. In der Rochlitzer Gegend findet man öfters in Äckern einige prähistorische Scherben, die zu ganz verschiedenen Gefässen gehören, zusammen in die Erde versenkt, mitunter bis zu Metertiefe. Diese Trümmer könnten wohl Überreste von den Schmausereien der Flurfeiern darstellen; auch versenkte Asche ohne jegliche Beigaben habe ich angetroffen, z. B. in Weiditz, in Rochlitz. Man beschenkte offenbar die Erde oder die Felddämonen. Reste dieser Opfersitten bilden die in der Rochlitzer Gegend noch oft anzutreffenden „Scheunen", d. h. die bei der Ernte stehengelassenen und mit Blumen zusammengebundenen Ährenbüschel auf dem Ackerrand, ferner die Münzen, die bäuerliche Wöchnerinnen in die Plumpe werfen usw. Das reinigende Feuer spielte bei dem auf die Flur bezüglichen Kult eine grosse Rolle, z. B. jenes Feuer, das als „Hagelfeuer" zur Abwehr der Wetterdämonen angebrannt wurde, aber auch das Johannisfeuer usw.[2]).

Wenn man die Steinspangebäude als Stätten ansieht, die bei Flurumzügen und bei alten, in religiöser Vorstellung wurzelnden Grenzbräuchen eine wichtige Rolle gespielt haben, so liesse sich vielleicht manche auffällige Eigenheit dieser Stellen ohne Schwierigkeit erklären. Zweifellos haben dort in der Urzeit Feuer gebrannt, wie die geglühten Artefakte und Steinabfälle beweisen. Diese Feuer haben aber sonst im freien Feld keine Spuren hinterlassen, denn man findet hier keine Brandstellen. Die Asche ist demnach wohl im Winde verweht, vielleicht ist sie auch z. T. mit weggenommen, um an anderen Stellen wegen ihrer vermeintlichen Zauberkraft niedergelegt zu werden. Die Steinspäne mögen in der Hauptsache zum Zerkleinern des Fleisches gedient haben. Mit jedem Span konnte man schwerlich schneiden, denn viele Späne greifen nicht. Deshalb mussten wohl oft auch kleinere Späne abgeschlagen werden, um geeignete schneidende grosse zu erzielen. Zum Zerlegen des Leders, des Felles diente m. E. zum guten Teil mit jenes rundliche Werkzeug, das man in der Literatur gewöhnlich als Schaber hingestellt, das aber wohl auch der prähistorische Vorläufer des eisernen

---

[1]) Eine reichhaltige Zusammenstellung von derartigen Flurbräuchen mit chronistischen Belegen aus verschiedenen Zeiten gibt z. B. Gehmlich in dem Aufsatz „Flurprocessionen". (Leipziger Zeitung, Wissenschaftliche Beilage, 1897, Nr. 70).

[2]) Einen eignen Brauch berichtet Sachsengrün, S. 202, vom Dorf Schweina in Thüringen. Dort zog man noch im 19. Jahrhundert am heiligen Abend nach dem Antoniusberg, errichtete hier aus Feldsteinen eine etwa 10 Fuss hohe Pyramide, das sogenannte „Steinhäuschen", brannte Besen an und sang kirchliche Lieder. Das Einreissen des Steinhaufens beendete die Feier.

„Halbmondes" ist, dessen sich noch jetzt manche Lederarbeiter, z. B. Sattler, zum Beschneiden des Leders bedienen. Der steinerne „Schaber" kommt auf den Steinspangebieten öfters vor. Dass man auf letzteren häufig Späne, mitunter auch Beilchen, in das Feuer warf und dadurch zum weiteren Gebrauch untauglich machte, könnte dadurch erklärt werden, dass Gegenstände, die bei einer Kulthandlung gedient hatten, der absichtlichen Vernichtung anheimfielen. Aus demselben Grund wurden vielleicht andere Gegenstände, wie grössere Beile, zerbrochen. Auffällig sind auf den Steinspangebieten die mitunter auftretenden Miniaturbeilchen. Man nimmt zuweilen an, dass derartige Gegenstände Kinderspielzeug gewesen sind, eine Ansicht, die für manche Fälle sicher ihre Berechtigung hat. Auf den Rochlitzer Steinspangebieten bestehen aber diese winzigen Beile ganz gewöhnlich aus Feuerstein, d. h. aus dem Material, das sonst in der Gegend kaum zum alltäglichen Handwerksgerät Verwendung fand. Weshalb sollte man gerade dieses Gestein zu Kinderspielzeug verwenden? Ich halte diese Beilchen für Votivsachen. MONTELIUS vertritt aus wichtigen Gründen die Ansicht, dass das Beil als Symbol der Sonne gegolten habe, eine Annahme, die auch andere Forscher jetzt zu der ihrigen [1]) gemacht zu haben scheinen. Ist diese Auffassung von MONTELIUS richtig, dann liesse sich auch erklären, weshalb man in der Rochlitzer Gegend solche Votivsachen gern aus Feuerstein herstellte: Der geschliffene Feuerstein glänzt am meisten von allen sonst zu Beilen verwendeten Steinarten. Als Votivgegenstände halte ich besonders auch die mitunter auf den Steinspangebieten nachweisbaren Beile, die aus Stein, z. B. weichem Schiefer, hergestellt sind, dessen Natur der Verwendung des Gerätes zum Hauen oder Schneiden geradezu zuwiderläuft.

Für die Deutung der Steinspangebiete dürften ferner Flurnamen mit zu berücksichtigen sein. Viele derartige Massenfundstellen befinden sich in der Rochlitzer Gegend auf Liegenschaften, deren Namen mit dem Wort „Stein" gebildet sind: Steinläde, Steinacker, Steinberg usw. Man sollte erwarten, dass derartige Gebiete steinicht wären und darnach benannt wären. Merkwürdigerweise erweisen sich aber diese Flurstücke gar nicht als besonders steinig, oder wenigstens nicht als steinreicher als zahlreiche andere Stellen der Ortsflur; viele der „Stein"liegenschaften haben sogar guten Boden. Diese Namen können also schwerlich i. a. auf die Bodenbeschaffenheit Bezug haben, umsomehr, da sie gewöhnlich schon üblich waren, bevor auf den betreffenden Stellen Ackerbau getrieben wurde. Die „Stein"liegenschaften der Rochlitzer Gegend liegen oder lagen regelmässig im Grenzgebiet der Ortsflur, z. B. die Steinläde zu Zschauitz, der Steinberg in Carsdorf, in Weiditz usw. Liegt eine solche „Stein"flur heute nicht im Grenzgebiet, wie z. B. der Steinberg in Erlau, so haben dort wohl regelmässig Grenzveränderungen stattgefunden. In Dölitzsch liegt der Steinacker nach der Narsdorfer Grenze zu, aber doch ziemlich weit von letzterer ab. In Narsdorf erzählt man sich, es habe dort in der Nähe der Dölitzscher Grenze ehemals ein Dorf „Wiedendorf" bestanden, und Dölitzsch selbst nennt eine Flur dort „wüste Äcker". Möglicherweise leiten diese Liegenschaften

[1]) Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz, Bd. II, S. 284.

ihre Bezeichnung z. T. von einem Steinhaufen oder Block her, der ehemals hier lag oder stand und als Grenz- oder Versammlungszeichen diente [1]). Mitunter befinden sich Blöcke noch jetzt auf Steinspangebieten, z. B. in Doberenz, z. T. sind sie entfernt worden, wie auf dem Steinspangebiet des Bieserner Borstelberges. Von letzterem sagen die „Acta, die Bereingung der Hospitalgüther betreff., 1791" (Rochl. Ratsarchiv), dass dort u. a. eine „Feldwaacke" vorhanden sei, die von den Grenznachbarn als „ein Grenzmahl" angesehen werde. Auf dem „Steingewende" zu Grossstorkwitz bei Pegau, soll ein Monolith gestanden haben, der mit eigenartigen Zeichnungen (Drachen, Reitern) bedeckt ist; dieser merkwürdige Stein, der sich jetzt im Museum des Kgl. sächsischen Altertumsvereins zu Dresden befindet, hat in der prähistorischen oder frühdeutschen Literatur noch nicht die Beachtung gefunden, die er meines Erachtens verdient. Er wurde vom Volk Malkstein genannt; da der Laut r oft in l übergeht, so ist gar nicht unwahrscheinlich, dass der Block ursprünglich Markstein hiess.

Als Grenzzeichen dienten früher auch oft aus Erde aufgeschüttete Hügel, die noch jetzt hier und da in Deutschland vorkommen. Einen solchen Hügel aus prähistorischer Zeit entdeckte ich in der Rochlitzer Gegend zu Nosswitz auf einer Markflur, der Welsche. Er liegt im Saum eines Holzes, an das sich ein Feld mit Steinspänen anschliesst, und wahrscheinlich erstreckt sich dieses Spangebiet in das Gehölz selbst hinein, um den Hügel herum. Letzterer enthielt nur Steinspäne, ein Stückchen Steinaxt, einige Kohlenbrocken und einige Knochenreste, Scherben, aber keinen geschichtlichen Artefakt. Diese Gegenstände erinnern lebhaft an die „Zeugen" (Steine, Scherben, Kohlen), die man unter Grenzsteine legt, und es wäre deshalb recht wohl denkbar, dass die Verwendung der „Zeugen" auf vorgeschichtliche Gepflogenheiten zurückginge. Solche prähistorische Grenzhügel, wie sie der auf der Nosswitzer Welsche m. E. darstellt, mag es auch in anderen Gegenden geben, und vielleicht ist manches urgeschichtliche Hügeldenkmal, das man in der Literatur als zerstörtes Hügelgrab hingestellt hat, weil es keine Urnen, sondern nur Scherben u. a. enthielt, nichts weiter als ein Grenzzeichen gewesen. Den Brauch der Grenzhügel (Kopitzen) [2]) kannten auch die Slawen. Diese Denkmäler spielten ehemals bei den Flurumzügen sicher eine besondere Rolle, wie wir aus noch bestehenden Dorfsitten erkennen können. In der Wittenberger Gegend findet alle zehn Jahre zwischen den Dörfern Bergholz und Grabo mit Musikbegleitung das sogenannte „Grenzeziehen" statt, wobei man die Grenzhügel revidiert. Jeder Hügel wird mit dem Spaten aufgegraben, dann mit der Schippe geglättet, und zwar hat jede Gemeinde die ihrer Grenze entgegengesetzte Seite aufzufrischen. Dabei wird getrunken. Befindet sich

---

[1]) Bei den Wenden bereits hiess zuweilen ein Grenzberg Camenahgora, Steinberg. In der Oberlausitzer Grenzurkunde von 1228 (Cod. dipl. Sax. reg. II, 2, 385), wird die Grenze u. a. auch über einen Camenahgora geführt. Letzterer ist nach A. MEICHE der jetzige Steinberg bei Niederneukirch. (Vergl. N. Archiv für sächs. Geschichte, Bd. XXI, S. 208).

[2]) Vergl. z. B. Schlesisch-polnische Grenzfehden. Beilage zum 56. Jahresbericht des K. Gymnasiums zu Rawitsch, 1909, S. 17.

ein neuer Besitzer im Zug, so wird er auf den ersten und letzten Haufen gesetzt. Schmaus und Tanz beendigt die Feier im Gasthof, früher wohl im Freien [1]).

Auffällig dürfte sein, dass in der Rochlitzer Gegend jeder sogenannte „Ziegenrücken" ein Steinspangebiet enthält, so z. B. in Gröblitz, Lastau, Seitenhain usw. Ob dieser Name mit den Steinspangebieten zusammenhängt, lässt sich natürlich nicht nachweisen. Von ihrer Form können die Ziegenrücken-Fluren schlechterdings ihren Namen nicht haben, wohl aber wäre es schliesslich nicht undenkbar, dass der Ausdruck „Ziegenrücken" durch Volksetymologie entstanden ist [2]).

Steinspäne enthalten auch die Wallanlagen der Rochlitzer Gegend, und da diese Bauten ebenfalls regelmässig im Grenzgebiet der Ortsflur auftreten, so scheinen sie hier einen ähnlichen, vielleicht denselben Zweck gehabt zu haben wie die Steinspangebiete. Über die Bedeutung der prähistorischen Wälle ist viel geschrieben worden. Meines Erachtens ist es schwerlich angängig, alle Wälle nur als zu dem gleichen Zweck errichtet anzusehen, in dieser Angelegenheit zu verallgemeinern. Jeder Wall muss für sich einzeln untersucht und gedeutet werden. Die Wallanlagen der Rochlitzer Gegend können aus verschiedenen Gründen schwerlich als Verteidigungsstätten oder als Siedlungsstellen gedient haben. Hätte man Verteidigungswerke schaffen wollen, so wären oft andere Kuppen in der Nähe viel geeigneter gewesen. Die Wälle sind zum guten Teil sehr klein und auffällig arm an Scherben, Knochen, manche enthalten derartige Dinge gar nicht; eine Brandstelle lässt sich darin nur ausnahmsweise entdecken, und nie konnte ich hier eine Waffe finden, obgleich ich in allen diesen Wällen, z. T. mit Arbeitern, viel gegraben habe; in verschiedenen derselben gewähren überdies angelegte Felder einen gründlichen Einblick in das Bodeninnere, das aber ausser einigen wendischen und frühdeutschen Scherben, sowie geschlagenen Feuersteinen so gut wie nichts ergibt, z. B. in Fischheim, Köttern. Mitunter steht ein Wall geradezu in einem Steinspangebiet, wie z. B. in Biesern, Grenze mit Steudten. Ich vermute, dass wenigstens die meisten Wälle der Rochlitzer Gegend, die im allgemeinen sehr niedrig, mitunter kaum 1 m hoch sind, in erster Linie zum Abhalten von Grenzversammlungen, Gerichtshandlungen u. a., gedient haben; nebenbei hätten sie noch in Kriegsgefahr zum Schutz, zur Bergung des Viehes usw. benutzt werden können. In der älteren geschichtlichen Zeit wurden unsre Gotteshäuser der Gegend, die doch die vornehmsten Kultstätten bilden, augenscheinlich zugleich mit für den Kriegsfall berechnet, wie die

---

[1]) Nach Zeitungsberichten, Juni 1906.

[2]) Der Ausdruck „Ziegenrücken" erinnert etwas an das „Bockshorn" im Grenzgebiet des alten Reichsstifts Quedlinburg. Nach dem Urkundenbuch der Stadt Quedlinburg war die Bockshornschanze ein vorgeschichtliches Hügeldenkmal, das bis um 1820 zum Abbrennen der Osterfeuer benutzt wurde, obwohl eine Polizeiordnung zwischen 1617–24 bereits das „sündhafte Bockshornbrennen" verboten hatte. Der betreffende Brauch bestand darin, dass Haufen von Pferde- und anderen Knochen errichtet und durch Teertonnen in Brand gesetzt wurden. Nachgrabungen führten dort zur Aufdeckung eines aus behauenen Steinen hergestellten, 1 m Höhe und 1,5 m Breite fassenden Denkmals, ferner einer Pyramide von aufeinandergelegten Kieselsteinen, in deren Nähe Urnen, Knochen von Menschen usw. gefunden wurden.

romanischen Schiessschartenfenster, sowie die gelegentliche Befestigung durch Verteidigungsmauern und Bastionen einer Kirche, z. B. derjenigen zu Geithain, erkennen lassen. Eine Kultstätte konnte also unter besonderen Umständen eine weltliche Bedeutung erlangen.

Fasst man die Steinspangebiete als Stellen von uralten Flur- und Grenzzusammenkünften, die mit Schmausereien oder Opferungen verbunden waren, auf, so liesse sich auch vielleicht der Umstand erklären, dass sie sehr arm an prähistorischen, reicher an wendischen, am ergiebigsten an frühdeutschen Scherben sind. In den ältesten Zeiten ass oder opferte man wahrscheinlich, zumal in Walddörfern, vorwiegend Fleisch, das roh verzehrt oder nur über dem Feuer geschmort wurde. Dazu brauchte man kein Geschirr. In späteren Tagen, als der Ackerbau immer mehr Eingang fand und vervollkommnet wurde, verzehrte man möglicherweise bei diesen Feierlichkeiten mehr Gerichte, die den Erzeugnissen der Feldwirtschaft zu verdanken waren und die in Gefässen zubereitet werden mussten. Unter den frühdeutschen Scherben auf den Steinspangebieten der Grenze findet man auch solche mit dem Radkreuz, das in der Rochlitzer Gegend nur auf frühdeutschen Gefässen vorzukommen scheint. Das Rad auf urgeschichtlichen Gefässen ist wohl als Sonnenbild, also als Kultzeichen, aufzufassen[1]); in christlicher Zeit deutete man aber augenscheinlich das alte Radzeichen allmählich zum benimbten christlichen Kreuz um, wie gelegentliche Zeichnungen andeuten. Kommen Scherben mit solchen Kultzeichen auf den Böden von Gefässen, die niemals Spuren einer alltäglichen Abnutzung zeigen, auf den Steinspangebieten der Grenze und in Wällen vor, so widerspricht dies nicht der Ansicht, dass diese Stellen in der Hauptsache der Ausübung von Flur- und Grenzkult gedient haben. Der Kult liebt archaistische Formen, und wahrscheinlich ist durch ihn die Benutzung des Feuersteins zum Schneiden bis in verhältnismässig späte Zeit fortgeführt worden, auch in deutschen Gegenden. Damit erklärt sich vielleicht z. T. mit das Vorhandensein der zahlreichen Späne in Gemeinschaft von jüngeren Scherben auf den Steinspangebieten. Livius lässt Hannibal 218 vor Christus mit Silex opfern[2]). Nach PREUSKER verwendeten sächsische Bauern Steinbeile noch im 19. Jahrhundert zu sympathetischen Kuren von Pferdekrankheiten.

Die prähistorische Wissenschaft hat m. E. die Pflicht, sich auch mit dem Flurkult der altheidnischen Urbevölkerung und dessen Überresten eingehend zu beschäftigen, sowie die Grenzfrage zu erörtern; derartige Untersuchungen sind von grösster Wichtigkeit für geschichtliche Arbeiten über das Entstehen unserer Ortschaften und der Festsetzung ihrer Flurbezirke.

Wenn ich für die spätere prähistorische Zeit bereits Dörfer in der Rochlitzer Gegend annehme, so glaube ich mich damit kaum in einen Widerspruch zu der Annahme zu setzen, die Germanen hätten keine Dörfer gehabt. Man kann den Begriff Dorf und Ort sehr verschiedenfach verstehen und meist denkt man sich doch wohl unter demselben

---

[1]) MONTELIUS, das Sonnenrad und das christliche Kreuz. Mannus, Bd. I.
[2]) Vergl auch Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz, Bd. II, S. 285.

eine grössere Gruppe von zusammengehörigen Häusern oder Gütern, nicht aber die zugehörige Ortsflur. Die Besiedlung innerhalb der letzteren war in prähistorischer Zeit sicher so schwach, dass grössere Gebäudegruppen kaum vorkommen konnten. Wenn trotz der deutschen Einwanderung, trotz der bedeutenden Bevölkerungszunahme, trotz des mitunter vorkommenden Zusammenfliessens von mehreren Siedlungen zu einem Ort in der Rochlitzer Gegend jetzt alte sogenannte wendische Dörfer mitunter nur 5—6, gewöhnlich nicht mehr als 7—9 Güter enthalten, so müssen doch diese Ortschaften schon in der Wendenzeit sehr dürftig gewesen sein. Wie viel mehr mag dies in noch früherer Zeit gewesen sein! Die wenigen Acker und Wiesen dürften damals als so geringfügig erschienen sein, dass sie inmitten der starken Waldbestände kaum zur Geltung kommen konnten. Auf einer Dorfflur lebten ursprünglich wohl nur wenige einzelne Familien, vielleicht zuweilen lediglich eine Sippe, d. h. ein solches Dorf wies Besitzverhältnisse etwa wie ein späteres Rittergut auf, das in der Hand einer Familie ruht, obgleich die zugehörige Flur ebenso gross, mitunter noch bedeutender als diejenige eines mässigen Ortsgebiets ist. Dass einem Römer, der unter einem Ort eine grössere augenfällige Gruppe von Gebäuden mit anstossenden Äckern verstand, ein derartiges dürftiges Dorf der Rochlitzer Gegend nicht als solcher erschienen wäre, dürfte wohl ziemlich sicher sein. Die Siedlungen im Waldland erforderten viel Rodearbeit, um die Stätte für die Hütten, geeignete Wege und einige Felder, die zuerst wohl regelmässig in der Nähe der Wohnungen entstanden, anzulegen. Sollte diese Arbeit nicht in Frage gestellt werden, so musste man die Wohnungen, falls sie einmal vernichtet worden waren, wieder an ihrer Stelle aufbauen. Vermehrte sich die Bevölkerung einer Ortsflur im Laufe der Jahrhunderte, so werden sich doch wohl neue Gemeindeglieder die vorliegenden Verhältnisse zu nutze gemacht haben, d. h. sie werden sich tunlichst in der Nähe der schon vorhandenen Hütten und bebauten Flächen niedergelassen haben, schon deshalb, um die alten Wege möglichst mit ausnützen zu dürfen. Ich vermute deshalb, dass im grossen und ganzen sich unsere heutigen Dorfgehöfte allmählich im Laufe der Jahrhunderte dort entwickelt haben, wo schon in urgeschichtlicher Zeit Anwesen standen. Innerhalb vieler Ortschaften der Rochlitzer Gegend hat man neuerdings bei Bau- und Gartenarbeiten, in Höfen und Gärten, einzelne Steinbeile, Steinspäne und dergl. gefunden, z. B. in Geithain, Geringswalde, Seupahn, Weissbach, Wickershain usw., wie dies auch in anderen Gegenden der Fall ist, z. B. in Pegau. Um die Ortshäuser herum, in nächster Nähe, trifft man auf den Fluren aber ganz gewöhnlich wendische und frühdeutsche Scherben. Wenn auf der Stelle der Ortshäuser die prähistorischen Artefakte nicht mehr als Massenfunde nachgewiesen werden können, so dürfte dies in erster Linie daran liegen, dass durch Ausschachtung unter den Gebäuden, durch deren numerische Zunahme, durch das Auffüllen der Strassen, durch Meliorationen in den Gärten u. ä. die ursprünglichen Bodenverhältnisse innerhalb des Gebietes von Dorfgehöften so vollständig verändert worden sind, dass hier früher vorhandene Massenfunde verloren gehen mussten.

Dass keine Regel ohne Ausnahme ist, dass Ausnahmen erst die Regel bedingen, wird natürlich auch betrefis der Erklärungsversuche der

Entwicklung unserer Dörfer und der Bedeutung der Steinspangebiete zu berücksichtigen sein. Über die erste Festsetzung einer gesamten Ortsflur in der Rochlitzer Gegend geht aus den ältesten archivalischen Quellen nichts hervor; letztere behandeln nur gelegentliche Streitigkeiten über vereinzelte Grenzstriche, z. B. legt eine Urkunde von 1290 einen Grenzstreit zwischen den Dörfern Kralapp und Weiditz, die an der Mulde zusammenstossen, bei: „Duximus terminos praedictarum villarum Kralop et Widizc distinguendos antiquis tamen terminorum signis renovatis", und 1399 musste diese Grenze, wobei es sich um einen „wert, der da gelegin is in der Muldow czwuschin beiden dorfern" handelte, abermals erneuert werden [1]). Also vor 1290 gab es schon alte Grenzzeichen, sogar im Schwemmgebiet des Flusses.

Aus dem Umstand, dass gar keine archivalische Nachricht von der Urfestsetzung einer Ortsflur der Rochlitzer Pflege vorliegt, liesse sich auch schliessen, dass die Gesamtgrenzen schon vor den Deutschen im grossen und ganzen vorgezeichnet waren. Jedenfalls beweisen die zahlreichen Steinspangebiete, welche die Rochlitzer Gegend gleichmässig durchsetzen, in ihrer Eigenart ganz besonders mit, dass dieses ganze Gebiet schon in der Urzeit in den Händen einer ansässigen Bevölkerung war, und das die frühere Annahme, wonach die Rochlitzer Gegend vor der Wendenzeit einen menschenleeren Strich Sachsens gebildet habe, vollständig unberechtigt und unannehmbar erscheinen muss. Der Nachweis von Steinspangebieten ist für die Erforschung prähistorischer Verhältnisse sicher viel wichtiger als derjenige von Einzelfunden, und es dürfte geboten erscheinen, ersteren ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Wahrscheinlich lassen sie sich auch in anderen Landstrichen oft genug noch auf alten Grenzen von Ortschaften auskundschaften, zumal in Gegenden, wo Siedlungen gar nicht oder wenig eingegangen sind. Die einschlägigen, umfassenden Felderuntersuchungen erfordern freilich Geduld, vieljährige Ausdauer. Etwaige anfängliche Misserfolge beim Nachspüren sollten die Langmut nicht erschöpfen; beruhen sie doch vielleicht nur auf einem Mangel an der nötigen Erfahrung, Übung, Ortskenntnis, mitunter wohl auch an Forscherglück.

Universitäts-Professor Geh. Reg.-Rat Dr. BEZZENBERGER:

Wir haben hier eben zwei schöne Privatsammlungen gesehen und in diesen Tagen von mehreren anderen gehört, die wahrscheinlich ebenso interessante Aufschlüsse geben könnten. Von diesen weiss die Wissenschaft aber gar nichts, und dass wir jene nun kennen, verdanken wir nur zufälligen Gelegenheiten. Das ist höchst bedauerlich, um so bedauerlicher, als sich die Zahl der öffentlichen vorgeschichtlichen Sammlungen bezw. Museen der Provinz Sachsen auf mindestens 25 beläuft. Soll dies Verhältnis erträglich werden, so kann es nur dadurch geschehen, dass jeder, der ausgräbt, in jedem Falle einen vernünftigen Bericht erstattet. Wer das nicht will, möge das Ausgraben und auch das Sammeln

[1]) Abgedruckt: SCHÖTTGEN & KREYSSIG, Diplomataria etc., II, 241, 272.

unterlassen und dem Boden nicht Altertümer entreissen, die in ihm besser geborgen sind, als in den meisten Privatsammlungen. Hat er sonst kein Organ für seine Berichte, so wird ihm der „Mannus" gern zur Verfügung stehen. Die Herren, die aus Liebhaberei „buddeln", sollten es sich doch auch gesagt sein lassen, dass Grabbeigaben geweihte Stücke und aus ganz anderen Gründen der Erde anvertraut sind, als dass die Epigonen sich ihrer wie beliebiger Raritäten bemächtigen und sie in ihren vier Wänden verstauen, in denen sie die wenigsten studieren und prüfen können. Sie sollten sich gesagt sein lassen, dass man die Ruhe einer Grabstätte, ebenso aber auch jeden anderen ehrwürdigen Platz nicht stören darf ohne höhere Gründe, und diese Gründe können auf unserem Gebiete nur streng wissenschaftliche sein. Nur genaue Berichte und eine allgemeine Benutzbarkeit der Funde vermögen solche Eingriffe zu sühnen.

Vorsteher des städt. Tiefbauamts A. GÜNTHER, Coblenz:

Die Bronzezeit im Neuwieder Becken.

(Kurzer Auszug) [1]).

Nach einer ungefähren Schilderung der Lage und der Entstehungsgeschichte des Neuwieder Beckens und seiner steinzeitlichen Besiedelungsperioden, von dem Paläolithikum in den Aurignacien-Stationen bei Kärlich, Metternich und Rhens, der Magdalénien-Station bei Andernach und den neolithischen Funden der Rössener, der Grossgartacher, der Spiral-Mäander, der Untergrombacher (mit den Festungen bei Urmitz und Mayen), der Schnur- und der Zonenbandkeramik kommt Vortragender zur Bronzezeit.

Er stellt fest, dass hier vorläufig, wie in Thüringen, noch eine Lücke in der älteren Bronzezeit vorliege, dass ihr Vorhandensein und Bestand aber ausser den von früher bekannten Vorkommnissen eines Flachbeils aus dem Rhein bei Neuwied und einer Radnadel bei Urmitz, durch ein schwarzes Gefäss aus Weissenturm-Andernach im Mainzer Museum und eine gelbe Kugelflasche mit kleinem breiten Henkel von Weissenturm-Urmitz im Bonner Museum und ein Flachbeil aus dem Walde bei Vallendar gesichert sei.

Um so besser, zahlreicher und fast an allen Orten des Beckens sei die jüngere Bronzezeit vertreten.

Die Gefässe sind von schönen, an Bronzevorbilder erinnernden Formen und sehr geschmackvoll durch eingeritzte Gurtlinien, über die Schulter herabfallenden feinen Linien- oder Strichbändern verziert. Besonders schöne Verzierungen weisen grosse Teller oder Schüsseln auf, durch palmettenartig über die Bodenfläche gebreitete Linienbündel, vom Rande ausgehende konzentrische Kreisabschnitte, schraffierte Dreieckornamente usw.

---

[1]) Eine ausführliche Schilderung der Bronzezeit im Neuwieder Becken ist im „Mannus", Bd. 3, Heft 1/2, als Schlussteil der Abhandlung „Zur Entstehungs- und Besiedlungsgeschichte des Neuwieder Beckens" erschienen.

Auffallend ist der Mangel an Waffen und Werkzeugen in Metall, spärlich auch die Beigaben an Schmuck. Doch sind Lappenbeile, geschweifte Messer und eine Form zur Herstellung schmaler lanzettförmiger Messer gefunden worden.

Meist handelt es sich bei den Fundstellen um Grabstätten; am Jägerhaus bei Mühlheim fanden sich Wohngruben und Grabstätten gemischt vor. Die Gräber sind Flachgräber ohne Steinsetzung, nur ausnahmsweise ist eine bankartige Umstellung oder eine Abdeckung der Urne mit Steinplatten festgestellt. Eine grosse Urne birgt die Leichenbrandreste und etwaige Beigaben, die von einer umgestülpten Schüssel überdeckt sind. Darüber befinden sich einige kleinere Gefässe und Schalen, das Ganze ist wiederum mit einer Schüssel überdeckt.

Die Bronzezeit führt mit sehr schönen zierlichen Gefässen, geschmückt mit kräftig eingeritzten, mitunter Farbeinlagen aufweisenden konzentrischen Kreisornamenten oder Winkelband, Stichmustern usw. zur Hallstattzeit über.

Vortragender erläutert an einigen Gefässen und Zeichnungen, sowie Messern und Nadeln seine Ausführungen. Er weist auf ein Tongefäss mit zylindrischem hohen Hals und zwei Bauchspitzen hin, das als Kinderflasche diente, und gibt zum Schluss eine Erklärung über die Herstellung der Tongefässe aus einzelnen über Formen gefertigten Teilen. Diese Herstellungsart habe sich bis in die fränkische Zeit erhalten.

Universitäts-Professor Geh. Reg.-Rat Dr. BEZZENBERGER

dankt den Anwesenden für ihre rege Teilnahme an den Vorträgen und gibt der Hoffnung Ausdruck, dass die nächste Tagung in Coblenz ebenso zahlreich besucht sein wird wie die diesjährige. Ferner dankt er dem Lokalausschuss für die Bemühungen, die er für die Veranstaltungen während der Tagung aufgewendet hat, und allen Vortragenden für die mannigfachen Anregungen, die sie den Teilnehmern gegeben haben, dann schliesst er die wissenschaftliche Sitzung.

* * *

Am Nachmittag fand ein Rundgang durch die Stadt Erfurt und eine Besichtigung ihrer Sehenswürdigkeiten, vor allem des Doms, unter Führung von Gymnasial-Direktor Prof. Dr. BIEREYE und Stadtarchivar Dr. OVERMANN statt, ferner ein Besuch des städtischen Museums unter Führung von Geh. Sanitätsrat Dr. ZSCHIESCHE.

Um 8 Uhr abends nahm der von der Stadt Erfurt veranstaltete Bierabend in der „Ressource" seinen Anfang. Nachdem Bürgermeister SCHMIDT die Teilnehmer der Tagung im Namen der Stadt begrüsst hatte, dankte der 1. Vorsitzende der Gesellschaft, Universitäts-Professor Dr. KOSSINNA, für die liebenswürdige Aufnahme und feierte Erfurt als Stätte der Wissenschaft und als Sitz gelehrter Vereinigungen, von denen sich verschiedene auch mit der Vorgeschichte beschäftigt hätten. Professor Dr. O. FLEISCHER-Berlin dankte darauf dem Vorstande der Gesellschaft für Vorgeschichte, dass er die Tagung so trefflich vorbereitet und ein so gutes Gelingen der 2. Hauptversammlung herbei-

geführt hätte. Von dem Verein zur Veranstaltung von Volksunterhaltungen wurden Szenen aus dem Thüringer Dorfleben — Die Spinnstube von A. Ludwig — nebst volkstümlichen Liedern zur Darstellung gebracht, die lebhaften Beifall fanden. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. BEZZENBERGER dankte den Darstellern für ihre Darbietungen und gab dem Wunsche Ausdruck, dass solche Spiele, die zur Belebung der volkstümlichen Überlieferung und zur Kräftigung der Heimatliebe von hohem Werte wären, eifrig gepflegt und von massgebender Stelle stets unterstützt werden möchten. Nachdem Geh. Sanitätsrat Dr. ZSCHIESCHE die Damen gefeiert hatte, fand der Festabend, dessen angeregt heitere Stimmung noch durch den gemeinschaftlichen Gesang einiger von Geheimrat ZSCHIESCHE verfasster humorvoller „prähistorischer" Lieder erhöht wurde, gegen 12 ½ Uhr seinen Abschluss.

I.

Der Urbürger von Erfurt.

Mel.: Es kann ja nicht immer so bleiben etc.

Es legte in uralten Zeiten
Der Steinzeitmensch, jüngst ward es kund,
Am Petersberge und Steiger
:,: Zu unserer Stadt schon den Grund. :,:

Er baute am Ufergelände
Die Hütte von Flechtwerk und Lehm;
Die Bauart noch findet die Neuzeit
:,: Als Zinselwand warm und bequem. :,:

Noch waren die Messer und Meissel,
Pfeilspitzen und Äxte von Stein,
Doch formt er schon tönerne Becher,
:,: Nur fehlte drin leider der Wein. :,:

Schon mahlt' er auf steinerner Platte
Getreide und webte und spann,
Und briet in der glühenden Asche
:,: Sein Wildbret und Ochsenfleisch an. :,:

Zerschlug dann mit steinernem Hammer
Die Knochen und sog draus das Mark;
Das machte zum Kampf mit dem Bären
:,: Und Wisent ihn mutig und stark. :,:

Doch schwer war der Kampf um das Dasein,
Es fehlte im sehr das Metall.
Vergebens zermartert er's Hirn sich
:,: Im Schädel dolichocephal. :,:

Da bracht' eines Tages im Sommer
— Das gab mal ein grosses Geschrei —
Ein Handelsmann fern aus dem Süden
:,: Die schimmernde Bronze herbei. :,:

Man gab ihm dafür, was er wollte,
Wie hat da der Fremde gelacht,
Und hat den Bewohnern Ur-Erfurts
:,: Noch öfter die Bronze gebracht. :,:

Allmählich erschien dann das Eisen
Und trat seine Weltherrschaft an.
Jetzt hat die la Tène-Zeit begonnen,
:,: Rief fröhlich da jeglicher Mann. :,:

Nachdem man sich dann noch ein Weilchen
An römischen Dingen erfreut,
Kam echtes germanisches Wesen,
:,: Die merowingische Zeit. :,:

Doch war man noch immer befangen
Im Dunkel der heidnischen Nacht,
Noch wurden im Monte St. Petri
:,: Dem Donar die Feuer entfacht. :,:

Da kam ein Apostel gezogen,
Der heilige Mann Bonifaz:
Getauft müsst Ihr alle jetzt werden
:,: Ihr Erfurter, sprach er und tat's. :,:

Von da beginnt Erfurts Geschichte,
Die eignet sich nicht zum Gesang,
Er würde vielleicht auch, ich fürchte,
:,: Für heute ein wenig zu lang. :,:

Lasst dankbar des Urbürgers Minne
Uns trinken in urdeutschem Bier,
Denn hätt' er nicht Erfurt gegründet,
:,: Wir sässen heut' sicher nicht hier. :,:

Im Hockergrab unten vernimmt es
Der Vorfahr und denket erfreut:
Es gibt doch noch redliche Leute
:,: In dieser papierenen Zeit. :,:

II.

Der Beginn der Metallzeit.

Mel.: Ich weiss nicht was soll es bedeuten etc.

Am Berge St. Peters einst hauste
Ein Jüngling in steingrauer Zeit,
Der hatte sein Herze vertandelt
An eine blondlockige Maid.
Wo nordwärts steigt aus der Aue
Die Schwellenburg, ragte ihr Haus.
Sehnsüchtig schaute der Knabe
Vom Morgen bis Abend hinaus.

Einst trieb sie die Torfkuh zur Tränke,
Da hat er sich zu ihr gesellt,
Und hat mit klopfendem Herzen
Die übliche Frage gestellt.
Mein Lehmhaus, die Herden und Äcker,
Die Sklaven, mein Alles sei Dein —
Komm mit mir Du Liebste, Du Holde,
Umfange mich, sage nicht nein.

Dir bring ich den Halsschmuck von Zähnen,
Die Marmorringe schneeweiss,
Und Töpfe vom Rössener Typus,
Die schönsten, wie Jedermann weiss.

Von Bernstein seltene Perlen
Und Muscheln vom indischen Meer,
Gewänder blau wie der Himmel —
Als Königin gehst Du einher.

Den Blondkopf schüttelt sie trotzig,
Geh fort, ich ziehe nicht mit.
Vergebens fleht er und bietet
Ein Beil von grünem Nephrit.
Was zog er aus lodenem Wammse
Geschmeide wunderbar schön.
Hell glänzte das feurige Kupfer —
Das hatte noch niemand geseh'n.

Und als er den Hals ihr und Finger
Mit leuchtenden Ringen geschmückt,
Da senkte sie schämig das Köpfchen,
Da hat er sie an sich gedrückt.
Die Lippe gepresst auf die Lippe
Beseligt die Maid er umfing.
So hat die Metallzeit begonnen
Mit einem Verlobungsring!

III.

Der erste Rodler.

Mel.: Als die Römer frech geworden etc.

Als die Cimbern und Teutonen
Nicht mehr länger konnten wohnen
In der Heimat, die zu klein,
Sprachen sie, was kann da sein:
Auf zum warmen Süden.

Und mit Rossen und mit Rindern
Zog man los nebst Weib und Kindern.
Beide Könige voran,
Bojorix der tapf're Mann,
Teutobod der Riese.

Durch Germanien und durch Gallien
Ging es langsam nach Italien.
Da kam man von ungefähr
Auch den Römern in die Quer,
Die den Weg versperrten.

Missvergnügt sah von den Höhen
Bojorix das Lager stehen.
Stürm' ich, haut man kurz und klein
Von dem Wall die Schädel ein
Meinen tapfern Cimbern.

Da sprach einer von den Recken:
Majestät, die müss'n wir necken.
Auf den Schilden Mann für Mann,
Auf der schneebedeckten Bahn
Fahren wir zum Lager.

Bojorix hub an zu lachen:
Schwerenot, das woll'n wir machen,
Das gibt einen Heidenjux;
Kinder auf die Schilde flugs,
Haxen hoch und abi!

Und so sausten sie zu Tale
Tausende mit einem Male.
Furchtbar scholl ihr Barritus
Weithin wie ein Todesgruss
Den entsetzten Römern.

Bebend dachte im Gemüte
Catulus, du meine Güte,
Nie sah ich solch' üblen Scherz.
In die Hosen fiel das Herz
Manchem Centurionen.

Als er nun vorbeigefahren
An der Spitze seiner Scharen,
Höflich grüsste mit dem Helm
Grinsend Bojorix der Schelm,
Und zog wieder rückwärts.

Dass dies wirklich so gewesen,
Kann man bei Plutarchus lesen.
Er hat treulich aufbewahrt
Uns die erste Rodelfahrt
Uns'rer tapfern Ahnen.

Und zu Ehren der Geschichten
Sollt' ein Denkmal man errichten.
Stellet einen Menhir auf
An der Etsch und schreibt darauf:
Bojorix dem Rodler.

Mittwoch, den 3. August.

Ausflug nach Weimar, Ehringsdorf, Buchfart und Öttern.

Über 60 Herren brachte der Neunuhrzug nach Weimar, die sich zunächst die prähistorische Abteilung des aufstrebenden Städtischen Museums ansehen wollten. Die Gäste wurden am Bahnhof empfangen und durch die Stadt geleitet, wobei man rasch einen Blick warf auf das Grossherzogl. Museum, das Denkmal Karl Alexanders, des Wiedererbauers der Wartburg, auf Wielands Wohnhaus, das neue in seiner vornehmen Einfachheit wirklich feierlich stimmende Theater mit dem davor aufgebauten herrlichen Doppelstandbild der Dichterheroen, auf das bescheidene Heim Schillers und auf das stolze Wohnhaus des Dichter-Staatsministers Goethe. Hier, auf dem Frauenplan, beginnt nun schon das prähistorische Weimar, denn Goethes Haus, das Goethenationalmuseum, ist ja schon auf Tuffkalk gegründet, und ihm gegenüber fand man 1907 in den unterlagernden Kiesen einen Mammutmolaren; Goethes mineralogische Sammlung enthält mehrere Fundstücke von Elephas aus der Umgegend.

Der Weg führte dann weiter am Wielanddenkmal vorüber in das Städtische Museum, einem ehemaligen Schlosse in hübschem Park. Dort wurden die Teilnehmer des Ausfluges, zu denen sich noch einige Herren und Damen aus Weimar gesellt, vom Kustos der Anstalt begrüsst, nachdem ihnen als ganz bescheidene Festgabe einige kleine Schriftchen und Ansichtspostkarten überreicht worden waren.

Weil die vorgeschichtliche, insonderheit die paläolithische Bewegung in Weimar naturgemäss im Vordergrund stehen muss, so hat man im Vestibül der I. Etage zum Verständnis der diluvialen Tierwelt mächtige Schädel vom indischen und afrikanischen Elefanten aufgestellt[1]), an denen im Bunde mit abnormen Wachstumserscheinungen an Flusspferd- und Hasenschädeln die unbegrenzte Längenentwicklung der Schneide-Stosszähne klar gemacht werden soll, damit auch der Laie erkenne, dass Mammutzähne von 5,60 m einstiger Länge, — von denen im gleichen Raum sechs imponierende Reste (dabei ein Bruchstück von 2,40 m) aus Süssenborn aufgestellt waren, — nur auf hohes individuelles Alter, nicht aber auf abnorme Körperhöhe der Tiere schliessen lassen.

---

[1]) Auch ein Paar sibirische Mammutstosszähne von 2,77 m Länge, Geschenke der Grossh. Kommerzienräte WESTENDARP-Hamburg.

Von solch allgemeinen biologischen Erwägungen aus sind auch die Molaren, innerhalb der einzelnen Spezies, in dem einen Schrank des Taubachsaales aufgestellt, der in drei grossen Frei- und acht Wandschränken die Ausbeute der weitbekannten Fundstätte in z. T. recht instruktiven Stücken enthält. Winzige Zähne von embryonalen Tieren bis zu einem Riesenexemplare von 48 cm Länge (letzterer vorläufig leider nur im Abguss), in allen Stufen der Abrasion, sind ausgestellt, über 100 Stück. Neun Unterkiefer zeigen das kontinuierliche Vorrücken der Kauwerkzeuge, ein solcher aus Süssenborn — Eleph. trogon. — präsentiert gerade den Augenblick des Auswerfens eines Zahnes von nur noch 6 cm Kauflächе vor einem Ersatzzahn von 18 cm Länge. — Alle bekannt gewordenen Spezies der Tierwelt sind vertreten, auch das Kleinzeug; eine Reihe von 11 Vogeleiern wurde als Neuheit behandelt. Gerade bei so reichem Material kann der Erhaltungszustand benutzt werden, in der Zusammentragung am Fundort beseelte Kräfte zu vermuten. Im 2. Zimmer — Boviten, Rhinozeroten und Flora der Ilmtravertine, Funde aus dem Stadtgebiet — kann dann das Werkzeugmaterial des Urmenschen studiert werden. Neben den Hämmern (?) aus Bären-Unterkiefern und neben Knochentrinkschalen (?) liegen 300 geschlagene Silex und Kiesel, und 150 neue Stücke, soeben einer alten, bis jetzt in Verborgenheit schlummernden Sammlung entnommen; sie bringen die primitive Moustierkultur Taubachs zur Darstellung. Die Reste der Sonnreinschen Feuerstelle waren neu aufgestellt, der dabei liegende schwarze Nucleus mit fünf Abschlagstellen fand besondere Würdigung, ebenso der Schädel von Ovibos moschatus (Frankenhausen). Drei Ölbilder: das heutige Taubach, darüber Taubach zur Zeit der Elefantenjäger, Diluvialmenschen bei der Mahlzeit, von Os. HERRFURTH gemalt und von einem bekannten Gönner gestiftet, sollen die Aufnahmefähigkeit für die Bedeutung der toten Knochen und Steine erleichtern.

Der dritte Saal wird beherrscht von den neuen Ehringsdorfer Funden, die uns in das höhere Moustérien und in das Aurignacien führen. Hübsche Querschnitte durch schwere Blöcke der Fundschicht, dabei eine Platte mit nicht weniger als fünf, leider sterilen Aschenlagern, quadratmetergrosse aufgeklappte Horizontalschichten, zeigen deutlich die Verteilung von Asche und Kohle, der geschlagenen und angebrannten Knochen, sowie der zerhauenen Steine und geben so auch im Zimmer ein klares Bild der Fundumstände, das unveränderlich für die spätesten Geschlechter aufbewahrt werden kann. Kleinere Platten, jede eine Besonderheit einschliessend, füllen die beiden oberen Fächer des Mittelschrankes, sie illustrieren zum Teil die Tierwelt des engeren Fundplatzes und geben in den übrigen Fächern einen lehrreichen Hintergrund für die reiche Folge von bearbeiteten, vorläufig einzig in Mitteldeutschland dastehenden Werkzeugen. Schaber und Kratzer, zum Teil mit mathematisch genauer Linienführung der Arbeitskante, zwei Messerbruchstücke von sehr jung anmutendem Querschnitt, subtil gearbeitete Spitzenschaber, 12 Spitzen, Amboss und Klopfstein, und vor allem die herrliche Doppelspitze, sie alle waren den meisten Besuchern ja noch neu, und manch neidischer Blick betrachtete diese Unica des reinen Moustérien, das in den drei beidflächig bearbeiteten Schabern Anschluss an das Aurignacien findet.

Das Vergleichsmaterial der Vortaubachzeit aus Tasmanien, Kent, Aurillac; das Fagnien, Reutelien, Mafflien, Mesvinien und Strépyien Rutots, in über 500 Exemplaren gewiss ausreichend vertreten, enthält wie Chelléen und Acheuléen (in einem dritten Schranke), viel lehrreiche Stücke. Die Parallelstationen zu Ehringsdorf, La Quina, La Micoque, Le Moustier und La Lauselle sind gleichfalls reich vertreten und können sich in ihren drei Wandschränken wohl neben den reichen Sammlungen Cölns sehen lassen. Auch das jüngere Paläolithikum ist in einem besonderen Schranke durch gute Originale und die wichtigsten Abgüsse durch 324 Nummern zur Anschauung gebracht. Die schönen Abgüsse Dr. R. R. SCHMIDTs in Schrank 10 fassen dann noch einmal an einer deutschen Typensammlung das ganze Paläolithikum einheitlich zusammen.

Die Bemühung, möglichst alle Typen im Original zu beschaffen, ist nur durch das auffällige Interesse der weitesten Kreise der Bewohnerschaft des kleinen Weimar an den wichtigen Heimatfunden verwirklicht worden. Drei Herren: Kommerzienrat Otto HAAR, Kommerzienrat SCHMIDT und Geh.-Rat Dr. PFEIFFER bewilligten Summen von solcher Höhe, dass die beachtenswerte Ausstattung dieses Saales in 1 ½ Jahren ermöglicht wurde.

Soll aber die Bedeutung Ehringsdorfs auch dem Laien gewinnbringend klargelegt werden können, dann musste solch reichhaltiges Material von auswärts beschafft werden. Überhaupt hat man sich in Weimar stark von pädagogischen Gesichtspunkten leiten lassen. Das war nötig, um mit Rücksicht auf die territoriale Zerrissenheit der Landschaft möglichst kräftig auf Nachbargebiete wirken und auch dorthin den Sinn für die Bedeutung der vor 30 Jahren kaum beachteten unscheinbaren Feuersteinsplitter verpflanzen zu können.

Von diesem anerkennenswerten Standpunkt ging auch der eine Hauptförderer des Museums aus, indem er nach eigenen gründlichen Studien in zwei Schränken so ziemlich die ganze vorgeschichtliche Technik in Originalen und in mit antiken Werkzeugen selbstgefertigten Objekten stiftete. Die Steintechnik nimmt bei dem ausgesprochenen steinzeitlichen Lokalcharakter naturgemäss den Hauptraum ein: Schlagwirkung auf Glas, Obsidian und Feuerstein, Entstehung der vollständigen Schlagkegel bei Schlag auf die Mitte ebener Flächen, schräge Schlagrichtung (= Entstehung der Schlagzwiebel), sekundäre Schlagerscheinungen, leiten die Reihen ein und führen uns über die Klingenfabrikation bis zur Rand- und Flächenretusche unter Benützung aller bekannten Methoden und des verschiedensten Materials. All diese Erscheinungen, denen sich eine umfangreiche Rohmaterialsammlung anschliesst, sind in Prachtserien vertreten, sorgfältig ausgewählt aus tausenden von Versuchsstücken als Frucht jahrelanger Übungsstudien.

Ein äusserst reichhaltig illustrierter Katalog [1]) hängt zur Benutzung an den Schränken, und zu eigenen Versuchen steht dem Publikum, unter Aufsicht des wohlinstruierten Führers Lindig, eine Nachbildung der Schweizerbildstation zur Verfügung, auf der man unter Benutzung von Kugel- und Kantenamboss und der verschiedensten

[1]) PFEIFFER, Ludwig, Die steinzeitliche Technik. Weimar 1910. Kom.-Verl. d. Städt. Museums. 20 Pfg.

Hammerformen sich selbst z. B. die schönste Moustierspitze nach Ehringsdorfer Vorbildern höchst eigenhändig schlagen kann, eine Einrichtung, die auch Fachleuten willkommen sein dürfte und in Weimar zur Festlegung des Unterschiedes zwischen Taubach und Ehringsdorf nicht gut umgangen werden konnte. Ebenso war Gelegenheit gegeben, das Schneiden und Sägen von Knochen an eingeweichtem Material (eine Entdeckung PFEIFFERs) unter Verwendung von Flintsand oder Burins oder Rundschabern auszuprobieren, wie natürlich auch das Schleifen und Polieren der Knochen, die Behandlung von Holz mit dem eigentlichen Messer, der Steinaxt usw., die Flechtarbeit, Fell- und Ledertechnik, mit guten knappen Erklärungen versehen, ausgestellt sind. Bei diesem Abschnitt, der als völlige Neuheit naturgemäss die gespannteste Aufmerksamkeit erregte, hatte Herr Geh. Rat Dr. PFEIFFER die Vorführung selbst übernommen [1]).

Die Übergänge zur heimischen Neolithik werden veranschaulicht durch grosse Serien von Grand Pressigny (Schrank 11), wohl die instruktivste Sammlung von sogen. livres de beurre in Deutschland (von Dr. CHAUMIER ausgewählt), sowie in Schrank 12 durch 200 Fundstücke aus Spiennes, darunter auch Gradäxte mit den ersten Schliffspuren, und reiches Klingen- und Schabermaterial mit den nötigen schweren Kernsteinen. Wegen Platzmangel mussten hier auch ältere Funde von Obourg, Vellereille, Helin und das ägyptische Paläolithikum SCHWEINFURTHs untergebracht werden.

Dann kommt mit 2500 Nummern eine ziemlich vollständige Pfahlbausammlung. 300 roh bearbeitete Instrumente, aus Abfällen und flachen Rollsteinen, nur durch Anschleifen einer einfachen Schneide hergestellt, eröffnen die Reihen, an die sich Übergangsstufen bis zu formvollendeten Äxten und Hämmern aus edlem Material, Meissel und Schneider, 56 angesägte Fundstücke (darunter drei mit Klopfrinnen auf beiden Seiten), Klopf- und Schleifsteine, steinerne Bohrergriffe und Steinformen für die Töpferei usw. anschliessen, technisch und typologisch die Entwicklung der Seenformen illustrierend. Sehr reichhaltig ist das Feuersteinmaterial vertreten. Schaber, besonders elegante Klingenrundschaber, Kratzer, Klingen, Bohrer, Erweiterer, Lanzen- und Pfeilspitzen — auch geschliffene — gibt es genügend, sie alle können sich sehen lassen. Auch fehlen nicht Mühlsteine, Polier- und Glättsteine, Netzsenker, Webstuhlgewichte, Spinnwirtel aus Ton und Stein; selbst eine der fraglichen Kopfstützen ist vorhanden, sodass neben dem mannigfachen Knochen- und Hornmaterial, neben etwa 100 geschäfteten Klingen und den zahlreichen keramischen und Metall-Objekten (hauptsächlich von Corcelettes und Auvernier) durch sorgfältige Auswahl, sowie durch das liebenswürdige Entgegenkommen des Historischen Museums in Bern und die Freigebigkeit des Herrn Kommerzienrat HAAR in Schrank 13 - 16 eine Schausammlung untergebracht werden konnte, wie sie zweckentsprechender wohl nicht auf einmal wieder beschafft werden kann.

An Schrank Nr. 10 vorbei mit der schon erwähnten Tübinger Sammlung — Stiftung des H. Fabrikbesitzer W. SCHMOLLER in Omaha-

---

[1]) PFEIFFER, Beitrag z. Kenntnis d. steinzeitl. Fellbearbeitung. Mit 103 Abbildungen, in: Zeitschrift für Ethnologie, 1910, S. 835–895.

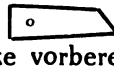
Nebraska [1]) — führt der Weg dann in einen kleinen Verbindungsgang, der links eine schöne Vergleichssammlung aus Nordamerika — auch eine Stiftung eines Stadtkindes, des Herrn Architekten EHRHARDT in Louisville —, rechts aber unsere nordische Neolithik (Geschenke von Generaloberarzt Dr. SCHWABE und Geh.-Rat Dr. PFEIFFER) beherbergt. Trotz der schönen Rundschaber, der Pfeilspitzen in △ Sägefeilenform und trotz der schönen Hämmer, ist die Sammlung noch etwas dürftig. Die Übergangsformen zu erlangen (Mannus I, Taf. VII und VIII), wird freilich vorläufig ein frommer Wunsch bleiben.

Nun kommen wir in den Heimatsaal.

Den Kernpunkt bilden neben der nach Berliner Art auf einer Fläche von 10 m Länge bei 1 m Höhe aufgestellten Typensammlung der Schlagwerkzeuge aus Stein (1000 Stück) die 19 Originalgräber. Sie sind nach eigener Methode des Herrn MÖLLER hergestellt und zwar so, dass die durch Gips an Ort und Stelle festgelegten Skeletteile und Beigaben sich alle noch an genau ursprünglicher Stelle befinden, z. T. noch im „autochthonen" Material gelagert. Das ist wohl die einwandfreieste Präparationsmethode, die den grossen Vorteil bietet, dass nach der neuesten Verbesserung auf leichte Weise auch jeder Knochen zum Herausnehmen eingerichtet werden kann. Die Vorzüge dieses Gipsverfahrens zeigen sich z. B., wenn ein Skelett innerhalb seiner Steinkiste oder seiner Felsen- oder Erdgrube fixiert und zugleich Form und Ausdehnung der Gruft bis zur möglichen Genauigkeit wiedergegeben werden soll. Diese Zweckmässigkeit wirkt sehr einleuchtend an der grossen Kalbsriether Steinkiste mit Hocker und 22 Beigaben aus der Kugelamphorenzeit, noch mehr aber an der spätneolithischen Bestattung einer Frau auf zwei vollständigen Rindern (Mittelhausen bei A.). Auch ein älterer Hocker aus den ältesten Schichten des Kalbsriether Hügels mit paläolithisch extrem hochgezogenen Knieen, der in ein Felsenloch eingezwängt sich vorfand, und dessen Reste sich nun völlig intakt dem Beschauer im Glaskasten präsentieren, bezeugt die Notwendigkeit der allgemeinen Einführung dieser Art der Konservierung bei wichtigen Fällen. — In Weimar sind alle Arten der Skelettlagerung nach dieser Art ausgestellt, bis zu den merowingischen gestreckten Leichen, bei deren einer sichtbar gemacht wurde, wie durch Erddruck am Widerstande des festen Beckenrandes das verrostete Eisenmesser durchbrach. Von Interesse war für einige Herren bei einem solchen in ursprünglicher Lage aufgestelltem Grabfund mit Schnuramphora, Schnurbecher, Glocken-Zonenbecher, ▭ Steinbeil, facettiertem Hammer, Messer und Knochennadel, das Auftreten des ersten Metalles, da im Öhr dieser Schmucknadel sich ein Ringchen aus Kupfer vorfand. Nur hätte man hier auch die umgebende mit Kupfersalzen durchtränkte Erde mit ausheben müssen, was ganz gut gegangen wäre, wie an jenem Kalbsriether älteren Hocker deutlich zu sehen ist, dessen Knochen zum überwiegenden Teile noch in der lockeren, jetzt durch Schellack gefesteten Graberde lagern. — Noch zweimal sahen wir übrigens in Weimar Kupfer in der neolithischen Aera; einmal sind es 23 röhrenartig zusammengebogene Blechstückchen

[1]) Herrn SCHMOLLER verdankt das Museum in der 2. Etage unter anderem auch noch eine gegen 400 Nummern umfassende Sammlung indianischer Gegenstände.

neben einer Kette von 204 Hundezähnen und 60 durchbohrten Muschelscheibchen, das andere Mal ist es eine kleine Spirale neben 183 solcher Zähne nebst Flintklinge und Knochennadel, beide Gräber mit den grossen Thüringer Amphoren. Ein drittes Grab mit frappant ähnlichem Inventar lieferte kein Metall, aber wiederum Amphora und Kette, letztere, wie in allen Fällen, neben der Leiche, vom Knie zum Kinn, gelagert, und diesmal auch noch Röhrenperlen aus Knochen als Glieder aufweisend. Diese drei Kettengräber lagen bis 15 km auseinander.

Die Besucher wurden auch auf besonders merkwürdige Geräteformen aufmerksam gemacht: die sieben Beile aus Jadeit und ähnlichem seltenen Gestein, fünf davon einem Depotfund angehörend, ein Depotfund von schuhleistenförmigen Hacken, Pflugschar mit zwei Löchern, Steinbeil vom Typ der Randleistenbeile, wiederholt umgearbeitete Hämmer und Flachbeile, Keulenkopfkugeln und -scheiben, zwei Beile mit Spuren der einstigen Befestigungsarten, Miniaturbeilchen, Beil (?) mit Schneide auf der Längsseite, fünf schwere Rillenhämmer usw. Ferner sah man die ganze Entstehungsgeschichte des Beiles vom rohen Block bis zum fertigen Instrument, — alles an thüringischen Originalen — die drei Methoden des Sägens der Steine, darunter eine fast fertige Pflugschar mit Schnitt auf drei Seiten  , mit Bohrloch und erster Schliffspur, einen schweren zur Hacke vorbereiteten und zweimal mit Bogenschnitt gesägten Kieselschieferblock (vgl. Die vor- und frühgesch. Altert. Thüringens, Taf, V, 76) von 2900 g Gewicht und ausserdem eine Zusammenstellung von Originalfunden für die Entstehung des Bohrloches: Vorbereitung (Ausklopfen einer Vertiefung), Ansetzen des Bohrers, Bohrlöcher von verschiedener Tiefe und Durchmesser und wechselnder Wandstärke des Hohlbohrers, Benützung mehrerer Bohrer, Bohren von zwei Seiten aus, zweimal verunglückte Bohrung, Bohrkerne, Bohren mit Massivbohrer und zum Vergleiche moderne Bohrung auf Drehbank. Das leitete über zu den Modellen: Vorrichtung zum Bohren von Eichenholz mittelst einfachem Silexsplitter, Steinsäge, einfache, tadellos und rasch arbeitende Hohlbohrmaschine; langgestielter Bohrer (mit Bogenantrieb) für Holz, heimischen Originalspitzen nachgeahmt, Feuerbohrer mit steinernem Originalgriff. Daneben stehen die Modelle der Gross-Gartacher Wohngruben (bis die Heimat Ersatz dafür bietet), denen im nächsten Jahre Nachbildungen der grössten thüringischen Hügelgräber angereiht sein werden.

Wie dem Besucher (Hörer) zur weiteren Klärung der gewonnenen Anschauungen an dieser Stelle vom Führer weitröhrige Bohrer von Bambus aus der Südsee gezeigt und diese wohl auch in ihrer verblüffend schnellen Wirkung auf starke Tridacnaschalen (Anfertigung breiter Armringe) vorgeführt werden, so hat man auch angefangen, eine kleine Sammlung von Schmucksachen moderner Steinzeitvölker hier auszulegen, ebenso Vergleichsstücke — immer nur in bescheidener Zahl und in strengster Parallele zur Heimat — zu Waffen u. a. Ein geschäftetes Steinbeil mit Spuren fleissiger Benutzung müsste in jedem auf Belehrung in weiterem Sinne gegründeten Museum vorhanden sein, schon um die rasche Formänderung infolge ständigen Nachschleifens und den daraus sich ergebenden Typenreichtum zu erklären. — Für keramische Fragen, Entstehung des Gefässes, liefern Wohngruben und Gräber verhältnis-

mässig selten einwandfreies Material genug, deshalb muss auch hier die Topffabrikation im wesentlichen an leicht erlangbaren modernen Beispielen der Südsee und aus Afrika geklärt werden, denn nicht jede Gegend gibt freigebig so viel heraus, wie die von Weimar, die in ihrer weiteren Umgegend gleich drei Gefässe zur Verfügung stellte, deutlich den Aufbau aus Schüssel und mehreren zonalen Ringen zeigend. Im anderen Falle würde ja sonst zu Gunsten der Lösung allgemeiner technischer oder typologischer oder entwicklungsgeschichtlicher Fragen durch Herausnehmen des betreffenden Objektes das Grabinventar, die Chronologie und die Systematik zerrissen werden.

Bricht man nach und nach mit der herkömmlichen Aufstellung prähistorischer Objekte, ordnet man sie nicht mehr allein um ihrer selbst willen, zeigt vielmehr die Dinge nur im ursächlichen Zusammenhang, nicht nur nach Grabfunden, Verwendungs- und Herstellungsart sortiert, stellt sie ausserdem auch aus, sie direkt in ihrer Wirkung vorführend, bringt einige Typen in vollständig ehemaligen Zustand, ganze Lanzen mit blank geputzter Spitze, glänzenden Bronzeschmuck, wiederhergestellte Eimer, Messer und Beile mit allen bekannten Schäftungsmethoden; fertigt man Pflüge, Hacken, Rillenhämmer (Posekel) an — alles möglichst streng nach Originalen, soweit angängig —, zieht man in noch viel ausgiebigerer Weise, als es in Weimar geschehen konnte, Modelle und Bilder heran (Vorgeschichte im Lichte der bildenden Künste), baut man Gräber und einige Wohngruben vollständig mit Originalmaterial wieder auf (etwas anders wie in Steinheim), dann hat man eine Schausammlung, die ein lebendiges Bild früherer Kultur darbietet. Dann werden sich an den Sonntagen unsere Museen füllen und die Zahl wirklich brauchbarer Helfer in Stadt und Land wird sich mehren, Denkmalschutz und Anzeigepflicht bei Funden wird Ehrensache, denn Verständnis für die Bedeutung eines unverstandenen Wertes heiligt denselben. Weimar will diesen Weg versuchen, die dort geschauten Proben davon sind versprechend. Die Fundprotokolle mit vollständigen Lageskizzen, Querschnitten und Photos werden gedruckt, Auszüge davon kommen ausserdem neben jeden geschlossenen Fund auf handlich gestaltete Tafeln, wie man das an anderer Stelle im Berliner Völkermuseum schon länger — zuweilen wohl mit schädlicher Textbreite — versucht hat. Dadurch wird auch die Fachwissenschaft nicht zu kurz kommen, der ja ausserdem die im unteren Teile der meisten Schränke angebrachten Schiebekästen zur Verfügung stehen, die das weniger Interessante aufnehmen, das Fundmaterial aus Wohngruben und Kulturschichten, die die raumfüllenden Doubletten bergen, die zur Chronologie und Typologie unersetzbar, zur Charakterisierung eines Ausschnittes eines vorgeschichtlichen Bildes aber entbehrt werden können.

Die allgemein eingeführten „Zimmer" unsrer Trachten- und Volksmuseen müssen im archäologischen Museum in ähnlicher Weise mit gleichem Endzweck (Milieu und Stimmung) entstehen. Auch dessen Material muss — in oben angedeuteter Art restauriert und ergänzt — in solcher Ordnung aufgebaut werden, dass es „abgerundete Augenblicke" aus dem Leben der Vorgeschichte, sprechend und lockend, darstellt. Das Gemälde des Künstlers, in den modernen Museumspalästen ins Treppenhaus verbannt, wird dann den Hintergrund jedes Saales des

vorgeschichtlichen Heimatmuseums bilden. Bei der Bruchstücknatur unserer Funde darf die Ergänzung des durch Wetter und Bodenchemismus unkenntlich Gewordenen nicht der Phantasie des Beschauers überlassen bleiben: hier muss das grosse Wandbild den Ausgang der Betrachtung abgeben, und die ausgelegten Objekte dürfen nur die Erläuterung der dargestellten Szenen bilden. Wir wollen uns doch nichts vormachen mit unserm abstrakten Denken: in einer guten Stunde, nicht nur in poetischer Stimmung der Kongress-Festtafel, umhüllen wir ja doch den Hocker in seiner Kiste mit Fleisch und Kleidung, wir sehen wirklich die Töpferin von Corcelettes bei ihrer Arbeit. Ob der Franke in Mainz wirklich in allen Einzelheiten richtig dargestellt ist, das ist ebenso unwesentlich wie die Frage nach der Höhe des Prätoriums der castra ad limitem. GABRIEL MAX, CORMON, VASNETZOFF und KUHNERT dürfen nicht umsonst gemalt haben; die Saalburg und die Wartburg sollen die besuchtesten Museen Deutschlands bleiben. Man mache in Berlin in irgend einer Ecke einen Versuch, und das jetzt so schmerzlich vermisste Interesse Sr. Majestät an Scherben und Feuersteinen ist auf einmal da.

Doch nun von der Zukunft zurück zur Gegenwart. Der lange Wandschrank des prähistorischen Heimatsaales enthält in seinen Pulten die geschlossenen steinzeitlichen Grabfunde. Bei selbstgehobenen Funden findet sich ein kleiner Lageplan, ein Querschnitt durch das Grab und seine Umgebung, ein Aufriss mit eingezeichneten Skelettresten und Angabe der Stellung der Beigaben (nach Photo). Die Schädel, in der deutschen Normale orientiert, stehen dabei, auch einzelne interessante Knochen mit verheilten Brüchen oder Verwundungen, Rippenbrüche mit abnormer Callusbildung wurden ausgelegt. Dass eine schön polierte Armschutzplatte eines Zonenbechermannes gerade auf beiden einst gebrochenen Unterarmknochen lag, bedurfte natürlich einer besonderen Erklärung. Ganz kurze Hinweise, Stichwortmanier, belehren über Herstellung und Füllung der Ornamentik, Entstehung dieses Gefässes — eine Terrine ist nichts weiter als ein zerbrochener Schnurbecher mit geschliffenem Bruchrande —, über Ursachen der auffälligen Röte einer Amphora und über sonstige Absonderlichkeiten. Über diesem Schrank haben Platz gefunden eine Entwicklungsgeschichte der Keramik in Scherbenfunden und, noch höher, grosse Tafeln, vorläufig leider nur einige, den Aufbau der mehrperiodigen Hügelgräber erläuternd.

Alle andern Funde, die geschlagenen Feuersteine, 60 Knocheninstrumente, Geweiharbeiten, 120 Spinnwirtel, Webegewichte usw. mussten sich einstweilen, nach herkömmlicher Weise aufgestellt, in einem einfachen Wandschrank genügen lassen; die Mühlsteine, dabei ein Bodenstein von über 100 Pfund Gewicht, fanden in entwicklungsgeschichtlicher Ordnung Platz auf einer langen Wandbank, einer davon zum Gebrauch eingerichtet.

Bandkeramik und Rössener Zeit sind nur schwach vertreten, von ersterer ist nur ein Grab gefunden worden mit Mühlstein, Bombengefäss und flacher Hacke; Scherbenmaterial von Ansiedlungen ist reichlicher vertreten, einige grosse Stücke aus Allstedt, Taubach, Gross-

schwabhausen und vom Ettersberg konnten restauriert werden. Nur die wichtigsten Scherben sind ausgestellt.

Die Bernburger Zeit war in den 18 Jahren unserer Sammeltätigkeit auch noch nicht genügend zu beschaffen. Meist handelt es sich um Zufallsfunde und Produkte von Raubgräberei. Doch soll nächstes Jahr ein wichtiges Grab mit Holzbau wiederhergestellt und beschrieben werden, mit typischen Gefässen, dabei auch der grösste in Thüringen gefundene Topf, reich ornamentiert, mit zwei Spitzwarzen unterhalb des Henkels.

Die Aunjetitzer Sachen sind nur erst zum geringsten Teile aufgestellt; das liegt an technischen Schwierigkeiten, da sie sich oft über schnurzeitlichen Gräbern finden. Trianguläre Dolche, fünf Säbelnadeln und ein goldener Noppenring machen erneute Untersuchung des Nachbargeländes nötig; ein schwerer „Schwurring" (MONTELIUS, Chronol. d. ält. Bronze-Zeit, Fig. 148) stellt eine Seltenheit dar. Auch innerhalb der Stadt haben sich in der letzten Zeit an zwei Stellen Aunjetitzer Hocker in Steinpackungen gefunden.

Die Metallzeit, gegenüber den früheren Perioden in Mittelthüringen überhaupt zurücktretend, sehr oft an Hügelgräber gebunden, die von KLOPFFLEISCH so ziemlich alle untersucht wurden, haben wir aus der Umgegend nur in drei bedeutungsvolleren geschlossenen Funden. Der Rest eines Depotfundes von vier Stück Lappenbeilen, eine Grabausstattung eines 4—5jährigen Mädchens aus Apolda, mit Kette und steinbeilartigen Anhängern und imitierter Gelenknadel aus Bronze, ein Hügelgrabfund mit Armbändern und einem unechten Torques, ein ganz ähnlicher Fund mit zwei langen Nadeln usw. Einzelsachen sind zahlreicher. Die Typen der Äxte sind alle vertreten, Kupferbeil, Absatzbeil und Lappenbeil mit verschwindendem Mittelsteg fehlen nicht, die Hoffnung auf den Erwerb eines für die Ontogenese so wichtigen Hohlbeiles mit durch Gravüre angedeuteten Lappen ist vorhanden. Auf die Cölledaer Doppelaxt (LISSAUER, Doppeläxte, Z. f. Eth. 1905, S. 519) und ein graviertes Flachbeil (ähnlich wie bei LISSAUER, Z. f. Eth. 1904, S. 540, Fig. 3) sei hingewiesen. Doch auch hier könnte bei Vorhandensein von Geldmitteln der Spaten wertvolle Ergänzungen bringen.

Von Lanzenspitzen — bis zu Hallstattformen — sehen wir nur sechs Stück; eine kleine Pfeilspitze mit blattförmiger Schneidenpartie, eine Kurzschwertklinge und Dolchreste mögen weiterhin die Armut der Umgegend illustrieren. Nadeln sind dagegen zahlreicher vertreten, elf Stück; ferner sind vorhanden: zehn Halsringe, zehn Armreifen, zwei Spiralscheiben, sechs glatte Zierscheiben, einige Fibeln, drei Sicheln, kleine Kettenspiralen u. a. — Das Topfmaterial stammt in der Hauptsache nicht aus Gräbern. An die 30 Stück konnten restauriert werden, Halsstücke mit Kerben und Fingereindrücken weisen auf Vorratstöpfe bis zu 50 cm Durchmesser, ein bis auf geringe Partien aus Bruchstücken aufgebautes Riesengefäss von 60 cm Höhe und 51 cm Hauptdurchmesser zeigt, abgesehen von der Ornamentik, die verblüffendste Ähnlichkeit mit einem fast gleichgrossen von Burgkemnitz [1]).

[1]) FÖRTSCH, Tongefässe d. Bronze-Zeit. Zschrift f. Nat.-Wiss., Band 69. Leipzig 1896.

Gräber der jüngsten Stufe fehlen. Nur ein Hallstatt-Frauengrab, jedoch zerstört, konnte untersucht werden. Ebenso selten sind die Tènegräber, doch werden im nächsten Jahre die ersten Ergebnisse der Grabung auf einem Urnenfriedhof bei Grosskromsdorf ausgestellt werden können, auf dem die Gefässe meist unter ausgedehnten Steinpflasterungen Platz gefunden haben, sowie die Ausbeute aus einem Hügelgräberfeld bei Troistedt, das vorläufig in drei Tumuli nur je eine ganz zerdrückte Urne ohne Metallbeigaben erbrachte.

Die Römische Provinzialzeit ist nur in der Nordgrenze des Gebietes durch Wohngruben und Skelettgräber festgestellt worden. Sie lieferten Webegewichte — gleich 12 Stück in einem Loch — Spinnwirtel, Kämme, Armbrust- und Scheibenfibeln, silberne Pfeilspitzen, goldene Fingerringe, einen Aureus von Victorinus (Cöln 265—67 n. Chr.), hölzerne Eimer mit Bronze- und Silberbeschlägen, gegossene und getriebene Metallschalen, Tongefässe, darunter eine langhalsige Flasche; aber keine Eisenwaffen. Ansiedlungen mit zahlreichem Scherbenmaterial bot Arnstadt-Ichtershausen.

Bekannt ist aber Weimar durch seinen Reichtum an Hinterlassenschaft der fränkisch-merowingischen Periode geworden. An vier Stellen der Stadt haben wir merowingische Gräber mit Skeletten z. T. in 3 m Tiefe gefunden. Auch ist jüngst die erste Hausanlage festgestellt worden. Fünf der Skelette mit ungewöhnlich reichen Beigaben sind in situ präpariert worden und erregen immer die grösste Aufmerksamkeit. Im wesentlichen fand sich in Weimar eigentlich alles, was auch die rheinischen Gräber liefern. Angon und Kurzschwert fehlen, ebenso die durchbrochenen Zierscheiben. Die Formen der Messer und Langschwerter sind ziemlich vollständig; Eimer, Bronzegefässe, Dreifüsse, Schüreisen, Glas- und Tongeschirr; Zierscheiben, Muscheln, Anhänger aus Flachblech, Riemenbeschläge, Gürtelschnallen, Perlen aus verschiedenem Stoff, Kämme und Nadeln und vor allem zahlreiche Fibeln mögen den Reichtum der Ausbeute bezeugen, zum grössten Teil aus geschlossenen Grabfunden stammend. Von berufener Hand wird eine grosse, besonders glanzvoll ausgestattete Publikation vorbereitet, die wohl schon 1912 vorliegen und die ziemlich alles in guten Abbildungen bringen wird, vielleicht auch die Erfurter und Mühlhäuser Vorkommen einschliessend, so dass wir bald den Formenschatz und das Verbreitungsgebiet dieser Periode in Thüringen übersehen können. — Wie wertvoll die Weimarische Skelettfixierungsmethode werden kann, beweist die Leiche eines hydrocephalen buckligen Mädchens aus dem Hauptfriedhof, deren Rückseite vor der Umlagerung in Gips abgegossen wurde und so zu anatomischen Untersuchungen ausreichend benutzt werden kann. Dieser Kretin stärksten Grades ist nach gebräuchlichem Ritus beerdigt worden, wenn auch nur zwei Fleischbeigaben die Ehrfurcht (oder Furcht) vor der Verstorbenen andeuten können. Welchen Nutzen hätte diese Monstrosität einem Museum ohne unser Verfahren gebracht?

Die Slawische Zeit ist mit nur drei geschlossenen Grabfunden vorhanden. Dabei handelt es sich aber um hübsch getriebene goldene Ohrringe an zusammengesetztem Hängewerk, Drahthalsringe von Silber und um einen Halsring aus gedrehtem schmalen Silberband. Im übrigen sind es zahlreiche Schläfenringe, Ohrschmuck und Fingerringe aus Silber

und Gold und Perlenschmuck; dann noch Einzelfunde (Kamm und Glasringe von der Buchfartsburg) und Ergebnisse von gelegentlicher Eröffnung von Einzelgräbern: fünf Sicheln, Messer, Paukenfibel und eine Lanzenspitze neben kleinen Volutenringen aus Bronze für Ohr und Schläfe. Aus Ansiedlungen ist natürlich zahlreiches Scherbenmaterial ausgestellt. Auf einer Tafel synthetisch angeordnet, ist die Verwendung des Kammes veranschaulicht, von dem auch ein Originalexemplar vorhanden ist: Wellenlinien mit dem sechszinkigen, fünfzinkigen usw. bis zur Verwendung eines ausgefaserten Hölzchens. Drei ausgedehnte Friedhöfe harren ihrer Ausgrabung.

Aus dieser Übersicht mit ihren verschiedenen Ausblicken redet die Notwendigkeit der Beschaffung von Geldmitteln eine deutliche Sprache. Die Gemeinde kann beim besten Willen nicht mehr tuen als jetzt schon geschieht, gilt es doch, auch noch die volkskundliche, naturkundliche und ethnographische Abteilung zu unterhalten. 36 Räume umfasst das Städtische Museum, nur neun davon sind der diluvial-prähistorischen Abteilung eingeräumt. Wollten sich doch recht bald noch weitere Gönner neben den schon genannten Persönlichkeiten finden, damit wenigstens die wichtigsten Friedhöfe in einzelnen Teilen genauer untersucht werden könnten.

Einige der Besucher wandten sich dann der anschliessenden ethnographischen Abteilung zu, die, soweit es bei der Art ihrer Zusammenbringung — meist Geschenke — möglich war, zusammengestellt wurde, um das Bild von der Kultur eines steinzeitlichen Volkes zu ergänzen. Im Südseekorridor ist das im wesentlichen durchgeführt worden, vor allem sollte gezeigt werden, was Instrumente der Steinzeit leisten können. Äxte und Beile aus Muschel, Knochen und Stein in den verschiedensten Originalschäftungen bilden den Ausgangspunkt. Auf die indirekte Befestigung in einem kurzen Holzstiel, der seinerseits wieder in einen Keulenstock eingesteckt oder an einen Hakengriff angebunden ist, ist besonders hingewiesen, da es sich um eine Befestigungsart handelt, die m. W. unter unseren mitteldeutschen Funden noch nicht bekannt geworden ist. Ebenso sollen beachtet werden die viel widerstandsfähigen Rotangstreifen als Bindemittel gegenüber Bast, Lederstreifen und Sehnen. Isolierte Klingen laden zum Vergleich mit der Heimat ein, der später noch interessanter und belehrender wird, wenn auch andere Gebiete das bezügliche Material geliefert haben, um durch die internationale Formenübereinstimmung das Universelle in der Technik auf einen einzigen überschauenden Blick hin darzutun. Weise Beschränkung ist Grundbedingung. — Auch die anderen ursprünglichen Materialien für Werkzeuge: Stein (Obsidian), Muschelschale, Kokosschale, Knochen, Zähne und Holz sind in den manigfachsten Arbeitsgeräten vertreten, eigentlich nur ausgestellt, zu zeigen, wie man bei primitivsten Mitteln nicht bloss praktisch, sondern auch ästhetisch befriedigend arbeiten kann. Da alle die etwa 3000 Sachen aus unseren Südseekolonien nicht geographisch geordnet sind, so können die Speere, Keulen und Schwerter, Bogen und Pfeile, die Kleidungsstücke, der Schmuck, die Hausteile und die eigentlichen Schnitzereien, deren Ornamentik usw. in ihrer sachlichen Anordnung auch viel bequemer zur Verdeutlichung allgemeiner Gedanken und Lehrsätze verbraucht werden. Wenn dabei der Gedanke kommt,

welch ganz andere Vorstellungen uns vom Können und Fühlen der heimischen Urbewohner überliefert worden wären, hätten sich auch deren technische Leistungen aus Holz erhalten, so könnte das nach zwei Richtungen sehr förderlich sein.

Allmählich war die zur Besichtigung des Museums bestimmte Zeit überschritten worden, und es bedurfte energischer Mahnungen, endlich die im Hofe harrenden Omnibusse zu besteigen, und den zweiten Teil des Tagesprogramms, die Besichtigung der Brüche Ehringsdorfs, in Angriff zu nehmen. Es ging durch die herrliche, noch z. T. von Goethe angelegte Belvederer Allee, vorbei am Wohnhause und Denkmale Liszt's, am Hause Prellers und am römischen Hause vorüber, immer zur Linken den historischen Park, zur Rechten die bebauten einstigen Travertinbrüche, und unter uns die Tuffschichten, die noch Schätze für die Diluvialgeologen und Paläolithiker bergen mögen, und die nur dürftig durch die dem Publikum gesperrten Parkhöhlen (künstlich) aufgeschlossen sind. An der „Falkenburg" kann man zeigen, wie die die jungen feuersteinführenden Ilmgerölle überdeckenden Travertinschichten vollständig durchschnitten und durch einen seitlichen Wasserlauf weggewaschen worden sind, die nur einen halben Kilometer ilmaufwärts, in Ehringsdorf, die kolossale Mächtigkeit von 17 m erreichen. An den Brüchen des Herrn Kämpfe daselbst wurden die Wagen verlassen. Der wunderbare Aufschluss war durch das freundliche Entgegenkommen des Besitzers durch Niedertreiben eines Schachtes bis zu den die Kiese unterlagernden Lettenschichten noch instruktiver gestaltet worden. Man konnte das für die stratigraphische Messung so wichtige Band des Parisers in seiner wechselnden Mächtigkeit verfolgen, sah die so verschieden gefügten Tuffbänke, und konnte ermessen, wie schwierig die Chancen des Findens und des Rettens bei dem oft glasharten Einbettungsmaterial werden können. Wenn auch in den letzten Monaten keine Kulturschicht angeschnitten worden war, so konnte doch genau die Stelle unterhalb des Parisers, beinahe auf der Sohle des Bruches, untersucht werden, an der sich seit 1909 die Asche- und Kohleschichten — ohne bearbeitete Feuersteine — fanden, und ebenso die höhere Fundzone im lockeren Tuff mit den schönen breiten Spitzen und der Doppelspitze (bei SCHWARZ). Die lockeren Schichten, z. T. aus pulverigem Travertin bestehend, gerade in einigen bedeutenderen Nestern in verschiedenen Höhen angeschnitten, wurden natürlich fleissig durchstöbert, neben einer Menge Conchylien fand sich zufällig ein Incisor von Castor.

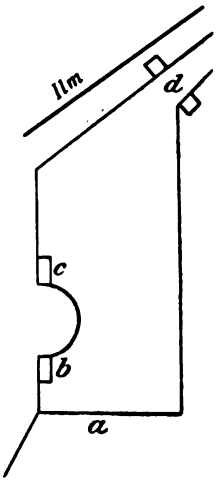
Der Herr Vorsitzende sprach Herrn KÄMPFE, dessen verschiedene Kalköfen und Mühlen ebenfalls besichtigt wurden, den gebührenden Dank für die freundliche Aufnahme aus, und Herr MÖLLER führte dann am Hauboldschen Bruche vorüber, der das Ansteigen der Schichten nach SW. recht deutlich zeigte, und in dem auch, dicht unter dem Pariser, eine fast 10 m lange, aber äusserst schwache Kulturschicht bemerkbar war, die aber ausser einigen gestaltlosen Silexsplittern bis jetzt noch nichts Brauchbares lieferte. Im Fischerschen Bruche endlich war zwar der Fundkomplex in 19 m Tiefe augenblicklich verschüttet, doch konnte man sich an der Hand der vorigen Brüche ein gutes Bild der Lagerungsverhältnisse machen. Ein umfangreicher Block, zu langen Treppenstufen verarbeitet, zeigte noch besser als die Museumsstücke die wechselnde

Stärke und den horizontalen Verlauf der schwarzen Schicht inmitten des fast weissen Kalksteines. Kleinere Stückchen von der vorjährigen Ausbeute wurden als Andenken mitgenommen; eine kleine Serie von Funden, darunter zwei Spitzen und ein Schlagstein, zwei noch in Travertinbrocken eingeschlossene Kratzer waren ausgestellt, und daneben auch Scherbenmaterial, Klopfstein und Lehmbewurf aus einer bandkeramischen Ansiedlung, wie sie überall in der Humusdecke des Bruchgebietes vorkommen. Diese Decke hatte auch geologisches Interesse, da sie eine Mächtigkeit von 3,50 m aufweist, aber durch eine dicke Schicht wenig gerundeter Muschelkalkgerölle in zwei Abteilungen getrennt wird, also von ganz jungen Überflutungen berichtet. Auch Herrn FISCHER, der gleichfalls in hochachtungswertem Lokalpatriotismus seine Funde dem Museum in Weimar zur Verfügung gestellt und demselben in allen Fällen das Vorkaufsrecht überlassen hat, wurde dafür Anerkennung und Dank vom Vorsitzenden, Herrn Professor KOSSINNA, ausgesprochen.

Dann ging es über die Felder wieder zu den auf der Strasse harrenden Wagen und hinauf nach dem Grossherz. Lustschlosse Belvedere, reich an Erinnerungen an Weimars klassische Zeit; über ein breites Muschelkalkplateau hinweg, aus dessen Wasserrissen unser Goethe den ersten Fund eines Elefantenstosszahnes beschrieben; später in langsamer Fahrt ein steiles Erosionstal hinab in die Gefilde des hier ausserordentlich schmalen und tief eingeschnittenen Ilmtales, hin nach dem wirklich reizend gelegenen Buchfart. Der gute „Garl" erwartete uns schon, und bald vereinigten sich die zahlreichen Ausflügler an zwei langen Tafeln der grossen Veranda von Karl Köhlers Restaurant zu einem einfachen, aber schmackhaften und reichlichen Mahle, das durch einige hübsche Ansprachen gewürzt wurde. Herr Univ.-Prof. Dr. KOSSINNA fasste zusammen, welchen Nutzen und welch hohen Genuss die Fahrt nach Weimar bis jetzt gebracht, und zollte der prähistorischen Abteilung des Museums und deren Leiter warme Worte der Anerkennung, sprach dem Lokalausschuss, der Stadtbehörde, insonderheit dem anwesenden Bürgermeister, Herrn Dr. DONNDORF, den verbindlichsten Dank der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte aus, mit der Bitte, dieser ein gutes Andenken zu wahren, im Interesse für die Ausgestaltung des Museums nicht zu ermüden und diesen Dank auch den anderen Herren vom Gemeindevorstande übermitteln zu wollen. Herr Dr. DONNDORF, anknüpfend an die rühmende Anerkennung des Vorredners, in Weimar so erstaunlich Vieles und Schönes gefunden zu haben, dankte für die hohe Ehre des Besuches dieser gelehrten Gesellschaft, die Weimars Bedeutung für die vorgeschichtliche Forschung wohl kräftig verbreiten helfen werde, und hob dann hervor, dass neben den städtischen Behörden, die von Anfang an dem jungen Unternehmen warmes Entgegenkommen gezeigt, auch an die übrigen Gönner und Förderer gedacht werden müsse, vor allem an S. Königl. Hoheit den Grossherzog, Herrn Kommerzienrat HAAR, Herrn Geh.-Rat Dr. PFEIFFER, ferner an den Gründer des Museums, Herrn Generaloberarzt Dr. SCHWABE und an den Kustos der Anstalt. Seine warmherzige Rede klang aus in einem Hoch auf die Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte und ihren Vorsitzenden.

Die Wagen brachten uns dann ein Stück ilmaufwärts zur Besich-

tigung der Heidingsburg, bekannter unter dem jüngeren Namen Martinskirche. Die Felsen des Bergplateaus fallen auf drei Seiten ziemlich stark zu Tal, und der Aufstieg kostete daher — das Wetter war den Mannusjüngern an diesem Tage ausnehmend hold — manch Tröpflein Schweiss. Herr Prof. GÖTZE erklärte vom Kamme des noch gut erhaltenen Südwalles a aus die Anlage der Befestigung, den vermutlichen Aufbau dieses Brandwalles, die Bedeutung der ihm waldwärts (nach dem Hauptberge zu) vorgelagerten Senke, berichtete von den noch vor 25 Jahren vorhanden gewesenen und jetzt kaum noch erkennbaren Bauten, den Schanzen bei b und c und den minder wichtigen bei d, ferner über die spärlichen Funde und über das mutmassliche Alter der Festung[1]), die, ähnlich wie die gestern geschaute Möbisburg eine hohe Bedeutung bei der umwohnenden Bevölkerung zur Zeit der Christianisierung gehabt haben müsse, da ja beide Kultstätten sonst nicht durch den Bau christlicher Heiligtümer „geheiligt" worden wären (die Martinskirche, eine Kapelle von kaum 50 qm Grundfläche, ist jetzt sogar in ihren Grundmauern verschwunden). Auch die drei anderen in der Nähe liegenden alten Burgen (Weimar selbst hat eine „Altenburg"), wurden



[1]) In der an die Ausführungen GÖTZEs sich anschliessenden Erörterung über das Alter und die Anlage des Walles bemerkte Geh. Sanitätsrat Dr. ZSCHIESCHE, dass der Wall aus verschlacktem Lehm bestände. Gegen diese Annahme erklärte sich Oberlehrer SCHMIDT-Löbau in folgender Ausführung: „Die Schlacken aus dem Walle auf der „Martinskirche" sind keinesfalls geglühter und verschlackter Lehm, sondern lediglich geschmolzener Kalkstein. Die zum Teil rote Masse kann leicht zu der Ansicht führen, dass es geglühter Lehm sei. War doch auch VIRCHOW der Meinung, als er 1870 in den Basaltschlacken auf dem Stromberge bei Weissenberg in der Oberlausitz und in den Nephelinschlacken auf dem Löbauer Berge rote, ziegelartige Bröckel fand, es sei Lehm als Flussmittel zum Schmelzen des Gesteins verwendet worden. Als ich vor zwölf Jahren die Wallforschung begann, waren für mich die roten Brocken ein Rätsel. Beeinflusst durch die Erklärung VIRCHOWs, war ich beinahe geneigt, sie ebenfalls für geglühten Lehm zu halten, obwohl es mir nicht einleuchten wollte, weshalb die Erbauer der Wälle den vielen Lehm auf die Berge geschleppt haben sollten; denn die Kuppen des Stromberges und des Löbauer Berges enthalten keine Spur von Lehm. Endlich fand ich die Lösung des Rätsels. Beim Auswerfen der Schlacken aus verschiedenen Wällen (Stromberg, Löbauer Berg, Hutberg in Schönau a. d. E., Landeskrone bei Görlitz, Breiteberg bei Striegau i. Schles.) waren auch rotgeglühte Steine mit herausgebracht worden, die neben den Durchstichen liegen blieben. Durch den Einfluss der feuchten Luft war der geglühte Basalt (bez. Nephelindolerit), sowie auch der geglühte Granit auf dem Bilplatze bei Georgewitz (Jahreshefte der Ges. f. Anthrop. u. Urgesch. d. Oberlausitz, Bd. II, S. 150) schon nach etlichen Jahren so stark verwittert, dass er vollständig einer ziegelartigen Masse glich. Wie sich diese Erscheinung beim Basalt, Nephelindolerit und Granit zeigt, so tritt sie hier im Walle auf der „Martinskirche" auch beim Kalkstein auf. Übrigens behält nach meiner Beobachtung der geschmolzene Lehm keine rote Farbe, sondern, wie man bei den übermässig scharfgebrannten Ziegeln sehen kann, bekommt er eine bläuliche Farbe, und eine Verwitterung erfolgt dann überhaupt nicht, was genugsam bekannt ist, weshalb man geschmolzene Ziegel zu Grundmauern am Wasser verwendet. Geschmolzene Ziegel sind auch bedeutend schwerer als verschlackter Stein.

Zufolge meiner langjährigen, vielfachen Beobachtungen bestreite ich ent-

erwähnt, deren eine, die Otternburg, unter Führung des Herrn Kustos MÖLLER von einem Teile der Ausflügler besucht wurde, während die zweite Abteilung, die mannbarere, schwindelfreie, die Buchfartsburg erklomm, um einmal zu sehen, wie die von der Heidingsburg aus erkennbare, dicht über dem Dorfe im steilen Felsenhang so rätselhaft herabschauende Löcherreihe sich in der Nähe ausnehme. Beide Abteilungen brachte deshalb der Wagen nach Buchfart zurück.

Der Zugang zur Buchfartsburg ist wirklich nicht so einfach, die drei letzten der 12 Löcher sind kaum noch zu erreichen. Alle Kammern liegen in gleichmässigem Abstande in horizontaler Reihe, stellen Reste einfacher in die senkrechte Wand des Wellenkalkes getriebene Gemächer dar, und nur die vordersten, noch mit dürftigem Mauerstützwerk und Fensteröffnungen versehen, lassen erkennen, wie prähistorisch die Wohnstätten der Vorfahren der Herrn von Orlamünde gewesen sein müssen, wie sicher sich die Burgherrn in der damals völlig uneinnehmbaren Feste aber auch gefühlt haben mögen. Auch der übliche unterirdische Gang ist vorhanden, sein Anfang wurde in einem der letzten Dorfhäuser, dem Sommersitz eines beliebten Arztes in Weimar, gefunden; seine Richtung weist nach der Burg. Genaueres darüber sowie über die vorurkundliche Geschichte der Höhlenwohnung (Überlingen, Regenstein), ist nur von einer Grabung im hohen Schuttkegel tief unten auf der Ilmaue zu erhoffen.

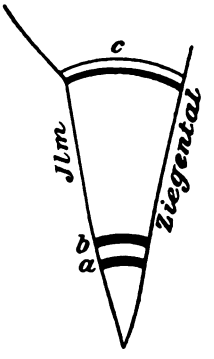
Die Mutloseren hatten es unterdessen bequemer. Sie fuhren stolz durch Buchfart hindurch, überquerten die Ilm auf einer der alten thüringischen überdachten Holzbrücken aus schwerem Balkenwerk, hielten sich flussabwärts bis Öttern am linken Ilmufer, um dort nach erneutem Übergang die Wagen zu verlassen und den Anblick der in unsrer weimarischen Schweiz einzig dastehenden, sich mathematisch genau senkrecht bis zu 80 m erhebenden Talwand auf sich wirken zu lassen. Diese unersteigliche Wand musste natürlich die Alten zur Anlage einer Fliehburg unbedingt herausfordern, zumal auf der anderen Seite der Einschnitt des Ziegentales das Erklimmen der schmalen Bergzunge stark erschwerte. Von den Verhauen usw., die diese Seite der Ziegen- oder Otternburg einst deckten, sind Reste bei der leichten Verwitterbarkeit des Wellenkalkes nicht zu erwarten. Selbst auf der Dreiecksspitze kann man nur notdürftig zwei Quergräben a u. b als Überbleibsel ehemaliger Befestigungsstücke ansprechen. Anders ist es aber auf der bewaldeten Basaltseite. Dort erhebt sich ein mächtiger Querwall c mit tiefem Graben, der freilich nur geringe Brandspuren aufweist, in seinem Verlauf von jener grandiosen Steilwand an bis zur flachen

---

schieden, dass die rote Masse in den Schlacken geglühter Lehm ist; im Gegenteil behaupte ich mit Bestimmtheit, dass man es bei dieser Erscheinung mit geglühtem, an der feuchten Luft verwittertem Gestein zu tun hat.

Auch hier bedauere ich, dass der Wall nicht durchstochen worden ist. Aus dem Aufbau und aus den etwaigen Funden hätte man leicht Aufschluss über die Erbauer des Walles erhalten können. Das Äussere und die Lage der Schlacken, die an der einen Stelle zutage treten, lassen mich fast annehmen, dass der Wall aus slawischer Zeit stammt. Ist es jemand bekannt, ob im Wallraume slawische Scherben gefunden worden sind? (Professor GÖTZE bejaht diese Frage.) Wenn dies der Fall ist, so glaube ich, nicht zu weit zu gehen, wenn ich sage, dass die Slawen auch den Wall erbaut haben."

Böschung des Ziegentales aber von dem fortifikatorischen Talent der unbekannten Erbauer ein prächtiges Zeugnis ablegt. Der Führer der Abteilung konnte leider über das Alter der Anlage nichts sagen, da das geringe Scherbenmaterial zu stark verwittert ist, um auch nur einigermassen diskutierbare Schlüsse gestatten zu können. — Interessant waren auch noch eine Reihe von flachen Wallzügen, die sich etwa 400 m weiter im Walde finden, über deren Bedeutung — sie sind nur unvollständig vorhanden — vor der Vornahme kostspieliger Spatenarbeit sich genau so viel sagen lässt, wie über eine dabei liegende redoutenartige Anlage. Beim Abstieg konnte dann noch auf einen alten Bärenfang aufmerksam gemacht werden, dessen Entdeckung bei der Untersuchung einer im dichtesten Unterholze sich erhebenden grabhügelartigen Erhöhung erfolgte, die sich schliesslich als das Aushubmaterial jener nur 15 m entfernten Trichtergrube entpuppte.



Eine Stunde weiter, da, wo der Fluss das bekannte scharfe Knie macht, hätte man dann die Stellen zweier weiterer Burgen besuchen können, die Himmelsburg[1]) und den Burgberg in Mellingen.

Trotz schönen Wetters und reizvoller Gegend war die Sache allmählich etwas anstrengend geworden. Darum sollte auch die Belohnung nicht ausbleiben. Der Gastfreund „Garl", klug und fromm, kannte den Brauch und gedachte nach vollbrachter Tagung der Götter, sonderlich unseres huldvollen Schirmherrn Mannus. Ihm zum Preise und zur höheren Ehre dampfte der steingemauerte Altar, und würzige Düfte des schmorenden Opferfleisches wallten uns Fahrern entgegen. Der breitbäuchige Oberpriester waltete seines Amtes, würdevoll die schier gefährlich andringenden Gläubigen vertröstend, mit prüfendem Gabelstich die „Göttergabe" wendend. Ein jung Säulein war blutigem Stahle erlegen, und herrlich schmeckte sein zartes Fleisch, sorglich und sparsam ins weichhäutige Geröhre seines Leibes gestopfet. — Ohne Rostbratwürste geht es nun einmal nicht in Thüringen. Und kommt die Mannusschar zum zweiten Male, dann soll sie ein zweites Leibgericht der Hermunduren zu schmecken bekommen: Kloss mit Gänsebraten.

In friedlichem Austausch der Gedanken ging nun noch ein Stündchen dahin, unterbrochen durch einen launigen Trinkspruch des Herrn Geh. Rat Dr. ZSCHIESCHE, der in Kämpfes Bruch sogar die ersten Spuren von Gerste als Urgrund des süffigen Stoffes gefunden zu haben glaubte, und deshalb nicht umhin konnte, einen kräftigen Schluck hellen Ehringsdorfers auf das Wohl der Veranstalter dieser an Erfahrung so reichen Fahrt nach Weimar zu trinken.

Dann vertraute man sich zum letzten Male den Rädern an, um mit sinkendem Tage die Heimfahrt anzutreten. In der Veranda des Hotels „Kaiserin Augusta", dicht am Bahnhofe, vereinten sich die letzten Reste der Getreuen, um dann endlich nach 9 Uhr nach Ost und West davonzudampfen.

A. Möller.

---

[1]) GÖTZE, Z. f. Eth. 1896, S. 116.

Ausflug vom 4. bis 7. August

nach den vorgeschichtlichen Burgen des Feldatals und der Steinsburg (Kleiner Gleichberg) bei Römhild.

Nach Schluss der Erfurter Tagung reisten die Teilnehmer[1]) nach Vacha. Die Fahrt ging durch das in vorgeschichtlicher Zeit reich besiedelte mittlere Thüringen, dann durch die dem Thüringer Wald vorgelagerte fundarme Zone, hinter Eisenach kreuzte man den Thüringer Wald und gelangte, von dem im Hintergrund auftauchenden Bergkegel des Öchsen begrüsst, bei Salzungen in das bis zum Eindringen der Germanen kulturell von der süddeutschen Zone abhängige Werratal. Nachdem Leimbach mit seinem grossen Latène-Gräberfeld passiert war, verliess man den Zug in Vacha, wo der Vertreter der Weimarischen Regierung, Herr Bezirksdirektor WEIMAR, und der Grossherz. Oberförster Herr KREHAN die Teilnehmer empfingen. Nach einer Stärkung im „Adler" begann die Fusswanderung.

Gleich beim Verlassen des Ortes glaubte man sich in prähistorische Verkehrsverhältnisse versetzt. Ein in der vergangenen Nacht niedergegangener Wolkenbruch hatte Weg und Steg überschwemmt und nötigte zu pfadlosen Umwegen über Felder und Wiesen. Beim Anstieg zum Öchsen bekam man wieder festen Boden und guten Weg und erhielt so ad oculos et ad pedes demonstriert, warum im Altertum die Höhenwege eine wichtigere Rolle als heute zur Zeit der regulierten Flusstäler spielten. Beim Beginn des Steilkegels wurden Ackerterrassen gekreuzt, die sich bis fast zu den Befestigungswerken hinaufziehen. Die klare, durch den Regen gereinigte Luft gestattete einen köstlichen Rundblick vom Aussichtsturm auf die zackigen Rhöngipfel mit ihren prächtigen Buchenwäldern. Einige latène-zeitliche Funde vom Öchsen, die in der Schutzhütte aufbewahrt werden, wurden bei einem Imbiss besichtigt.

Auf dem Abstieg machte Herr BODENSTAB auf das Vorkommen von Bergroggen (Elymus europaeus) aufmerksam, der in der Nähe der Quelle am unteren Teil der dorthin reichenden Befestigungen in ziemlicher Menge wächst. Auch auf den anderen Burgen wurde er, um dies hier vorauszuschicken, beobachtet, sobald man sich der alten Besiedlungszone näherte. Es verlohnte sich wohl eine Untersuchung, ob die Vermutung sich bestätigt, dass man es hier mit verwilderten Überbleibseln keltischen Ackerbaues zu tun hat.

Weiter führte der Weg über Völkershausen nach Dietlas und von da mit der Felda-Bahn nach Dermbach, wo man sich im Sächsischen Hof bei Forellen, welche die Felda reichlich spendet, von den Anstrengungen des Tages erholte.

Am 5. August wurde früh der Beyer bestiegen. Gleich hinter Beyershof, wo der Basaltkegel beginnt, wurden zahlreiche Ackerterrassen überschritten, weiter ging es an einem grossen Basaltfeld und dann

---

[1]) Die Herren BERGER (Merseburg), Freiherr v. BIBRA und Gemahlin (Hannover), Apotheker BODENSTAB und Frl. Tochter (Neuhaldensleben), Prof. GÖTZE (Berlin), Apotheker KADE (Römhild), Prof. KOSSINNA (Berlin), Museumsvorsteher LIENAU und Gemahlin (Lüneburg), Versicherungsbeamter REINHARDT (Erfurt), Oberlehrer H. SCHMIDT (Löbau), stud. W. SCHULZ (Minden) und stud. E. WAHLE (Delitzsch).

steil ansteigend an Wohnpodien vorüber nach dem durch einen doppelten Wall konzentrisch umgebenen Gipfel. Der Abstieg führte auf der Südseite über eine grosse Terrasse mit Grabhügeln und eigentümlichen niedrigen Steinwällen, deren Bedeutung noch nicht feststeht; auch hier stand viel Bergroggen.

Am Nachmittag wurde die schöne Sammlung des Herrn Apothekers KELLER besichtigt und dann die Weiterfahrt nach Kaltennordheim angetreten. Von dort ging es mit Wagen das Feldatal immer weiter aufwärts durch Kaltensundheim mit schönen geschnitzten Holzarchitekturen, weiter durch frische, von prächtigen Waldbergen umrahmte Wiesen, unter der Alten Mark bei Erbenhausen vorüber nach der Passhöhe des Stellbergs.

Jenseits erschien bald der bayrische Flecken Fladungen in der Abendsonne mit seiner gut erhaltenen, durch eine Anzahl Türme bewehrten Ringmauer. Der Rundgang in der Dämmerung durch den stillen altertümlichen Ort erzeugte eine Stimmung, dass man sich um einige Jahrhunderte zurückversetzt glaubte.

Am 6. August bestieg man wieder die Eisenbahn und fuhr über die Kirschenstadt Ostheim, Mellrichstadt und Rentwertshausen nach Römhild. Unter Führung der Herren Bürgermeister GRIEBEL, Apotheker KADE, Lehrer HÖFER und Lehrer KESSLER wurden die Sehenswürdigkeiten der Stadt besichtigt, so namentlich die Kirche mit einem prächtigen Grabmal aus Bronze, einem Meisterwerk Peter Vischers, und die Bonsack'sche Sammlung von Steinsburgfunden und anderen Altertümern aus der Umgegend Römhilds.

Nach dem Mittagessen im Schlundhaus wurde der Grosse Gleichberg in Angriff genommen. Nach langem Anstieg, der an einer grossen Mardelle am Kochsbrunnen und der Landesheilstätte vorbei über die Alteburg, eine jedenfalls mittelalterliche Befestigung führte, gelangte man auf das langgestreckte Plateau. Die Besichtigung des vor mehreren Jahren entdeckten Pfostenloches im südlichen Teile des Ringwalles wurde leider durch Regen gestört, sodass der Rückzug nach dem im Sattel zwischen den beiden Gleichbergen am Sandbrunnen gelegenen „Waldhaus" angetreten werden musste, wo Nachtquartier genommen wurde.

Der 7. August war der Steinsburg auf dem Kleinen Gleichberg gewidmet. Bei dem Umfang der Anlagen und der schwierigen Zugänglichkeit kann an einem Tage nur ein kleiner Teil begangen werden, aber bei sachkundiger Führung ist es immerhin möglich, die wichtigsten Punkte kennen zu lernen und einen Totaleindruck des gewaltigen Werkes zu bekommen. Von wichtigen Einzelheiten wurde die verschiedene Konstruktion der Mauern und ihre Konservierung mit Zement gezeigt, ferner verschiedene Hausunterbauten (einer mit Widerlager für die Holzdiele), Wohnpodien, Gräber u. a. m. Auch auf die erst kürzlich beobachteten Spuren von Umbauten der Mauern mit ihren Konsequenzen für die Baugeschichte der Steinsburg wurde hingewiesen.

Wie schon früher von anderer Seite, so wurde auch jetzt von Herrn Prof. KOSSINNA und den andern Teilnehmern rückhaltlos anerkannt, dass die Methode, nach der die Steinsburg jetzt bearbeitet

wird, richtig ist und zu einem günstigen Endresultat führen wird; auch die Art der Konservierung der Mauern fand allgemeinen Beifall.

An der Begehung nahmen auch Vertreter des Hennebergischen altertumsforschenden Vereins zu Meiningen mit ihrem Vorsitzenden, Herrn Oberbaurat FRITZE, teil.

Nach gemeinsamem Mahl im Waldhaus endigte der Ausflug, der zwar bei der Bezwingung der steilen Basaltberge einige körperliche Anstrengungen erforderte, aber wohl den meisten Teilnehmern ein ihnen bis dahin fremdes Gebiet von hoher landschaftlicher Schönheit und archäologischer Bedeutung erschloss.

Götze.

Verzeichnis der 113 Teilnehmer.

1. Vorsitzender: Kossinna, Gustaf, Dr. phil., Univ.-Professor, Berlin.
2. Vorsitzender: Bezzenberger, Adalbert, Dr., Univ.-Professor, Geh. Regierungs-Rat, Königsberg i. Pr.
1. Schriftführer und Protokollant: Albrecht, Gustav, Dr. phil., städt. Bibliothekar, Charlottenburg.

A.

Adrian, Jos., Dr. phil., Rektor, Erfurt.
Alberti, Pfarrer, und Frau, Ulrichshalben.
Arendt, Hugo, Bildnismaler, Erfurt.

B.

Baehr, Max, Rentier, Erfurt.
Berger, Paul, Privatmann, Merseburg.
Biereye, Dr. phil., Professor, Gymn.-Direktor, Erfurt.
Bibra, Freiherr von, Major a. D., und Frau, Hannover.
Bischoff, Dr. iur., Geh. Ober-Justizrat u. Landgerichts-Präsident a. D., und Frau, Erfurt.
Bodenstab, E., Apotheker a. D., und Tochter, Neuhaldensleben.
Brehmer, Fräulein, Erfurt.
Buschmeyer, Fr., Kunstmaler, Erfurt.
Busse, Hermann, Rentier, Woltersdorfer Schleuse b. Erkner.

C.

Caemmerer, Dr. phil., Professor, Arnstadt.
Caesar, Adolf, Apotheker, Erfurt.

D.

Deile, Professor, Erfurt.
Dietrich, Pastor, Frienstedt.
Dunkel, Rud., Rentier, Elxleben a. G.

F.

Fleischer, Oskar, Dr. phil., Universitäts-Professor, Berlin.
Florschütz, Dr. med., Sanitätsrat, Gotha.

G.

Gerstenhauer, Lehrer, Büssleben.
Girke, Georg, cand. phil., Berlin.
Götze, Alfred, Dr. phil., Professor, mit Frau und Tochter, Gross-Lichterfelde.
Griepentrog, Curt, Gymn.-Oberlehrer, Erfurt.
Günther, A., Vorstand des städt. Tiefbauamtes, Coblenz-Lützel.
Güther, Hugo, Buchhändler, Erfurt.
Gutsche, Dr. phil., Stadtschulrat, Erfurt.

H.

Haake, Dr. med., Arzt, Braunschweig.
Hagen, Joachim von der, Museumskustos, Prenzlau.
Hahne, Hans, Dr. phil., Direktorialassistent u. Privatdozent, Hannover.
Hennig, Fritz, Realgymnasiast, Erfurt.
Hesse, Fräulein, Erfurt.

J.

Jacob, K., Dr. phil., Museumsassistent, Leipzig.
Jahn, Martin, cand. phil., Berlin.
Jahr, Dr. phil., Oberlehrer, Erfurt.

K.

Kade, C., Apotheker, Römhild.
Kalklösch, L., Pastor emer., Erfurt.
Kickton, Stadtbaurat, Erfurt.
Knoch, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, und Frau, Erfurt.
Koch, Pfarrer, Tröchtelborn.
Kossinna, Richard, Justizrat, Nordhausen.
Krauth, Dr. phil., Professor, Erfurt.

Kropp, Philipp, Privatgelehrter, Jena.
Krüll, Rektor, Erfurt.
Kubale, Oberstleutnant a. D., Erfurt.
Kuntze, H., Rentmeister, und Frau, Burgscheidungen.

L.

Lienau, M. M., Abteilungs-Vorsteher am Museum, und Frau, Lüneburg.
Lilliendahl, Kommerzienrat, Neudietendorf.
Loos, Regierungsrat, Erfurt.
Lorenz, Wilhelm, Photograph, Erfurt.
Ludewig, Dr. iur., Justizrat, und Frau, Erfurt.

M.

Meyer, Stadtrat a. D., und Frau, Erfurt.
Michaelsen, A., Kaufmann, u. Frau, Erfurt.
Möller, Armin, Kustos des städt. Museums, Weimar.
Müller, Paul, Justizrat, und Frau, Erfurt.

N.

Nagel, Lehrer, Erfurt.
Nitzschke, Dr. iur., Landesrat, Merseburg.
Nöller, Fr., Rentier, Erfurt.
Nuernberg, Dr. med., Arzt, u. Frau, Erfurt.

O.

Ost, Dr. phil., Gymnasial-Oberlehrer, Erfurt.
Overmann, Dr. phil., Stadtarchivar, und Frau, Erfurt.

P.

Peschel, E., Lehrer, Nünchritz.
Peters, Stadtbaurat, und Frau, Erfurt.
Pfau, Cl., Dr. phil., Professor, Rochlitz i. Sa.
Pfeiffer, L., Dr. med., Geh. Medizinalrat, Weimar.

R.

Rehlen, W., Stadtrat, Nürnberg.
Reichardt, Versicherungs-Beamter, Erfurt.
Reineke, Otto, Vikar, Erfurt.
Reisert, Zahnarzt, Erfurt.

S.

Schmidt, Carl, Fabrikant, Erfurt.
Schmidt, H., Oberlehrer, und Frau, Löbau i. Sa.
Schmidt, Rob. Rud., Dr. phil., Privatdozent, Tübingen.
Schneider, Th., Pfarrer, Stutzhaus.
Schneider, Dr. phil., Professor, Erfurt.
Schröder, Arno, Pfarrer, Hainichen b. Dornburg.
Schulz, Walther, stud. phil., Minden i. W.
Schumann, Gottl., Rentier, und Frau, Erfurt.
Staffel, Dr. med., Arzt, Chemnitz.
Starcke, Dr. med., Arzt, Vieselbach.
Steinbrück, Carl, Kaufmann, Erfurt.
Stenger, Emil, Kaufmann und Gärtnereibesitzer, Erfurt.
Sturm, Otto, Ökonom, Erfurt.

T.

Teichfischer, K., Kaufmann, Erfurt.

V.

Volkstedt, H., Lehrer, Erfurt.

W.

Wagner, E., Lehrer, Kerspleben.
Wahle, Ernst, stud. archaeol., Delitzsch.
Walter, E., Dr. phil., Professor, Stettin.
Wilcke, Max, Dr. phil., Königl. Kreisschulinspektor, Zeitz.
Winckler, Alb., stud. archaeol., Berlin.
Wüst, Ewald, Dr. phil., Professor, Kiel.

Z.

Zschiesche, Paul, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Erfurt.
Zschiesche, Amtsrichter, Cölleda i. Th.
Zuckschwerdt, Dr. med., Sanitätsrat, Sprottau.

Rednerliste.

Albrecht 36.

Berger 43, 47, 48.
Bezzenberger 29, 38, 39, 40, 42, 46, 65, 67.
Biereye 1, 5.
Bodenstab 42.
Busse 43.

Dietrich 42.

Fleischer 45, 46.

Götze 11, 29, 35, 83.
Günther 38, 66.
Hahne 18, 29, 42, 44.

Jacob 36.

Kossinna 2, 5, 36, 41, 43, 47.

Möller 29.

Nitschke 4.

Pfau 49.

Schmidt, H., 42, 83.
Schmidt, R. R., 40, 43, 44.

Wahle 30, 35, 36, 40.
Wilcke, M., 48.
Winckler 27, 36.
Wüst 44, 48.

Zschiesche 4, 8, 36.

UNIVERSITY OF MINNESOTA
walt,cls bd.1-2

Mannus. Erg anzungsband.

3 1951 000 753 380 J

WILSON
ANNEX
AISLE 58